Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Odebrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Odebrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schultze.

Inhalt
des neunten Bandes.

Seite

I.

Minnesinger.

Bruchstücke einer noch unbekannten altdeutschen Liederhandschrift.

Vor etwa zwei Jahren überbrachte mir der Antiquar Heß von Ellwangen einige Pergamentblätter, mit der Bitte sie zu untersuchen und ihm meine Meinung über deren Inhalt u. s. w. zu sagen. Es war nicht schwer, auf den ersten Blick zu erkennen, daß Lieder des von Morungen und des Schenken von Limburg auf diesen Blättern enthalten seien, und gerne machte ich von dem Anerbieten Gebrauch, mir dieselben bis zum andern Morgen zu leihen. Leider konnte ich damals zu einer vollständigen Abschrift keine Zeit finden und mußte mich darauf beschränken, bloß die Lesarten in mein Exemplar der v. d. Hagen'schen Minnesänger, doch nicht ohne Zuratheziehung der Bodmer'schen Ausgabe, einzutragen. Auf den Grund dieser Vergleichung ist die Abschrift gefertigt, die ich hier mittheilen will, wobei ich aber natürlich, wol für die Richtigkeit dessen, worauf es im Allgemeinen ankommt, nicht aber für die eines jeden u oder v oder Punktes u. s. w. stehen kann[1]).

Es sind im Ganzen vier wol erhaltene Pergamentblätter in groß 4 oder klein Folio. Sie bilden die beiden äußern Doppelblätter der XXI. Lage einer Handschrift, die allem Anscheine nach eine sehr umfangreiche Sammlung altdeutscher Liederdichter enthielt. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Blättern und der Pariser oder sogenannten Manesse'schen Liederhandschrift ist hinsichtlich der äußern Einrichtung, der Bilder, ja selbst der Schrift-

1) Siehe die Nachschrift S. 11.

züge so groß, daß man der Vermuthung Raum geben darf, beide seien Copien unter sich, oder doch Abschriften einer und derselben Handschrift. Die Uebereinstimmung beider ist, auch in den Fehlern, eine fast buchstäbliche (einzelne Versehen, deren jede ihre besondere hat, ausgenommen), und die Reihenfolge der Dichter ist allem Anscheine nach in beiden ebenfalls dieselbe. Auch im Alter mögen sie sich gleich stehen, d. h. in der Mitte des XIV. Jahrhunderts geschrieben sein. Die Blätter enthalten:

1. Bl. 1a—3c den Anfang und Schluß der Lieder Heinrichs von Morungen, I—IX. 1, 4. und XXIX. 3, 2—XXXII, 1. XXXIII—XXXIV. Die beiden innersten Doppelblätter fehlen, und damit die Lieder (v. d. Hagens MS. I, 123b—129b) IX. 1, 5. — XXIX. 3, 1;

2. Bl. 4cd den Anfang der Lieder des Schenken von Limburg I—II. 1, 6. Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben reich gemalt, mit der für den Maler vorgezeichneten Ueberschrift: d' schenke von limpurg. Es nimmt den Raum von drei Spalten ein (Bl. 3d und 4ab.), weicht aber, von dem Bilde der Pariser Handschrift (vergl. v. d. Hagen's Beschreibung, MS. IV, 131.) in vielen Punkten ab.

Auf dem untern Rande von Bl. 4cd steht: XXI. (d. i. die 21ste Lage). Die Zeilen, deren auf jeder Spalte 33 stehen, sind nicht abgesetzt. Die Initialen sind abwechselnd blau und roth; beim Beginne eines neuen Dichters sehr groß, mit verschiedenen Farben gemalt und reich verziert.

Das Vorhandensein einer Hscht., die der Pariser in keiner Weise nachgestanden hat, ist jedenfalls aus mehr als einem Grunde von Wichtigkeit, und es wäre von Werth zu wißen, woher diese Blätter, die so sauber und wolerhalten sind, als ob sie erst gestern aus der Hscht. genommen wären, stammen. Herr Heß, den ich darum befragte, konnte oder wollte mir es nicht sagen. Nur so viel habe ich kürzlich von ihm erfahren, daß er sie nach Hamm[1]) verkauft hat.

Stuttgart, November 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

1) Siehe die Nachschrift auf S. 11.

(34. Her Heinrich von Morunge)

I.)

(1.) SJ[1]) ist zallen eren | ein wib wol er- | kant. schoner | geberde mit zuh- | ten gemeit. so | das ir lop in dem | riche vmbe gant. als der mane wol | verre uber lant. lúchtet des nach | tes wol lieht vnd breit. so das ir | schin al die welt vmbe vat. als | ist mit gúte vmbe vangen dú schô | ne. des man ir giht si ist aller wi- | be ein crone. |

(2. roth) Dis lob beginnet vil frowen | versman. das ich dú mine | han zeiner krone geseczet so bo. | vnd ich der deheine vs genomen | han des ist vil luter vor valsche ir | der lib. smal wol ze masse vil sier | vnd fro. des mus ich in ir genaden | beliben. gebutet si so. min liebest | vor allen wiben. |

(3. blau) Got lasse mir vil lange leben | gesunt. die ich an wiblich[5] | stete noch ie vant. sit si min lib | zeiner frowen erkos. wol ir vil | suffer vil rot ist ir der munt. ir | zene wis ebene vil verre erkant. | dur die gar ich alle vnstete ver kos. | do man si lobte also reine vnd wi- | se. senfte vnd los. dar vmbe ich si | noch prise. |

(4. roth) Ir tugent reine ist der sun- | (Blatt 1b) nen gelich. dú truben wolken tůnt | lichte geuar. swenne in dem meiē | ir schin ist so clar. des wirde ich steter | frôide uil rich. das ober lúchtet ir | lob also gar. wib vnd frowen die | besten fúr war. die man benenne | in tútschem lande. verre ader nach | so ist es dú bas erkande. |

(II.)

(1. blau) MJn erste vnd ouch min leste. | froide was ein wib. der ich | minen lib. bot zedienste iemer | me. dú hohste vnd ôch dú | beste. | in dem herzen min. seht das mus | si sin. der ich selten fro beste. ir tů | leider we. al min sprechen vnd min | singen. des mus ich an frôiden mich nu twingen. vnd trûren swa ich ge |

1) Groser Initial, blau, gemalt, mit Goldumrandung und Hintergrund.

(2. roth) Nu ratent lieben frowen. was | ich singen muge. so das ir tu= | ge. sang ist an froiden krank. mir | wart nicht wan ein schowen. von | ir vnd der grůs. den si teileu můs. | mit der welte sunder dank. dú zit | ist zekranc. ane fröide vnd aue wū= | ne. nu wol dar swer mich geleren | kunne. das ich singe nuwen sank |

(3. blau) Wer ir mit mime sange wol | so sunge ir. sus verbot sis mir. | vnd ir tete min svigen[1]) bas. nu swi= | ge aber ich zelange. solde ich singē | me. das tet ich als e wie. zimt mi= | ner frowen das. das si min vergas. | vnd ver seite mir ir hulde. owe des | (Bl. 1c) wie rehte vnsanfte ich dulde. beide ir | spot vnd ŏch ir has. |

(4. roth) Vil wiblich wib nu wende. mi= | ne sende clage. die ich tŏgen | trage. du weist wol wie lange zit. | ein seldenriches ende. wirt mir das | von dir. so siht man an mir. fröide | an alle wider strit. sit das an dir | lit. mines herzen hohgemute. macht | du trosten mich. dur wibes gůte. | sit din trost mir fröide git. |

(5. blau) Ich sihe wol das min frowe. mir ist | vil gehas. doch versůche ichs bas. | in verdiene ir werden grůs. des ich | ir wol getruwe. das hat si versworn. | ir ist leider zorn. das ichs der werl=|te kunden můs. das ich niemer sus. | von ir dieneste mich gescheide es kom | mir ze liebe ald ir zeleide. lichte wirt | mir swere bůs. |

III.

(1. roth) Het ich tugende nicht so vil von | ir vernomen. vnd ir schone | nicht so vil gesehen. wie were si mir | danne also zeherzen komen. ich | mus iemer dem geliche spehen. als | der mane tut den[2]) sinen schin. von | des sunnen schin | enpfat. als kumt mir dike ir wol liehte ogen blike. | in das herze min da si vor mir gat |

(2. blau) IR wol liehten ŏgen. in das herze min. | so kumt mir dú not. das ich mus | clagen. solde aber ieman an im

1) Es stand erst sing'en.
2) Sv.

ſel= | ben ſchuldig ſin. ſo het ich mich ſel- | (Bl. 1d) ben ſelbe ir ſlagen. do ichs in min | herze nam. vnd ich ſi vil gerne ſach. | nach gerner dan ich ſolde. vnd ich des | nicht miden wolde in hohte ir lob | ſwa mans vor mir sprach. |

(3. roth) MJme kinde wil ich erben diſe not. | vnd dú klagende leit dú ich | han von ir wenent ſi danne ledic | ſin ob ich bin tot. ich laſſe einen | troſt noch hinder mir. das noch ſcho= | ne werde min ſôn. das er wunder | an ir bege. alſo das er mich reche, | vnd ir herze gar zehreche. ſo ſin ſo | rehte ſchone ſe.

(IV.)

(1. blau) In ſo hohet ſwebender wunne. | ſo geſtuut min herze an frǒiden | nie. ich var als ich fliegen kúnne. | mit gedanken iemer vmbe ſie. ſit | das mich ir troſt enpie. der mir dur | die ſele min mitten in das herze | gie. |

(2. roth) Wwas ich wunnecliches ſcho= | we. das ſpil gegen der wun= | ne die ich han. luſt vnd erde walt | vnd ǒwe. ſulnt die zít der frǒide min | enphan. mir iſt komen ein hugen= | der wan. vnd ein wunneclicher | trǒſt des min mut ſol hohen ſtan |

(3. blau) Wol dem wunneclichen mere. | das ſo ſuſſe dur min ore. er= | klang. vnd der ſanſte tunder ſwe[5]. | dú mit frǒiden in min herze ſang. | da von mir ein wunne ent ſprang. | (Bl. 2a) dú vor liebe alſam ein tǒ mir vs | von den ǒgen dranc. |

(4. roth) Selig ſi dú ſuſſe ſtunde. ſelic | ſi dú zit der werde tag. do dc | wort gie von ir munde. das dem her= | zen min ſo nahe lag. das min lib | von frǒiden erſchrag. vnd en weis | von liebe. ioch was ich von ir ſpre= | chen mag. |

(V.)

(1. blau) Von der elbe wirt entſehen vil | manig man. alſo wart ich | von groſſer liebe entſehen von der | beſten die ie kein man lieb gewan. | wil aber ſi mich dar vmbe vehen. | mir ze vnſtatten ſten. mag ſi danne |

rechen ſich tů des ich ſi bitte da mitte | frôiwet ſi ſo mich. das ich danne vor | libe mus zergan. |

(2. roth) Wwenne ir liechten ŏgeu alſo | verkerent ſich. das ſi mich an | dur min herze ſehen. ſwer da ent=|zwiſchen danne ſtet vnd irret mich. | dem můſſe al ſin frôide zergen. wan | ich danne ſtan vnd warte der frowē | min. rehte als des tages dú kleinen | vogellin wenne ſol mir iemer li=|eb geſchen. |

(3. blau) MJch enzundet ir vil liehter | ŏgen ſchin. als das fúer[1]) ein | túrre zunder tůt. vnd ir frômde | krenket ſo das herze min. als das | waſſer eine glůt. vnd ir hoher | můt. vnd ir ſchone vnd ir edelkeit | (Bl. 2b) vnd das wunder das man von ir tú= | gende ſeit. das iſt mir vil úbel vnd | ŏch lihte gůt. |

(4. roth) SJ gebútet vnd iſt in dem herzē | min. frowę vnd herer danne | ich ſelbe ſi. hey wan ſolt ich ir noch | ſo geuangen ſin. das ſi mir mit tru=|wen were bi. ganzer tage dri. vnd | eteſliche nacht. ſon verlúre ich niht | den lib. vnd al die macht. nu iſt ſi | leider vor mir al zefri. |

(VI.)

(1. blau) Weſt ich ob es verſwiget mŏh= | te ſin. ich lieſſe úch ſehen mine | ſchonen frowen. der enzwei breche | mir daz herze min. der mohte ſi ſcho|ne drinne ſchowen. ſi kan her dur | dú ganzen ŏgen min ſunder túr| gegangen. owe ſolde ich von ir ſuſ= | ſen minne ſin als minnecliehen en= | phangen |

(2. roth) Der ſo lange | růſt in einen tŏben walt. es | antwurt im dar vs eteſwenne. nu | iſt dú clage von ir dike maniualt. | gegen miner not ſwie ſis nicht er | kenne. doch klaget ir manger mi= | nen kumber. vil dike mit geſange. | owe ia hat ſi geſlafen alles her al=| der geſwigen alzelange. |

(3. blau) Wer (ich) ein ſtich ader ein ſtar die | mehten ſit. gelernet han. | das ſi ſprechen minnen. ich han ir | gedienet her vil lange zit. mac | ſi ſich doch miner rede verſinnē. |

1) Wie ſirer geſchrieben.

(Bl. 2c) nein si nicht got enwelle ein wun-|der vil verre an mir erzeigen. ia | mohte ich sit einen bůn mit mi-|ner bette funder wapen nider | geneigen. |

VII.

(1. roth) Es ist site der nachtegal. | swanne si ir liet. vol endet | so swiget sie. dur das volge aber | ich der swal. div durch liebe noh | durch leide ir[1]) singen nie verlie | sit das ich nu singen sol. so mag | ich von schulden sprechen wol. o-|we. das ich ie so vil gebat. vnd | geflechte an eine stat. da ich gena- | den niemen le. |

(2. blau) Swige ich vnd singe niet. | so sprechent. si das mir | min singen zeme has. sprich ah[5] | ich vnd singe ein liet. so můs ich | dulden beide ir spot vnd ŏch ir has. | wie sol man dien nu geleben. die | dem man mit schoner rede ver| geben. owe das in ie so wol ge- | lanc. vud ich lie dur si minen | sang. ich wil singen aber als e |

(3. roth) Owe miner besten zit. vnd | owe miner rechten wunnec-| lichen tagen. was der an ir dienste | lit. nu iamert mich vil mancher | seneclicher clage. die si hat von | mir vernomen. vnd ir nie zů | herzen kunde komen. owe minú | gar verlornē iar. dú rúwent mih | (Bl. 2d) ver war. in verclage si niemer me. |

(4. blau) IR lachen vnd ir schone an sehen. | vnd ir gut geberde hant betöret | lange mich. in kan anders nicht ver-| iehen. swer mich rumes zihen wil | für war der sundet sich. ich han sor- | gen vil gepflegen. vnd dien frowen | selden bi gelegen. owe. wan das ich | si gerne an sach. vnd in ie das bes-|te sprach. mir enwart ir nie nicht | me. |

(5. roth) Es ist nicht das túre si. wan | habe es deste werder wan den | getrúwen man. der ist leider swe-| re bi. er ist verlorn swer nu nicht | wan mit truwen kan. des wart | ich vil wol gewar. wand ich ir mit | trúwen ie diente dar. owe. das ich | truwen nie genos. des sten ich froi-|den blos. doch diene ich swie es er ge. |

1) Es steht in.

(VIII.)

(1. blau) Ob ich ſi dúchte | hulden wert. ſon mǒhte mir | mir zer welte nicht geſchehen. het ich | an got ſit genaden gert. ſin kundē | nach dem tode niemer mich vergen. | her vmbe ich niemer doch verzage. | ir lob ir ere vnz an min ende ich | ſinge vnd ſage. | was ſi ſich beden- | ket bas vnd tete ſi liebe das ſo ver | bere ich alle clage. |

(IX.)

(1. roth) Sach ieman die frowen. die | man mag ſchowen. in dē | venſter ſtan. dú vil wol getane. |

(Hier fehlen die beiden innern Doppelblätter bis XXIX, 3, 1.)

(Blatt 3a) das ein luzel iſt mit valſcher | diet behůt. daſt ein ſwacher | frundes has. das ſi mit den an- | dern mir ſo leide tůt. es hǒret | nicht ze liebe ein ſo kranker frū- | des můt. wil aber ſi die hute al- | ſo triegen. daſt vns beiden gůt |

(XXX.)

(1. roth) Owe. ſol aber mir iemer | me geluhten dur die naht. | noch wiſſer danne ein ſne. ir | lip vil wol geſlacht. der trog dú | ogen min. ich wande es ſolde | ſin. des lihten manen ſchin Do taget es. |

(2. blau) Owe. ſol aber er iemer me. | den morgen hie betagen | als vns die naht enge. das wir | nicht durfen clagen. owe nu iſt | es tag. als er mit clage pflag. | do er iungeſt bī mir lag Do tagete es. |

(3. roth) Owe ſi kuſte ane zal. in dem | ſlafe mich. do vieln hin ze- | tal. ir trene nider ſich. iedoch ſo | getroſte ich ſie. das ſi ir weinen | lie. vnd mich al vmbe vie. Do | tagte es. |

(4. blau) O we das er ſo dike ſich. bi- | mir entſehen hat. als er | endachte mich. ſo wolt er ſunder | wat. min armen ſchowen blos. | es was ein wunder gros. das in | des nie verdros Do tagte es |

(XXXI.)

(1. roth. Blatt 3b.) Hat man mich geſehen in ſor- | gen. des en ſol nicht mer er | gan. wol frǒwe ich mich alle mor | gen. das ich die vil lieben han. ge|ſehen

in ganzen froiden gar. nu | fluch von mir hin langes truren. | ich bin aber gesunt ein iar. |

(2. blau) SJ kan durch die herze brechen. | sam du sunne durch das glas. | ich mag wol von schulden sprechē. | si (ist) ganzer tugende ein adamas. so | ist du liebu frowe min. ein wun- | nebernder sůsser meije. ein wolke- | loser sunnen schin. |

(3. blau) Ob si miner not dú gúte. wol- | de ein liebes ende geben. mit | den fron in hohem mute. sehe man | mich danne leben. die wile so das | nicht ist beschehen. so mus man bi | der vngemuten schar mich in den | sorgen sehen. |

(XXXII.)

(1. roth) MJr ist geschehen als einem | kindeline. das sin schones | bilde in einem glasse gesach. vnd | greif dar nach sin selbes schine. | so vil. "das "bis es den spiegel gar | zerbrach. do wart al sin wunne | ein leitlich vngemach. also dahte | ich iemer fro ze sine. do ich gesach | die lieben frowen mine. von der | mir bi liebe leides vil geschach. | [1])

(XXXIII.)

(1. blau) Ich wil ein reise. wunschet das | ich wol geuar. da wirt manig | (Blatt 3c) weise. dú lant dú wil ich brinnē | gar. miner frowen riche. swas | ich des bestriche. das mus alles | werden verlorn. si en wende mi- | nen zorn. |

(2. roth) Helfet singen alle. mine frūt | vnd zieht ir zu. mit schal- | le. das si mir genade tů. schriet | das min smerze. miner frowen | herze. breche vnd in ir oren ge. | si tut mir ze lange we. |

(3. blau) Frowe ich wil mit hulden. | reden ein wenīg wi- der dih | das solt du verdulden. zurnest | dů so swige aber ich. wiltu dine | iugende cronen wol mit tugen- | de so wis mir genedig sůsú fruht | vnd troste mich dur dine zuht |

---

1) Die hier in der Manessischen Handschrift fehlenden 3 Strophen der Würzburger Handschrift (unter Reimars Liedern) fehlen also auch in diesen Blättern. H.

XXXIV.

(roth) VJ hilfú senfte toterinne. | war vmbe went ir toten | mir den lib. vnd ich uch so herzec- | lichen minne. zwar frowe fur | ellú wib. wenent ir ob ir mich | totent. das ich uch iemer mer be|schowe. nein uwer minne hat | mich des ernotet. das úwer se-| le ist miner sele frowe. sol mir | hie nicht gut geschehen. | von ú-| werm werden libe. so mus mī | sele ú des veriehen das uwerre | sele dienet dort als einem reinē | wibe. |

(Blatt 3—4ab das Bild
35 des Schenken von Limburg.)

(I.)

(1.) WOl[1]) mich dirre | stunde. die solde | ich enpfahen. | mit gesange es | ist rehte ander | zit. ob ich das | wol kunde. dar so solde ich gahē. | wan horet vogel singen wider | strit. dar zu dringen dur das gras. | blumen manger leie. ich kan sel- | be dar do was. willekome er mei-|je. mir vnd ŏch der frowen min. | ich wil sin. swie so si gebutet mīs | herzen trosterinne. |

(2. roth) Herzelieber mere. der war- | te ich vil dike. von der min | neclichen frowen min. ich were | ane swere. wan das ich ir schrike. | dur die lieben trage ich senden pī. | das ist endelichen war. liebe nimt | die sinne. liebe machet missenar. | wissent das ich brunne. | in der lie- | be als ein glůt. frowe tůt. wol | an mir vil tumben. des war so sit | ir gůt. |

(3. blau) Wer ich nicht ein tumber. | so liesse ich min singen. sit | es ist der lieben gar ein wint. | ich han grossen kumber. den mag | si wol ringen. frowe vs senden | sorgen mich enbint. ir sult mir | genedig wesen. lieb mins herzē| wunne. so mag ich vil wol ge- | (Bl. 4d) nesen. lihtù spilndú sunne. tros-| tent mich vil senden man. sit | ich gan. iv wol aller eren geden-|kent wol dar an. |

(4. roth) Owe sender sorgen. swie ich | so gebare doch tůt si mir | an dem herzen we. die trage ich v^5-|borgen. stille

1) Großes blaues W auf Goldgrund.

vnd offenbare. die=|ne ich ir. was wil die liebe me. | wil ſi ich ſinge ir wil ſi ich ſage. | wil ſi ich trure ich lache. ich weis | wol der lieben clage. ich diene ir | zeſwache. frowe minne ſugent das. | das mir bas. lů min troſterinne | der ich noch nie vergas. |

(5. blau) **MJt zwein blanken armen. | ein vil lieblich twingen. | iſt mir ſenden knechte wilde gar. | ſi ſol ſich erbarmen. nach den ſel=|ben dingen. iamert mich got | gebe das ichs eruar. togen min=|ne iſt mir vnkunt. lieblich twi=|gen túre. wil ir roſenuarwer=|munt. ſo fröiwe ich mich húre. | troſtent frowe eſt ander zit. ſor=|ge lit. minem herzen nahe. des | ir gewaltig ſit. |**

(II.)

(1. roth) **SJt ſich dú zit. alſo ſchone | ze fröiden hant geſtellet. | des were ich fro ſeht ſon lat mich | ein wib. deſt ane ſtrit. das min | herze ſich hat zir geſellet. es | iſt ein not das ir lieblicher lib. |**

xxj.

Nachſchrift: Die letzte Angabe (S. 2.) heißt mit andern Worten, Prof. Ludwig Troß zu Hamm, der eifrige Sammler, hatte jene Blätter erſtanden und vor bald zwei Jahren ſchon der Königl. Bibliothek zu Berlin abgetreten, wo ſie unter der Bezeichnung Ms. germ. 4. No. 519 aufbewahrt werden. Dadurch wurde es dem Unterzeichneten möglich, Dr. Pfeiffer's Abſchrift von den durch das von ihm vorn geſchilderte Verfahren hineingekommenen Fehlern zu reinigen. Das den ſchenken von limpurg bezeichnende Bild umfaßt, wie ſchon geſagt, drei Spalten; auf der Spalte 3 d. links erſcheint derſelbe, hinter ſeinem Roſſe abgeſtiegen, helmlos, die Fahne in der linken, den Streitkolben in der rechten Hand, den Turnierſpeer auf dem Rücken, den Schild am rechten Arme tragend. In Schild und Helm des Schenken Wappen. Blatt 4 a b. zeigt den Ritter, von der vorigen Darſtellung durch einen Baum getrennt, behelmt, vor ſeiner Frau (die eine goldene Feder im Hauplhaar trägt) das linke Knie neigend, mit der entblößten linken Hand von ihr den Kranz empfangend, den ſie ihm mit ihrer Rechten darreicht, während ſie mit der Linken einen goldenen Ring hält. Ueber dem Ritter ſein Wappenſchild*). Daß wir es endlich, wie Dr. Pfeiffer aus dem Textverhältniſſe nachweiſt, mit den vier äußeren Blättern einer Lage zu thun haben, zeigen auch die mit gleich alter Dinte, je von gleicher Hand unten rechts am Rande jedes Blattes geſchriebenen Blatlzahlen, auf dem letzten Blatte unverletzt 8, auf dem vorletzten wohlerkennbar 7 (Λ), auf Bl. 1 und 2 beſchnittener 1 und 2. H. F. Maßmann.

*) Näheres darüber in meinen Vorträgen über die Bilderhandſchriften ꝛc. der Minneſinger in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften. v. d. Hagen.

II.

Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Landschaftsgemälde.

Es ist nicht zu leugnen, daß unter allen mittelhochdeutschen Dichtern das Studium der Schriften Wolfram's v. E. die meisten Schwierigkeiten darbietet und, so viel wir auch den Verdiensten Lachmann's, v. d. Hagen's u. A. um die Herausgabe und Erklärung desselben zu danken haben, doch so manche Punkte dieses großen, vaterländischen Gedichtes noch einer allseitigen, befriedigenden Deutung bedürfen. Daher kommt es denn auch, daß namentlich über den Parzival, das vorzüglichste Epos des ganzen Mittelalters, in den weiten Kreisen der Gelehrtenwelt so verschiedenartige Urtheile umlaufen und unberufene Geister vor dem unerfahrenen Publicum, besonders dem jüngeren Geschlecht, über einen Dichtergenius und seine Zeit den Stab zu brechen sich erdreisten, statt im Gefühl ihrer Incompetenz still an solchen ehrwürdigen Werken deutscher Kunst vorüberzugehen. Um diesem heillosen Treiben nach Kräften entgegen zu wirken und zur richtigeren Beurtheilung der deutschen Vorzeit einen, wenn auch geringen Beitrag zu liefern, schrieb ich die beiden Abhandlungen zu den Programmen des Potsdamer Gymnasiums von den Jahren 1845 und 1849, desgleichen eine dritte: „Chronologische Bestimmung der Begebenheiten in Wolfram's Parzival," welche Herr Professor M. Haupt in's dritte Heft des sechsten Bandes seiner Zeitschrift für deutsches Alterthum aufgenommen hat. Zu demselben Zweck möge auch diese

neue Arbeit dienen, welche sich zunächst als Fortsetzung an das letzterwähnte Potsdamer Programm anschließt. Hoffentlich wird dieses einfache Natur- und Kunstgemälde, das ich einer wegen angeblicher Plan- und Geschmacklosigkeit verschrienen Episode des Parzival entlehnt habe, bei unbefangenen, sowohl gelehrten, als auch ungelehrten Lesern des gewünschten Eindrucks nicht verfehlen.

Damit aber der Leser den Zeitpunkt, für welchen die Beschreibung von Terre marveile angenommen ist, sich lebendiger vergegenwärtigen könne, lassen wir, nach des Dichters Vorgange, wie in einem einleitenden Vorspiel, den

Kampf zwischen Orgeluse und Grammoflanz,

in welchen Gawan durch seine Liebe zu Jener hineingezogen wurde und welcher mit Parzival's Rechtfertigung auf dem Anger zu Joflanze und mit seiner Verherrlichung zu Munsalväsche endigte, vorhergehen.

Die reiche (516^{15}. 553^{11}) und schöne (508^{18-30}) Herzoginn Orgeluse (Orgueilleuse) von Logrois (508^{26}. $514^{27.\ 28}$. 587^{20}. 591^{19}), vielleicht eine Schwester des wenigstens dem Namen und Charakter nach verwandten Orilus (Orgueilleux) von Lalande (les Landes), war ursprünglich mit Cidegast von Logrois, einem der Hauptanführer und Verbündeten des Lähelin, Orilus Bruders, in dem berühmten Turnier vor Kanvoleiz ($67^{15.\ 18}$), verheirathet; als aber König Gramoflanz, der Beherrscher von Rosche Sabins, ein gewandter Kämpe (445^{21-26}), denselben tödtete, ward sie in Folge dieses grausamen Verlustes ihres Jugendgemahls von härteren Schicksalen betroffen, als Herzeloyde (494^{15-30}) und Cundviramurs (194^{27} ff), so daß zu befürchten war, das arme, liebende Weib, von keiner Lunete Ueberredungskunst besänftigt (253^{10-14}), werde in der Gewalt und unerträglichen Nähe des Todfeindes eine unversöhnliche Chriemhilde werden. Denn, nicht zufrieden, den Cidegast des Lebens beraubt zu haben ($650^{16.\ 17}$), hatte Gramoflanz die Witwe selbst aus ihrem Reiche in die weite Ferne nach seinem Lande entführt*), und der unglücklichen Frau ein Jahrlang flehentlich, wiewohl vergebens, mit seinen kränkenden Anträgen auf eine Vermählung mit ihm angelegen (606^{6-13}). In

*) Vergl. $506^{26.\ 27}$ und $67^{15.\ 16}$, woraus erhellt, daß der gemeine Abenteurer und Landstreicher Urjans, ein Fürst von Punturtois (526^{21}. 545^{30}), die einst in Frankreich ihm nahe wohnende und bekannte Orgeluse von Logrois als Liebesritter weit umher suchend gefunden hat. [Schwerlich war er nachher im Gefolge des Königs Brandelidelin von Punturtois, des Oheims von Gramoflanz, bei den Festlichkeiten zu Joflanze (682^{8-16}. Vergl. $67^{16.\ 17}$)].

der Hoffnung, durch Ertheilung größerer Freiheit und durch außerordentliche Ehrenerweisungen mit der Zeit die Liebe der Herzoginn zu gewinnen, hatte ihr der stolze König in der zauberisch schönen Gegend Terre marveile (Terre merveilleuse), einige Meilen weit von seiner Residenz, jenseit des Flusses Sabins auf einem hohen Berge eine Burg zur Wohnung angewiesen, welche der neuen Besitzerinn zu Ehren nunmehr den Namen Logrois führte, (wie einst der griechische Fürst Teucer, aus seinem Vaterlande vertrieben, auf Cypern ein neues Salamis gründete, und in neuerer Zeit viele europäische Namen nach Amerika übertragen worden sind); aber schon war manches Jahr vergangen, ohne daß er der Erfüllung seines Wunsches näher gekommen wäre (vergl. 563[10. 120] und 616[11] — 617[30]). Denn Orgeluse, in ihrer Gefangenschaft durch die Gunst und Nachsicht ihres verhaßten Liebhabers sich eines hohen Grades von Freiheit erfreuend, schaltete in der Burg Logrois, wie eine moderne Amazone, mit Hülfe herbeiströmender verliebter Ritter und gedungener Söldner, durch die sie dem Gramoflanz unablässig nach dem Leben trachtete (616[3–7]), so jedoch, daß der in dieser Gegend hausende pfäffische Zauberer (66[4]) und Schwarzkünstler (617[12]) Clinschor, eine Caricatur Abälard's und ein Vorläufer des sagenhaften Wunderthäters Faust, nur mit mehr wälschem, als deutschem Charakter, ein böser Freund des Gramoflanz (605[29. 30]), der listigen Witwe gewogen blieb und ihr das Umherreiten in seinem Reiche gestattete. Dem tückischen Clinschor nämlich hatte einst König Irot, Vater des Gramoflanz (608[11. 13]), um sich gegen seine arglistigen Unternehmungen sicher zu stellen, einen in der Gegend von Rosche Sabins liegenden Berg und dazu das Gebiet acht Meilen im Umkreise abgetreten, Clinschor aber, kraft seiner Gewalt über die Elementargeister, auf dem Berge unweit des Flusses Sabins (559[21]. 619[28–30]. 623[1. 2]), das reizende, mit irdischen Gütern reichlich versehene Wunderschloß Schastel marveil (Château merveilleux) erbaut (658[9–30]). Hier fand der neidische, der Liebeslust durch eigene Schuld entäußerte Menschenfeind ein Vergnügen daran, mehr als 400 aus den verschiedensten Ländern der Erde entraffte vornehme Frauen und eine Menge Ritter des Christen- und Heidenthums, nach den Geschlechtern von einander gesondert, gefangen zu halten, und indem er durch seine Teufelskünste jeder menschlichen Macht trotzte, hatte er gelobt, Demjenigen Burg und Land zu überlassen,

welcher in dem Zauberschlosse das von ihm ausbedungene Abenteuer, die Erkämpfung des in einem großen Saale aufgestellten Wunderbettes (Lit marveile, $566^{14.\,15}$), bestehn würde; was bekanntlich Gawan gelungen ist (659^{1-16}. Vergl. 558^{14-27}. 334^{1-25}). Zwischen dem Wunderschlosse und der Residenz des Gramoflanz lag ein aus hochragenden Tamarisken und einer andern, unbekannten Baumart (prisin, vielleicht s. v. a. prason, πράσον, ein dem Lauch ähnlicher Meerstrauch, Plin. 13, 48) bestehender Wald, „Clinschor's Wald" genannt (601^{10-13}), und von Rosche Sabins bis zum Meere erstreckte sich zwischen den Flüssen Poynzaclins und Sabins, eine Meile lang (in der Quere) und eine halbe Meile breit (geradeaus), eine Ebene ($681^{16.\,17}$), von der eine Brücke über den Sabins (610^{25-27}) nach dem Anger von Joflanze und den Fluß weiter hinauf nach Logrois führte. Um sowohl diese ganze Gegend von Clinschor's Zaubermacht, als auch ihr Herz von den ungestümen Bewerbungen des Liebeeprätendenten zu erlösen, hatte Orgeluse dem Besieger des Gramoflanz ihre Hand und ihr Reich versprochen, auch vor dem Eingange von Clinschor's Wunderschlosse den ihr vom liebewerbenden Anfortas einst geschenkten Tabroniterkram, welcher jenem Gralskönige ursprünglich von der reichen Königinn Secundille verehrt worden, als lockenden Preis der Tapferkeit und als Reizmittel der Habgier ausgestellt. Rachsucht und Stolz beherrschten das tief gekränkte Gemüth dieses schönen Weibes, zumal da hinsichtlich des ebengenannten mächtigen und tapferen Gralkönigs Anfortas ihre Hoffnung auf eine neue Vermählung durch des Geliebten unheilbare, in ihrem Dienst empfangene Wunde vereitelt worden. In dieser bitteren, freudeleeren Stimmung, täglich von einem Troß verächtlicher Liebesritter und feiler Kriegsknechte umgeben, fand sie, wie es schien, ein Vergnügen daran, mit dem männlichen Geschlecht lieblosen Scherz und Kurzweil zu treiben, und, gleichwie ehemals die römischen Damen in ihrer Abgeschmacktheit*) sich ägyptische Zwerge hielten, und an König Artus Hofe unter anderen sonderbaren Personen auch der Zwerg Maliclisier (401^{14-16})**) zur Belustigung diente, so besaß Orgeluse außer den oben erwähnten orientalischen Geschenken von Seiten des Anfortas auch, der Seltenheit wegen

*) S. Böttiger's Sabina II, 42. ff. und W. A. Becker's Gallus oder römische Scenen aus der Zeit des Augustus, zweite Ausgabe II. Th. S. 105. f.
**) d. h. Male inclinatus, Distortus, der Buckelige.

und zum Unterpfande der Liebe und Hochachtung, den schon durch seinen Namen zum Abscheu verurtheilten Malcreatiure (Mißgestalt), mit welchem Gawan die 517^{11}—521^{18}. $529^{17.\ 29}$ beschriebenen verdrießlichen Händel bekam. Unter allen Rittern der Orgeluse thaten sich besonders zwei hervor, der jüngere (538^{17}. $542^{1.\ 2}$) Lischois Gwelljus, Herzog von Gowerzin 613^{21}. 624^{1}. $730^{2.\ 3}$), und der ältere Türkowite Florant von Itolac, welcher des Nachts bei ihr Wache hielt (624^{2-5}. 730^{6}); der erstere namentlich hatte in ihrem Dienste vor Gawan's Ankunft schon manchen Gegner rühmlichst überwunden, ohne selbst je besiegt zu sein (538^{25-30}); auch Florant hatte sich im Speerkampf als tapferer Streiter ausgezeichnet (334^{11-15}. 594^{3-7}), und weil er darin wiederholentlich Sieger geblieben, so war sein Ruhm und seine Zuversicht so groß geworden, daß er bereit war, Demjenigen als seinem Sieger sich zu unterwerfen, welcher im Lanzenstechen ihn überwinden würde, ohne es erst noch auf den Schwertkampf ankommen zu lassen (596^{12-30}); aber den Kampf mit Gramoflanz und das Abenteuer zu Schastel marveil zu bestehn, worauf der Herzoginn doch Alles ankommen mußte, wagten sie eben so wenig, als so mancher andere.

So standen die Sachen, als Gawan nach diesem Wunderlande (Terre marveile) kam. Wie es demselben hier ergangen, wie ihn der undankbare Urjans um sein Roß Gringuljete geprellt, Malcreatiure's Schmähungen zu zorniger Vergeltung gereizt, die hartherzige Orgeluse schwer geprüft (769^{5-14}), er aber den Lischois und Florant besiegt (536^{10}—548^{29}. 592^{21}—^{30}. 623^{10}—624^{9}), das Abenteuer zu Schastelmarveil glücklich bestanden (XI. Buch), endlich der Dame seines Herzens den von ihr verlangten Baumzweig aus dem Clinschorwalde nicht ohne Lebensgefahr geholt hat, und bei der Gelegenheit gegen Gramoflanz die Verpflichtung eingegangen ist, sich zu einem Zweikampf mit ihm auf dem Anger zu Joflanze in Gegenwart vieler Ritter und Frauen zu stellen ($600^{20\,ff.}$), das setze ich als bekannt voraus, und gehe nun zu der unmittelbaren Ausführung des Thema's selbst über:

Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Naturgemälde.

Um uns nämlich das Verständnis in diesem verwickelten Theile des Epos leichter und erquicklicher zu machen und Wolfram von

Eschenbach auch als geschmackvollen Naturmaler vorzuführen, wollen wir versuchen, die zerstreuten und mit der Erzählung durchschlungenen Angaben über die Lage und Beschaffenheit des Landes, wo Gawan und Parzival auf dem Gipfel ihres Heldenruhmes um den Preis mit einander rangen, in einem möglichst selbstständigen poetischen Landschaftsgemälde treu nach der Idee des Dichters zusammenzustellen, wobei eine Charte die Anschauung unterstützen und beleben möge. — Die ganze Gegend von **Terre marveile** (**Terre merveilleuse**, 557^{6}. 606^{23}) hatte nach des Dichters Beschreibung (548^{3-11}. $658^{9}-659^{16}$) durch Natur, Kunst und Zauberei eine solche Gestalt angenommen, daß sie den Namen eines Wunderlandes wohl verdiente. Auf der einen Seite vom Meere und auf den drei übrigen fast ganz mit einem Bollwerk von großen (590^{11}) Bergen und finsterer Waldung eingeschlossen, gewährte sie nur von Logrois her einen bequemen Zugang, den in der Regel auch die Reisenden, namentlich Parzival (559^{9-23}. $618^{21}-619^{14}$), Gawan ($504^{7\,ff.}$) und Artus ($661^{6\,ff.}$) auch wohl Cundrie (779^{2}) einschlugen, mochten sie die Richtung ihres Weges nach Schastel marveil oder nach Joflanze oder nach Rosche Sabins weiter nehmen*). Der Fluß Sabins von seinem Ursprunge bis zur Mündung ins Meer theilte das Ganze in zwei Hälften, deren eine das Gebiet von Logrois und den Plan von Joflanze, die andere, zwischen dem Sabins und dem sich gleichfalls ins Meer ergießenden Flusse Poynzaclins gelegen, das Wunderschloß (**Schastel marveil**), den Clinschorwald und den Königspalast Rosche Sabins enthielt. Ob ein Weg oberwärts zwischen den beiden Flüssen hinausführte (siehe 623^{11-13}), ist nicht zu erweisen: aber aus 559^{9-23}. $618^{21}-619^{14}$ erhellt, daß, wenn auch keine Brücke seitwärts von Rosche Sabins, gerade gegenüber der über den Sabins (610^{25-27}), die Weiterreisenden über den schiffbaren ($686^{16.\,17}$) Poynzaclins führte, dieselben doch wenigstens in einem Kahn oder einer Fähre des Schiffers Plippalinot diesen, wie jenen, Fluß passiren konnten.

*) Feirefiz, der zur See von Asien nach den Westreichen (767^{5}) gekommen und im wilden Hafen gelandet war (735^{5-8}. 736^{25-27}), macht natürlich eine Ausnahme, indem er, in unbekannter Waldung auf Abenteuer spazieren reitend (737^{7-9}), auf eine lichte Wüste (735^{5}) geräth, dort seinem Bruder Parzival begegnet und von ihm geradesweges nach Joflanze geführt wird. Ebenderselbe schlug auf seiner Rückreise von Munsalväsche nach Joflanze einen neuen Weg ein, nämlich über Carcobra (821^{1-30}. 822^{15-17}), eine Seestadt an der Mündung des Plimizöl ($497^{8.9}$), längs des Meeres durch den Wald Lävrisin ($821^{12.\,13}$).

Betrachten wir nun die einzelnen Partien dieses Naturgemäldes genauer, wie sie des Dichters Kunstsinn mit poetischem Zaubergriffel in unvertilgbaren Zügen, nur mit mehr oder weniger deutlichem Gepräge, frei nach der Lust seines Herzens und dem wohlberechneten Gesammteindruck gemäß, gezeichnet hat! Wir wählen hierzu am passendsten den Zeitpunkt, wo Gawan das Gebiet von Terre marveile betritt.

Wenn aus der Ferne ein Reisender sich Logrois näherte, so kam er eine mäßige Strecke vor dieser Veste, da, wo sich der Wald zu lichten begann, auf einen grünen, mit Klee und Blumen bewachsenen Plan (504[8]. 505[11]. 515[28]), auf welchem eine alte, breitstämmige Linde (505[9]. 504[14]. 506[12]. 517[5]. 522[18]), die Zeuginn so mancher Begebenheiten und Abenteuer, seine Aufmerksamkeit, sogar durch Spuren vergossenen Blutes (507[25–27]), erregte, und bald (507[13. 28]) sah er die vielgepriesene, uneinnehmbare (664[4–11]), stolze Burg selbst vor sich liegen, die auf einem vermittelst der Windungen des zum Gipfel führenden Weges (508[14]) schraubenförmigen Berge eine solche Lage hatte, daß sie sich im Kreise zu drehen schien (507[29] — 508[8]). Ein klarer Brunnen, welcher dicht am Berge, dem Wanderer vom Wege aus nicht sogleich bemerkbar, aus dem Felsen sprudelte (508[17]) und raschen Laufes sein Wasser ins Thal ergoß, belebte die umliegende Gegend und machte sie fruchtbar. Hatte man endlich zu Fuß oder mit beliebiger Bequemlichkeit (508[14]) die Höhe des Berges erreicht, so konnte man, wegen der Rundung dieses Basaltkegels, bis unten hinab ringsum Alles genau übersehen (508[14. 20]) und meilenweit über die blühende Landschaft hin der entzückendsten Aussicht genießen. Schlug man unten vor dem Berge ein wenig seitwärts von der Landstraße und von dem Springquell einen Fußpfad ein (512[21]. 514[25]), so gelangte man über einen hohen Steg (511[22]. 512[21]. 514[26]) durch eine Pforte (512[27]. 514[26]) in einen Baumgarten (508[9–13]. 511[23]. 513[5]), welcher den Berg anmuthig umkränzte, angefüllt mit Feigen-, Granaten-, Oelbäumen, Weinstöcken und anderen edlen Pflanzen. Nahe dabei, an der murmelnden Quelle, weilte in müßigen Stunden, schwermüthiger Zurückgezogenheit hingegeben, die verwitwete (606[6–13]. 615[27] ff.), reiche (516[15]. 535[11]) Herrinn dieses Landes (514[28]), die reizende (508[18–30]), von fürstlichen Freiern eifersüchtig umworbene, stolze Herzoginn Orgeluse, während eine Menge lebenslustiger Ritter und Damen, durch Musik,

Gesang und Tanz sich ergötzend, im Freien und unter Zelten die Gänge und Plätze des Gartens jubelnd durchschwärmte (508[18–30]. 511[25–27]. 512[28–30]. 513[5–7]). In dem Vollgenusse und Taumel ihrer rauschenden Freuden vermochten die jungen, unerfahrenen Seelen nicht, den Schmerzgefühlen und geheimen Wünschen der Fürstinn gerecht zu werden; nur wenn ein neuer Ankömmling, unbekümmert um die sich jagenden Vergnügungen, von der Herzoginn abgesandt, zu dem Oelbaum (513[21]) trat, an welchem ihr Reitpferd prächtig aufgeschirrt angebunden war, vernahm man auf einige Augenblicke allgemeines Bedauern, und mancher Edle, den kecken Fremdling mit bedenklicher Miene freundlich bewillkommend, nahm stillen Antheil an seinem nahen Mißgeschick oder warnte ihn höchstens in flüchtigen Andeutungen vor den listigen Anschlägen der schadenfrohen Herzoginn. Die traurigste Rolle aber spielte hier in solchen Scenen ein alter, graubärtiger, auf eine Krücke gelehnter Ritter, welcher bei dem Pferde als Wächter stand. Obgleich ein treuer Diener seiner Gebieterinn, besaß er doch ein menschlich fühlendes, durch trübe Erfahrungen erweichtes Herz, als daß er nicht bei jedem neuen, von Liebe und Ehrgeiz verblendeten Unternehmer der Gefahren es versuchen sollte, ihn von seinem thörichten Vorhaben abzubringen. Vergebens! Nur ohnmächtige Thränen und Verwünschungen seiner grausamen Herrinn konnte er dem unbekehrten Wagehalse zum Geleit geben. Wie gegründet aber die Warnungen gewesen, dessen mußte der zur Herzoginn zurückkehrende Neuling bald inne werden bei dem Spotte und Hohne, mit welchem dieselbe, um ihn zu prüfen und zur Ertragung größerer Leiden abzuhärten, ihn empfing und für die fortgesetzten Beweise seiner Liebe belohnte. Es gehörte fürwahr außer dem Heldenmuthe und einer feurigen, ungeheuchelten Liebe eine ungemeine Seelenstärke dazu, solche Versuchungen auf die Dauer zu bestehen (vergl. 769[5–14]). Ohne zu wissen, wohin? folgte der Leidensheld seiner räthselhaften Gebieterinn auf einer unerquicklichen Reise durch eine lichte Heide, wo derselbe, wenn er es verstand, sich Heilkräuter und Wurzeln für bald zu empfangende Wunden ausgraben konnte (516[22] ff.), sofern er sich nicht der Aufnahme in ein nahes Hospital (522[10]) getrösten durfte. Denn vom boshaften Diener der Orgeluse, dem naturkundigen (517[11]) Malcreatiure, war keine Hülfe zu erwarten, vielmehr spähete Dieser von der Burg, ob es Zeit sei, den Bergabhang (529[27–29]) hinabzueilen und

für Lischois (507^{2-7}. 529^{2-13}. 535^{5} ff. 543^{14}) oder Florant (592^{21}—599^{20}) oder den Grafen Ritschart von Navers (665^{5-10}) den Auftrag zum Zweikampf mit dem fremden Ritter einzuholen. Weiterhin führte der Weg durch einen großen Wald (534^{12}), welcher sich von Logrois schräg bis ans Meer nach dem sogenannten wilden Hafen (735^{5-8}. 736^{25-27}. 737^{7-9}. 821^{13}) erstreckte, wo sich der Wald Läprisin ($821^{12.\ 13}$) ihm anreihete und bis nach Carcobra (821^{1-13}) hinzog. Jenseit des erst erwähnten Waldes kam man auf der andern Seite des Weges hinaus auf angebautes Feld (534^{19}). Hier bot sich dem Auge in einiger Entfernung ein prachtvoller Anblick dar. Auf einem Berge (658^{15-20}) stand eine Burg, „der nie eine andere Veste glich. Sie war ringsum ritterlich" und hatte viele Thürme und Säle. In den Fenstern dieses Prachtgebäudes saßen mehr als 400 Frauen, von denen 4 sich vor den übrigen durch Merkmale hoher Abkunft auszeichneten (534^{20-30}). Dieses Wunderwerk war das schon erwähnte Schastel marveil (658^{9-30}).

Um zu demselben zu gelangen, mußte man die Landstraße verlassen und über ein großes ungeverte (535^{1}), d. i. eine weite, unbefahrne, unwegsame Gegend, die 593^{1} geradezu ein Moor heißt, nach einem schnell fließenden, schiffbaren, breiten Wasser (535^{1-3}), Namens Sabins (604^{1}. 678^{19}. 681^{7-9}), welches anderwärts auch ein klarer, schneller Bach (663^{1}), ein Graben (601^{22}. 611^{12}), ein Fluß (655^{7}) genannt wird und in dessen Bette runde, harte Wassersteine sich zum Meere drängten (568^{28}) *), seine Richtung nehmen. Hier, an dem urvar (535^{5}. 593^{13}. 618^{27}. 620^{22}. 623^{3}. 662^{26}), besorgte ein Schiffer, Namens Plippalinot, die Ueberfahrt (535^{25-27}. 543^{30} ff. 596^{8-11}. 618^{30}. 621^{10}—624^{11}. 663^{9-14}. 667^{28}—668^{8}). Sein Haus am andern Ufer stand so herrlich da, daß selbst nach Gawan's Urtheil Artus zu Nantes keine bessere Residenz hatte (548^{22-25}). Lieblich und für das Gemüth wohlthuend contrastirte aber die häusliche Einrichtung und Bewirthung, die idyllische Einfachheit und das treuherzige Benehmen, womit die fünf Glieder dieser Familie nach den verschiedenen Stufen ihrer Bildung den gern gesehenen Fremdling empfingen. (Einer solchen Aufnahme hatte sich Parzival bei seiner Abreise aus der Heimat im Hause jenes groben Fischers (142^{11}—144^{16}) nicht zu erfreuen). Auf der Land-

*) Vgl. in Goethe's Novelle die Rede des Menagerie-Besitzers an den Fürsten!

seite, nach Schastel marveil zu, war in Plippalinot's Wohnung ein Oberzimmer mit vielen Fenstern versehn, aus denen man das nahe (559^{21}), prächtige Wunderschloß und die schönen Frauen desselben bequem betrachten konnte (553$^{11-18}$. 554$^{28. 29}$.). Dicht bei dem Hause lag ein schöner Baumgarten; betrat man ihn, um etwa die frische Morgenluft zu genießen, so wurde man von dem anmuthigen Wettgesange zahlreicher Vögel empfangen (553$^{4-9}$)[1]).

Durchschritt man den geräumigen, freien Platz, welcher zwischen dem Flusse und Schastel marveil lag (620^{13}. 621^{9}. 623$^{1-5}$. 624$^{14-25}$), so sah man auf einem festen Berge (658^{16}) das kunstreiche, prachtvolle Wunderwerk ($^{v. 19-22}$) vor sich liegen, wie es Clinschor geschaffen haben sollte. Der weite Umfang (564^{27}) dieses Prachtgebäudes, das man sich als ein in der Mitte einen langen Anger einschließendes (565$^{5. 4}$) Rechteck denken muß, dessen Gemächer die Frauen bewohnten, während die stets von ihnen abgesonderten (563$^{19-23}$. 637$^{16-23}$) Ritter auf den Zinnen (620^{23}), in den Thürmen und den übrigen Festungswerken einquartirt waren, läßt sich schon daraus ermessen, daß 404 Frauen in den Fenstern des Versammlungssaales sitzen konnten, noch mehr aber aus der Angabe, daß der in der Mitte liegende Anger länger, als das Lechfeld[2]) gewesen (565$^{3. 4}$). Auf jeder Seite waren die Schutzwehren so stark, und auf den Zinnen standen so viele Thürme, daß, zumal da die Veste mit mannigfachen Lebensmitteln für 30 Jahre versehen war, sie jeder Belagerung Trotz bot (564^{27}—565$^{2. 5}$. 658$^{23-25}$. vgl. 508$^{5-8}$). Das Dach des Palastes, welcher äußere und innere Thore hatte (663$^{20. 21}$), schillerte von so hellen und bunten Farben, wie eines Pfauen Gefieder, und weder Regen, noch Schnee trübte seinen Glanz (565$^{6-12}$)[3]).

---

[1]) Vgl. matutini volucrum cantus, Virg. Aen. VIII, 456, und ὑπόρθριαι φωναὶ τῆς χελιδόνος, Anacr. XII. Ueberhaupt erwähnen auch schon die griechischen und römischen Schriftsteller gern des Vogelgesanges als eines angenehmen Bildes bei Beschreibungen anmuthiger Gegenden, z. B. Soph. Oed. Col. 676 ff. Herm. Virg. Aen. VII, 32—34. Georg. II, 328. Manil. III, 652. Ovid. Amor: III, 1, 3. 4. Fast. I, 154. Prop. IV, 9, 30. Plin. H. N. 4, 15.

[2]) Bei Augsburg, wo die Ungarn für immer geschlagen und häufig kaiserliche Hochzeiten gehalten wurden. Vergl. Eschenbach's Leben und Werke in v. d. Hagen's Minnes. IV, 202. Der jüngere Titurel nennt es Gunzenlêch, wo K. Philipp's Hochzeit und Ritterschlag 1196 geschah.

[3]) Es waren wohl glasirte, bunte Ziegel, wie noch die Breslauer Elisabeths-Kirche, der Stephansthurm in Wien und die Ludwigskirche in München hat. Vgl. auch Homer. Odyss. IV, 45. 46; desgleichen die merkwürdige Erzählung von Schottland's „verglas'ten Burgen, vitre-fied forts," von deren Alter und Entstehung, in dem bei E. Hoffmann in Stuttgart herausgegebenen „Buch der

Inwendig war der hohe (589^{3}), unvergleichlich reiche (588^{27-30}. 655^{5}) Versammlungssaal schön verziert und festlich geschmückt; die Fenster hatten kunstgemäß gravirte Säulen und waren oben hoch gewölbt. An den Wänden des Saales lagen, als bequeme Sitze für die Frauen, Ruhebetten aus kostbaren Stoffen, und Steppdecken mancher Art darauf. Aus dem großen Saale gelangte man über einen Corridor (566^{2-11}. 588^{24-27}) in das oben mit einem Fenster versehene (574^{11}) Zimmer, worin das Wunderbette stand. Unter diesem Bette waren in den gespaltenen Stollen vier runde, glänzende Scheiben von Rubin angebracht, auf denen es, sobald man ihm näher trat, schneller, als der Wind, nach allen Seiten auf dem mit geschliffenen Edelsteinen ausgelegten, schlüpfrigen Estrich umherfuhr, geschweige, wenn Jemand es wagte, in dasselbe hineinzuspringen (565^{13}—567^{25}). Bei der Beschreibung dieses **Lit marveile** scheint dem Gedächtniß des der Bibel auch sonst kundigen Dichters das erste Capitel des Propheten Hesekiel vorgeschwebt zu haben*). Unmittelbar vom Frauensaale führte eine gewölbte Wendeltreppe zu einer hohen Warte, dem sogenannten Warthause, empor. Dieses Kunstwerk, welches Clinschor der Königinn Secundille, (jedenfalls vor ihrer Vermählung mit Feirefiz,) entwandt hatte, war wie ein Zelt gestaltet und wurde ringsum von hohen Säulen getragen, zwischen denen die Fenster, gleichwie auch das Dach, mit mancherlei theuren Edelsteinen reichlich ausgefüllt, hervorglänzten. Vor allen Säulen aber zeichnete sich durch ihre Höhe und ihren Umfang, durch Glanz und Festigkeit diejenige aus, welche im Mittelpunkte des Warthauses hoch emporragte. Sie war aus nur Einem Stein, so fest, daß keines Schmiedes Hammer oder Kunst ihr etwas anhaben konnte, und spiegelte Tag und Nacht Alles ab, was in einem Umkreise von sechs Meilen geschah, während ihr Schimmer eben so weit landeinwärts reichte. Und so war denn diese Spiegelsäule von großem Nutzen, um ferne Gegenstände meilenweit augenblicklich zu erkennen (589^{1}—590^{16}. 591^{27}—593^{13}. 855^{16-19}. 759^{21-23}).

Welt." Ganz besonders aber verdienen hier die Nachrichten der Reisebeschreiber über die Trümmer des Belustempels im weltberühmten Babylon Beachtung. Sie fanden dieselben bei der Stadt Hellah (Hillah) noch 3—4 Stockwerke, (sonst sieben nach Strabo,) hoch und oben verglas't, als hätte der Blitz das Gebäude zerstört.

*) Das **Lit marveile** hatte Radscheiben an beweglichen Achsen, wie jetzt Kugeln, ebenso nach allen Seiten beweglich, an schweren Tischen, Stühlen, Betten sich finden. Die Räder im Hesekiel waren bewegliche Kreise in Kreisen (v. d. Hagen).

Schastel marveil gegenüber lag am diesseitigen (rechten) Ufer des Sabins, welcher seinen Ursprung oder Zufluß dem Berge von Logrois verdankte, ein ebener (662[26]), weiter (537[26]), grüner, breiter Anger (536[16]. 769[20]. 821[30]), worauf viele Zweikämpfe gekämpft wurden (535[5. 6]), ein weites Feld (671[18]. 721[24]), eine lichte Aue (600[5]), Wiesen enthaltend (593[13]), mit Gras (598[8]. 511[18]. 668[18]. 779[21]. 680[25]), grünem Klee und Blumen (537[13]. 540[3]. 598[11]. 601[1]) bewachsen, daher 544[11] Blumenfeld genannt, ein blumenfarbiger (691[16]) Plan (544[5. 20]. 592[29]. 602[7]. 603[16]. 618[29]), der Plan zu Joflanze (610[23]. 667[13]. vgl. 611[2]. 667[5]). Derselbe erstreckte sich längs des Flüßchens bis zu dessen Mündung ins Meer und lehnte sich an den nach dem Meere sich von Logrois hinabziehenden großen Urwald, welcher, die lichte Wüste (735[5]) nicht gerechnet, worauf Parzival und Feirefiz gekämpft haben, den wilden Hafen verdeckte. [Die Entfernung dieses Hafens vom Kampfplatze und von Joflanze ergiebt sich aus 753[3]. 754[2]. 733[29. 30]. 754[29] bis 755[4]. 760[7—10]].

Da nun, wie oben gesagt worden, das wunderbare Castell (635[7]) schon diesseit des Sabins gesehn werden konnte, wie vielmehr mußte man von demselben herab ganz genau und bequem Alles überschauen können, was auf dem Flusse und auf dem Kampffelde geschah! Dies beweisen folgende Stellen: 535[16—24]. 541[14. 20—22]. 544[26. 27]. 597[10—12]. 598[21—23]. 620[13—23]. 623[1. 2]. und 655[3—10], zusammengestellt mit 661[6—14]. Und so hatten die Damen zu Schastel marveil oft die schönsten und großartigsten Teichoskopien, z. B. 535[19—24]. 541[14. 20—22]. 544[26. 27]. 554[28. 29] *).

---

*) Wie geschickt doch der Dichter bei feierlichen Ein- und Aufzügen, bei Zweikämpfen, Turnieren, Schlachten, bei Vermählungen, bei Ertheilung des Ritterschlages und andern Gelegenheiten ein Publicum zu schaffen weiß! z. B.

17[30] — 19[16]: Als Gahmuret zu Patelamunt einzog, lagen die Frauen in den Fenstern und sahen den prachtvollen Einzug mit an, welcher im Gedichte beschrieben wird.

24[2. 3]: Gahmuret und die Königinn Belakane saßen im Schloß zu Patelamunt in den weiten Fenstern des Saales an der Wand, dem Feinde, welcher die Stadt belagerte, zugekehrt, während ein Fürst die Stellung der feindlichen Schaaren angab.

37[10. 11]: Die Königinn, welche im Fenster lag, und mehrere Frauen, welche bei ihr saßen, sahen dem Kampfe vor den Thoren zu.

60[27] ff. 69[21—23]. 73[11—13]: Zu Kanvoleis war eine Brücke über den Fluß geschlagen, auf derselben ein verschließbares Thor und darüber die königliche Wohnung so erbaut, daß die Königinn mit ihren Frauen die Aus- und Einpassirenden, und was auf der weiten Ebene vor

Nachdem wir nun zur Befriedigung unserer Neugier einen Abstecher nach der Wohnung des Fährmanns und dem Wunderschlosse

---

der Stadt sich zutrug, aus den Fenstern sehen konnte. Dies geschah auch, als Gahmuret mit großem Gefolge heranzog und danach auf der Löwenflur das glänzende Turnier abgehalten wurde.

151 1—10: Aus einem Laubenfenster betrachtete Ginover nebst Rittern und Frauen den seltsamen Ankömmling Parzival und seinen Kampf mit Ither vor dem Thore von Nantes.

387 16—20: Den Kampf vor Bearosche und insbesondre Gawan's Sieg über Meliakanz sahen viele Frauen von dem Saale der Burg.

541 14. 20—22. 544 26. 27: Gawan's Streit mit Lischois, von den Frauen zu Schastel marvell gesehen.

597 10—12. 598 21—24: Gawan's Kampf mit dem Türkowiten, gleichfalls im Anblick derselben.

610 6—20: Gramoflanz schlägt Gawan vor, daß die Damen von Rosche Sabins und von Schastel marveil, desgl. die des Königs Artus (vergl. 625 16—638 8), Zeugen ihres Kampfes zu Joflanze sein mögen. Gawan sagt gern zu. Später (679 14—22) ist er sogar besorgt, mit Gramoflanz streiten zu müssen, ohne daß es irgend eine Frau sehe.

623 1. 2: Von der Burg (Schastel marveile) sahen die Frauen, wie Gawan und Orgeluse während der Ueberfahrt auf dem Wasser die Mahlzeit einnahmen. Ehrenhalber kamen mehrere Ritter herab, um zu turnieren, und als Gawan und Orgeluse ans Land stiegen, ritten Jene zu ihrem Empfang entgegen und setzten dann das Turnier fort; die Frauen aber empfingen die Ankommenden im Schlosse selbst (624 16—25).

655 4—10 und 661 6 ff.: Eines Morgens saßen oben im Saale zu Schastel marveil viele Ritter und Frauen, Gawan und Arnive abseits in einem Fenster dem Flusse gegenüber, sich über die Wundergeschichten des Schlosses und Clinschor's unterhaltend: da sahen sie zu ihrer Freude Artus mit seinen Schaaren die Straße von Logrois herabkommen und sich für die Nacht am Flusse lagern, am andern Morgen aber nach Joflanze weiter reiten.

778 13 ff.: Als schon alle Heere des Artus, des Gawan, der Orgeluse und zuletzt des Gramoflanz nach Joflanze gekommen, Parzival dort eine ehrenvolle Aufnahme gefunden und vier fürstliche Paare ihre Verlobung gefeiert hatten, auch Feirefiz, dessen 25 Heere im wilden Hafen am Meere zurückgeblieben (736 25—28), von seinem Bruder bei Artus eingeführt worden (753 25 ff.), kam, während sämmtliche Ritter und Damen an der Tafelrunde festlich versammelt waren, plötzlich die Gralsbotinn in diesen feiernden Kreis, um Parzival seine Begnadigung von Gott und seine Berufung zum Königthum des Gralreichs anzukündigen.

Hiemit vergl. man anderswo ähnliche Stellen, z. B. in Wolframs Willehalm

89 4—92 18: Von der Schlacht bei Allschanze zurückgekehrt, verrichtet Willehalm eh kurneis (Guillaume au court nez), um seiner Gemahlinn Gyburc (Arabele), welche allein mit ihren Jungfrauen und dem alten Capellan Steven Oransche vertheidigte, sich als den Markgrafen zu erweisen, vor den Augen aller Burgbewohner große Heldenthaten und zieht mit 500 befreiten Christen, freudig bewillkommt, in seine Stammburg ein.

" " " 126 7 202 19: Zu Munlêûn eine Reihe bunter dramatischer Scenen, von

gemacht haben, kehren wir über den Sabins auf die Kampfebene von Joflanze zurück. War ein Ritter der Orgeluse hier etwa Sieger

---

Willehalm's Ankunft das Fest hindurch bis zum Abzuge des versammelten Hülfsheeres nach Orlens.

„ „ „ 202[20]—208[30]: Der Umstand, daß bei dem Brande eines Klosters der dort zurückgelassene große und kostbare Schild Willehalm's verloren gegangen, giebt Anlaß, die Ritter und Frauen mit dem Werth des Schildes und der Art seiner Erwerbung, so wie auch mit den Namen der von Willehalm erschlagenen feindlichen Fürsten bekannt zu machen (vergl. bei Homer den Schild Achill's und bei Virgil den des Aeneas).

„ „ „ 215[1]—222[3] und 254[21]—259[12]: Die Unterredungen des alten Terramêr mit seiner Tochter Gyburc unter dem Fenster der belagerten Burg Oransche, die Drohungen ihres heidnischen Gemahls Tybalt und die Anerbietungen ihres Sohnes Ehmereiz und ihres Neffen Halzebier geben ihr eine schöne Gelegenheit, die Stärke ihres neuen Glaubens und ihrer Liebe und die Klarheit ihres Verstandes zu offenbaren.

„ „ 226—230[10]: Wie überwältigend mußten die Eindrücke auf W. und G. und alle Anwesenden sein, als der Markgraf in Rennewart's Begleitung vor seiner bestürmten, in Rauch und Flammen gehüllten Burg erschien, während seine Gemahlinn und ihre Jungfrauen nebst dem greisen Capellan kampfgerüstet oben standen, die Zinnen mit lebendigen und todten Streitern kümmerlich besetzt, und einen neuen Angriff der Feinde erwarteten! Plötzlich ertönt der Ruf: „Lebt die Königinn noch? Wo ist Gyburc? Sagt mir, ist die noch gesund?" Da man den Markgrafen an der Stimme erkennt, sinkt G. vor Freude in Ohnmacht. W. harrt unten in ängstlicher Spannung; es erfolgt keine Antwort. Endlich öffnet G. selbst die Pforte und die geliebten Gatten fliegen einander in die Arme.

„ „ 234[30]—243[17]: Während G. und W. zu Oransche im Fenster liegen, zeigen und beschreiben sie einander die anrückenden französischen und sarazenischen Heere und ihre Anführer. Vgl. 312[27]—313[30].

„ „ „ 244[1]—268[30]: Nach dem festlichen Empfang der Fürsten auf der Burg zu Oransche nennt G. ihrem Schwiegervater Heimrich die zu Alischanze getödteten heidnischen Fürsten, wie sie ihr früher (215. ff.) von ihrem Vater unter dem Fenster der Burg genannt worden, desgl. die gefallenen christlichen Fürsten, deren Namen sie von ihrem Sohn Ehmereiz erfahren hatte; auch während der Mahlzeit sind die heidnischen Krieger Gegenstand der Unterhaltung.

„ „ „ 333[12]—361[30]: Ein französischer Soldat stößt auf einen sarazenischen Feldposten, verwundet ihn im Zweikampf und treibt ihn zurück. Dieser giebt Terramêr Kunde vom christlichen Heere. Nun beruft der König, vor seinem Zelte sitzend, die Heerführer zu sich und ertheilt ihnen seine Befehle; dann wappnet er sich selbst, indem die verschiedenen Lehnsträger die einzelnen Stücke der Rüstung zutragen.

Der Nibelungen Noth III. Abenteuer: Wie der von Günther herbeigerufene Hagen, durchs Fenster blickend, den auch ihm persönlich unbekannten, eben angekommenen Königssohn Siegfried rühmt.

„ „ „ V. Abenteuer: Wie Siegfried zu Worms in Chriemhildens Gegenwart Ritterspiele hält.

„ „ „ X. Abenteuer: Wie Brunhilde zu Worms empfangen wird.

„ „ „ XIII. Abenteuer: Ebendaselbst die Kampfspiele, mit welchen man Sieg-

geblieben, so suchte sie durch größere Gefahren seine Ergebenheit und seinen Muth weiter zu prüfen und ihn endlich in einen Streit mit

---

fried's und Chriemhildens Ankunft feiert, während die Frauen aus den Fenstern der Königsburg zuschauen.

" " " XXVII. Abenteuer: Wie Rüdiger die Burgunden-Nibelungen empfing und beschenkte.

" " " XXIX. Abenteuer: Wie Hagen und Volker vor Etzel's Burg auf einer Bank dem Versammlungssaale gegenüber sitzen, und Chriemhilde, die sie durch ein Fenster des Palastes erblickt hat, zu ihrer Ermordung 400 Hunnen hinausführt, diese aber sich weigern, den Kampf mit solchen Helden zu bestehn.

" " " XXXI. Abenteuer: Wie Etzel und Chriemhilde mit ihrem Gefolge, zwischen Hagen und Volker sich drängend, zur Kirche gehen und nach der Rückkehr die Ritter vor dem Palast buhurdiren, während der König nebst seiner Gemahlinn und deren Frauen am Fenster zusehen.

Gudrunlieder, herausgegeben von Ettmüller, I, 234—244: Während die geharnischten Schaaren im Kampfspiel gegen einander ritten, saß Ute mit den übrigen Frauen in und nahe an den Fenstern, so daß sie die Heiden draußen sahen.

Homer Il. III, 145—244: Bekanntlich hieß ursprünglich dieser Abschnitt des dritten Buches der Ilias τειχοσκοπία, weil Helena dem Könige Priamus, wahrend sie in Troja von einem Thurm des Skäischen Thores herab das Schlachtfeld überschauten, die griechischen Helden zeigte. Vgl. Hor. Od. III, 2, 6 ff. Virg. Aen. VIII, 585—596. 182—297. Eurip. Phoen. 1—175. Homer's Virtuosität in solchen epischen Gemälden veranschaulicht uns trefflich W. v. Humboldt in seiner Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea im vierten Bande seiner gesammelten Werke S. 78 ff. an dem Beispiel vom Waffentausch des Glaukus und Diomedes. Vergleichen wir übrigens Homer's Urtheil über Glaukus in Betreff dieses Waffentausches mit der Schilderung vom Waffentausch Rüdigers und Hagens in unsern Nibelungen (XXXVII. Abenteuer), wie weit steht dann des Griechen eigennützige Weltklugheit dem treuherzigen, Freund und Feind rührenden Edelmuthe des Deutschen nach!

Virgil Aen. I, 223—296: Jupiter blickt vom Himmel auf die Erde und sieht die Noth des Aeneas und seiner Leute auf dem Meere; da tritt Venus zu ihm und beklagt das unwürdige Geschick ihres Sohnes; Jupiter aber tröstet sie, indem er auf des Aeneas und seiner Nachkommen glückliche und glanzreiche Zukunft hinweis't und zum Beweise seiner Wohlgeneigtheit sogleich den Mercur mit günstigen Befehlen an Dido absendet. Damit vgl. IX. 638 ff. X. 457—473. Desgleichen

Tasso's befr. Jerus., wo gleich im ersten Buche bei der Gelegenheit, daß Gott vom Himmel in Syrien's Nähe die Führer der Kreuzfahrer erblickt, wir mittelbar deren Charakter kennen lernen. — Ebendaselbst I, 3, 58 ff. I, 6, 62 zeigt Erminia von Jerusalem's Mauern dem belagerten König die Schaaren der Franken, wie Helena dem alten Priamus die griechischen.

Schiller's Jungfrau von Orleans, V. Aufzug, 11. Auftritt: Die bei der Isabeau im Thurme gefangen gehaltene Johanna kann zwar das Kampffeld selbst nicht sehen, hört aber die Erzählung von dem Verlauf der Schlacht aus dem Munde eines auf der Warte stehenden Soldaten,

ihrem Erzfeinde Gramoflanz zu verwickeln (599^{21} und 600^{8-13}). Dazu war das wirksamste Mittel das Verlangen, ihr aus dem Clinschorwalde zwischen Schastel marveil und Rosche Sabins einen Zweig von einem gewissen Baume zu holen, damit derselbe, wie leicht zu erwarten war, ein sicheres Zeugniß der dienstwilligen Liebe und ritterlichen Treue, zu einem Siegeskranze für den Ueberbringer gewunden werden könnte (600^{20-24}. 664^{12-14}). Wie sollte sich nicht auch zu diesem Unternehmen mancher glückliche Kämpe tüchtig fühlen! Aber leider war es eben so schwer, dem Baum, als dem Gramoflanz beizukommen. Denn der Clinschorwald, zwischen den Flüssen Sabins und Poynzaclins gelegen, war, weil er von Schastel marveil her ganz undurchdringlich zu sein schien (686^{11-17}), nur von Rosche Sabins aus zu Lande zu erreichen, diese Stadt aber durch Mauer, Graben und hohe Thürme befestigt (681^{11-14}. 610^{26}); überdieß führte zu der inselförmigen Ebene, welche von den eine halbe Meile unterhalb Rosche Sabins sich ins Meer ergießenden beiden Flüssen mit diesem Meere und dem Verbindungscanal der Stadt gebildet ward (681^{6-17}), eine einzige Brücke über den Sabins (610^{25-27}), und auch diese durften keine unbefugten Ankömmlinge, am wenigsten Abgesandte der mit Gramoflanz in Feindschaft lebenden Orgeluse (650^{16-18}. 664^{6-14}), passiren. Nun vergegenwärtige man sich die Stelle, welche Gramoflanz bei seinem verhängnißvollen Baume einnahm! Reis'te man auf der weiten und geraden Straße, welche von Logrois nach Rosche Sabins führte (601^{9}. 535^{1}. 592^{29}. 593^{1}. 661^{13}. 721^{26}), eine Raste

---

bis sie, auf den Ruf, daß der König gefangen sei, ihre Ketten bricht und dem Bedrängten zu Hülfe eilt.

* * * Macbeth, IV. Aufzug, 4. Auftritt, vergl. V. Aufzug, 3. und 8. Auftritt: Während Macbeth in seiner festen Burg Dunsinan die Belagerung erwartet, geht das Orakel in Erfüllung:

Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan.

Ein Bote, der am Hügel auf Posten stand, bringt ihm die Nachricht.

Goethe's Götz von Berlichingen, mitten im III. Act, wo der in der Haide auf einer Höhe liegende verwundete Selbitz durch einen Knecht von einem in der Nähe stehenden Wartthurm herab sich über den Verlauf des Kampfes Bericht erstatten läßt.

Theodor Körner's Zriny V. 3: Zriny läßt sich von einem alten Diener alle seine Säbel bringen und erwähnt in Gegenwart Desselben, während er sich zur Todesschlacht einen auswählen will, die mit jedem vollbrachten Heldenthaten.

weit (601^{7-10}), ungefähr die Hälfte des Weges (721^{18-30}), und wandte sich von da über das Feld (601^{22}) nach dem Ufer des Sabins, so gelangte man unterhalb der Ueberfahrtsstelle in einem breiten, tiefen, unwegsamen Thale an die Furt Li gweiz prelljus (583^{25}. 600^{12}. $602^{6.\ 9-11.\ 19}$. 603^{5-10}), in welcher ein jäher Wasserfall wild schäumend vorüberrauschte und weiterhin, im Kampf mit den Wellen, die einer weiten, von Regengüssen ausgehöhlten Schlucht in einem Bergabhange des Clinschorwaldes entströmten, einen Wirbel bildete. Hier stand, dem Plane von Joflanze gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer jener merkwürdige Baum, welchem der von Tausenden bediente König Gramoflanz sich selbst zum Hüter gegeben hatte, indem er sich in der Rolle außerordentlich gefiel, zwischen dem tosenden, lebensgefährlichen Wassersturz und des Waldes schauerlichem Dickicht geborgen, mit der gespanntesten Wachsamkeit, als stände sein Leben auf dem Spiele, und mit ritterlicher Eifersucht den Baum zu hegen, damit Niemand einen Zweig davon abbräche; denn es galt ihm die Verletzung des Baumes für eine Beleidigung seiner königlichen Würde und für eine Herausforderung zum persönlichen Kampfe. Diesen Umstand nun suchte die listige Orgeluse zum Verderben ihres Gegners zu benutzen, und es mochte schon mancher Ritter seine Kühnheit mit dem Leben gebüßt haben (548^{1-11}. 769^{5-14}), als sie auch Gawan, dem Sieger von Schastel marveil, zumuthete, ihr ein Reis von jenem Baume, zu einem Kranze gewunden, zu überbringen (600^{20} ff.). Sonderbar war nur die schlaue Bedingung, unter der sich Gramoflanz zum Kampfe anheischig gemacht hatte. Da er aus Furcht vor Clinschor's Zaubergewalt das Abenteuer zu Schastel marveil nicht bestehn mochte, angeblich, weil der weise Clinschor ihm früher mit einem Friedensantrage zuvorgekommen und er selbst mit Derjenigen (Orgeluse) Krieg führe, die durch ihre Schönheit den wahren Minnesieg behalten habe (600^{27} bis 606^{3}), so hatte ihm sein feiger Hochmuth die sonderbare Grille eingegeben, nicht mit Einem zu streiten, wieviel ihm derselbe auch zu Leide thun würde, sondern nur mit Zweien oder Mehreren (604^{24-30}. 606^{17-30}. 608^{14-17}), indem er gewiß darauf rechnete, daß Ehrgeiz und Neid es schwerlich zu einem gemeinsamen Angriff mehrerer Ritter wider ihn kommen lassen würde, oder, wenn es doch geschah, er sich derselben als unehrenhafter Räuber durch seine Trabanten glaubte entledigen zu können. Erst, als er, von Orgeluse

zurückgestoßen, sich in Gawan's Schwester Itonjé zu Schastel marveil, ohne sie gesehen zu haben, durch die Vermittelung Bene's, der erfindungsreichen Tochter Plippalinot's (686^{11} ff.), verliebt hatte und Gawan als unbekannten Sieger und Herrn des Wunderschlosses, mit einem Kranze von dem ihm gehörenden Baume geschmückt, vor sich stehn sah, gestand er, als ein ächter Raubritter und seinem wilden Charakter getreu (650^{13-20}), daß er gegen die Tochter des norwegischen Königs Lot, der seinen Vater Irot erschlagen habe, von Liebe entbrannt sei (606^{21} ff.) und mit Lot's berühmtem Sohne Gawan ausnahmsweise einen Zweikampf bestehn möchte (608^{11-30}). Welch' einen Edelsinn offenbart dagegen Gawan in dieser Scene seinem Feinde gegenüber! welche Selbstverleugnung, indem er es übernimmt, den Ring desselben seiner Schwester zu überbringen (607^{23}—608^{4}. Vgl. 686^{11-17}). Welche Geradheit und Gerechtigkeit spricht sich in seinem Urtheil über Letztere aus! Wie ritterlich ist endlich die Erklärung, daß er für seines Vaters Blutschuld einstehn wolle (609^{1-26})! Unvermeidlich war nun der Kampf zwischen beiden Männern, wie unlieb er ihnen, dem Einen als Bräutigam, dem Andern als Bruder der Itonjé, auch sein mochte. Dem Gramoflanz gebot es die Pflicht der Blutrache, dem Gawan die kindliche Liebe und die eigene Ehre, sich dem erklärten künftigen Schwager als Gegner zu stellen. Wer von ihnen auch siegte, der Ausgang des Streites konnte für den Sieger nicht erfreulich sein, denn das Lebensglück einer geliebten Jungfrau ward dadurch vernichtet. Gramoflanz als der Beleidigte hatte den Kampfplatz zu bestimmen; er entschied sich für Joflanze. Dies war der berühmte und berüchtigte Anger, wo im Anblick von mehr als vierhundert vornehmen, schönen Frauen schon so mancher Streit auf Tod und Leben, um Ehre und Schande ausgefochten worden. Wer schildert das Gemisch von Jubelgeschrei, von Wehklagen und Seufzern, die auf dieser Ebene ertönten, die theilnehmende, ängstliche Spannung der Frauenherzen im Wunderschlosse, die neidischen Gefühle und die bald kleinlauten, bald hochtrabenden Aeußerungen, welche der stolze Gramoflanz, bei seinem Heldenbaume lauernd, unwillkürlich aus seiner Brust hervorbrechen ließ! Nun sollte Gawan, auf dem Gipfel seines Glückes, hier noch einmal schwer geprüft werden. Alle seine eben errungenen großen Vortheile, die Herrschaft zu Terre marveile, die Freiheit seiner Verwandten und vieler andern Unglücklichen,

sein Ruhm, die Gunst und Liebe der Orgeluse, standen auf dem Spiele. Es blieb ihm kein Ausweg, den verhängnißvollen Knoten anders zu lösen, als durch unbedingte Unterwerfung unter die strenge Nothwendigkeit. — Wir überlassen den Helden, der bei uns Allen gewiß die innigste Theilnahme gefunden hat, seinem guten Genius und seinem Glücke, indem wir die Beschreibung von Terre marveile mit den Worten beschließen, welche jüngst noch Plippalinot ihm zugerufen hatte (508 $^{3-11}$):

— — — „Herr! Das ist so Brauch
Hier auf dem Plan, im Forst und auch,
Wo jener Klinschor Herrscher ist.
Verzagt Ihr, übt Ihr tapf're List,
Doch geht es anders nicht, als so
Fürwahr: Heut traurig, morgen froh (vgl. 103 ^{24}).
Euch ist's vielleicht noch unbekannt:
Ein Wunder ist dies ganze Land.
So währt es immer, Nacht und Tag;
Nur Glück bei Mannheit helfen mag."

Bevor wir unsern Blick von der Betrachtung dieses Wunderlandes abwenden, wollen wir uns noch umsehen, ob nicht irgendwo auf der Erde eine Gegend liegt, welche dem Dichter zu diesem poetischen Landschaftsgemälde Vorschub leisten konnte. Einen Fingerzeig enthielt schon früher die Andeutung, daß Klinschor eine freie Copie Abälard's sei; jetzt möge diese Hypothese unsre Führerinn sein!

Abälard*), aus einem Flecken nicht weit von Nantes, dem Mittelpunkt des Sagenkreises der Tafelrunde, gebürtig, lebte in den Jahren 1079—1142, seine Leidensgefährtinn Heloise bis 1163. Da nun Wolfram von Eschenbach seinen Parzival um 1205, seinen Willehalm um 1217 schrieb und nachweislich bis 1227 lebte, so reichte er in der Zeit so weit hinauf, daß er als ein Knabe aus den gebildeten höheren Ständen an den Erzählungen und wunderbaren Sagen über den berühmten und selbst von den lernbegierigen Männern und Jünglingen Deutschlands einige Jahrzehnte früher vielbesuchten

*) Man lese die in Berlin 1850 herausgekommene populär gehaltene, aber gediegene Schrift: „Abälard und Heloise," vom Professor J. E. Jacobi.

Abälard das lebhafteste Interesse nehmen mußte*). Wie sollten nun die aus früher Jugend bewahrten Erinnerungen und Phantasiebilder Wolfram's nicht auf die Gestaltung seines mit so reichhaltigem, historischem und antiquarischem Stoff erfüllten Gedichtes einen merklichen Einfluß geübt haben! Was insbesondere die Angaben der Geschichte über den unglücklichen Abälard betrifft, so darf man dieselben nur mit der Schilderung, welche unser Dichter im Parzival von Clinschor macht, vergleichen und sich dabei das wissenschaftliche Treiben des Mittelalters, desgl. die Urtheile des ungelehrten, abergläubigen großen Haufens, der sich überall und zu allen Zeiten dem Wesen nach gleich ist, über die geheimnißvolle geistige Gewalt der Gelehrsamkeit vergegenwärtigen, um selbst in den poetischen Umbildungen und Verhüllungen, welche sich Wolfram im Parzival bei der Charakteristik Clinschor's erlaubt hat, ähnliche, vorbildliche Züge aus Abälard's Leben, Zeitalter und Wirkungskreise zu erkennen. Sowohl Abälard, als Clinschor waren von Natur mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Leibes und der Seele ausgerüstet und machten dieselben in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft geltend; aber beide zogen sich durch einen Fehltritt eine entehrende Leibesstrafe zu, welche ihrem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Abälard widmete sich als Gelehrter außer den alten Sprachen besonders dem Studium der dogmatischen Theologie und der Philosophie, in dieser aber rang damals die Schule der Platoniker (Nominalisten), die sich für die Gültigkeit der allgemeinen Begriffe erklärt hatten, mit den Anhängern des Aristoteles (den Realisten), welche den allgemeinen Begriffen ihre Bedeutung absprachen und nur den besonderen einen Werth beilegten. Abälard konnte diese Parteiungen nicht umgehen. Anfangs war er Nominalist, später jedoch eifriger Bekämpfer dieser Secte und eine Zeit lang die Haupt-

*) Ob schon Gulot von Provence (776[10]. 805[10]) in seinem nicht mehr vorhandenen Werke, oder Chrétien von Troyes, der 30 Jahre nach Abälard's Tode (1170—90) geblüht und ein Gedicht von Parzival verfaßt hat, das Wolfram kannte, aber wegen ungeschickter Behandlung der Sage tadelte (827[1—14]), die Abenteuer Abälard's und den Schauplatz seiner Wirksamkeit, dem jener Chrétien so nahe war, in seine Dichtung mit aufgenommen hat, vermag ich, mit dem französischen Werke nicht weiter bekannt, nicht zu sagen, bin aber geneigt, es zu vermuthen. Herr Professor Adalbert Keller in Tübingen, der gelehrte und unermüdliche Vermittler des französischen und deutschen Mittelalters, dem ich für die gütige Mittheilung der von ihm im Jahre 1848 herausgegebenen „Lieder Guillems IX, Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien," ergebenst danke, wird unter Anderen leicht darüber Auskunft geben können.

stütze der Realisten; aber der Neid seiner vielen besiegten Gegner, der Haß, welchen er durch seine strenge Sittenzucht, die er in den Klöstern bei den ihm untergebenen entarteten Mönchen einführen wollte, sich zuzog, und die Behauptung gewisser Theologen, an deren Spitze der heilige Bernhard stand, daß Abälard's Philosophie der christlichen Glaubenslehre gefährlich sei, verschafften seinen zahlreichen Feinden endlich den Sieg über ihn, die, um auch das unwissende Volk gegen ihn aufzuhetzen, sich nicht scheuten, ihn für einen Verbündeten des Teufels und gefährlichen Zauberer zu erklären. Auch Clinschor, nach unserm Gedichte Herzog in dem durch Ueberfluß an verführerischen Lebensgenüssen berüchtigten Capua, hatte, wie Abälard, sich dem Studium der alten Classiker gewidmet, weswegen ihn die poetische Sage zu einem Neffen des wunderthätigen Virgilius in Neapel machte; später aber ward er wegen eines entdeckten Liebesabenteuers mit der Gemahlinn des Königs von Sicilien auf Befehl desselben entmannt und landesflüchtig*); danach hatte er „in der Stadt Persida, nicht im Lande Persia" (657 27. 28) Zauberei erlernt, d. h. die persische Religion und Philosophie, deren dualistische Lehre von einem Reiche des Lichts und der Finsterniß neben der griechischen Emanationslehre einen Hauptbestandtheil des zu Alexandrien einst entstandenen Neoplatonismus ausmachte, und die Künste der Magier studirt. Daß er auch dem geistlichen Stande der christlichen Kirche, wie Abälard, angehörte, deutet der Name pfaffe (66 4) an. In dem von ihm neugeschaffenen Terre marveile benutzte er den Zauber seiner Persönlichkeit und seines geheimen Wissens, um eine Anzahl Männer und Frauen seines Standes bei sich gebannt zu halten, gleichwie der von seinen Gegnern verfolgte Abälard durch seine geistige Anziehungskraft Hunderte wißbegieriger Jünlinge bewog, ihm in die dunklen Wälder von Champagne zu folgen und in dem angenehmen Thale, durch welches das Flüßchen Arduffon rann, unweit Nogent an der Seine, in einer einsamen, wilden Gegend das Kloster Paraklet zu erbauen und mit ihm zu bewohnen, bis ihn die neidische Verfolgungswuth seiner verketzernden Gegner nach einem andern Kloster vertrieb und Heloise mit ihren Nonnen den verlassenen Paraklet bezog. Diese Aehnlichkeit in den Schicksalen des

*) Vergleiche das Leben und Treiben am Hofe des Königs Artus, welchem der grimmige Clinschor die Mutter, eine Schwester und zwei Nichten nach seiner Zauberburg entführte!

Abälard und Clinschor erhält noch mehr Bestätigung, wenn wir die Umgegend des Paraklet mit der eben gegebenen Beschreibung von Terre marveile vergleichen. Ich beziehe mich unter andern auf Cassini's Generalcharte von Frankreich v. J. 1744, die mir aus der Bibliothek des ersten Garderegiments zu Fuß von gefälliger Hand zur Benutzung mitgetheilt worden, und auf die i. J. 1835 aus dem Dépôt de la guerre herausgegebene große Charte von Frankreich, deren Einsicht und Vergleichung aus seinem kostbaren Privatbesitze Herr Professor Berghaus mit freundlicher Bereitwilligkeit mir gestattet hat. Hiernach ist der Paraklet vom Ardüsson durchflossen, welcher der Seine oberhalb Nogent s. S. zufließt, nachdem er zwei geräumige Teiche gebildet hat. Jenes Flüßchen und der südwestlich unterhalb Nogent in die Seine sich ergießende Lorrin entspringen südlich nahe bei einander und gewähren nebst ihren Zuflüssen nur einen schmalen Eingang in die Ebene, welche die Seine mit den genannten beiden Nebenflüssen bildet. Unweit des Paraklet im Westen erstreckt sich von Süden nach Norden ein kleiner Bergrücken, und etwas nördlicher (bei St. Aubin) führt eine Brücke, die einzige des Flusses, über den Ardüsson nach Nogent s. S., von wo außer diesem mittleren noch 2 Wege nach Troyes gehen, der kürzere, öde Landweg zwischen dem Ursprung des Ardüsson und Lorrin, und die große Heerstraße östlich in einem Bogen am Saume des von den Armen der Seine bei ihrer Vereinigung mit der Aube durchschnittenen Erdstriches. Wenn auch nicht alle Einzelheiten zutreffen, was übrigens für den Dichter gerade kein Lob wäre, so darf man doch wohl annehmen, daß der Ardüsson = Sabins, der Lorrin = Poynzaclins, die Seine nördlich davon = Meer im Parzival, die von den 3 Flüssen eingeschlossene Ebene = Terre marveile, der Paraklet, von Heloise und ihren Nonnen bewohnt, = Logrois, Wohnsitz der Orgeluse, der Bergrücken seitwärts vom Paraklet = Schastel marveil, Nogent s. S. = Rosche Sabins. Die beiden noch vorhandenen, nordöstlich gelegenen Gehölze mögen als Reste des einst am Zusammenfluß der Seine und Aube befindlichen Urwaldes gelten, zwischen welchem und dem Ardüsson (Sabins) sich eine Wiese (die Kampfwiese von Joflanze) bis an die Wassergränze, welche die Seine in dem Winkel zwischen Nogent s. S. und Pont s. S. (nach Wolfram's Parzival das Meer) bildet, hinauf erstreckte.

Wie man auch über diese Arbeit und mein Unternehmen, die Beschreibung von **Terre marveile** als ein für sich bestehendes poetisches Naturgemälde aufzustellen, urtheilen möge, so hoffe ich doch mit dem Vorwurfe, als habe ich durch diese Sonderung des Oertlichen und Geschichtlichen in Wolfram's Parzival dem Studium der mittelhochdeutschen Dichter Eintrag gethan, verschont zu bleiben; denn, gefällt obige Darstellung, so wird der wißbegierige Leser es mir danken, daß ich ihn auf die eigenthümlichen Schönheiten eines Gedichtes aufmerksam gemacht habe, welches in diesem einfachen, daraus entnommenen Landschaftsbilde ihm schon so angenehmen Genuß gewährt, so daß nun vielleicht Mancher, von einem auch ihm eingeflößten Vorurtheil befreit, sich angetrieben fühlt, einen durch den Vorwurf der Planlosigkeit und Verwirrung mit Unrecht verschrienen Abschnitt des erwähnten Epos mit eigener Kraft sicher und freudig zu durchwandern und auch seinerseits irgend welchen bisher unbeachteten, dunklen Theil desselben zu allgemeinerem Nutz und Frommen zu beleuchten und zugänglich zu machen. Sollte aber, was ich gern zugebe, dieses oder jenes Einzelne der Berichtigung oder Ergänzung bedürfen, so würde ich mich freuen, wenn dadurch Genossen derselben Beschäftigung Veranlassung fänden, durch unparteiische Kritik und Mittheilung ihres besseren Wissens das Studium unserer vaterländischen Literatur zu fördern. Ich wenigstens gestehe, daß ich durch obige mühevolle Arbeit, die ich, angereizt durch die anmuthige Lectüre des zweiten Theils von A. v. Humboldt's Kosmos, ohne anderweitige Hülfe ausgeführt habe, in mancher Beziehung in meines Lieblingsdichters Werken heimischer geworden bin. Zum Schluß übrigens möge es dankbarer Pietät vergönnt sein, als einen Beweis, welchen ermunternden Antheil jener um Kunst und Wissenschaft so hochverdiente Mann auch an bescheidenen Leistungen Jüngerer, sofern sie zu seiner Kenntniß kommen, immerdar nimmt, sein Urtheil über obige in der Handschrift überreichte Abhandlung mitzutheilen, wie es in einem Briefe vom 26. December 1848 vor mir liegt: — „Was ich von dem einen Theile Ihrer Abhandlung des wichtigen Denkmals mittelalterlicher Poesie gelesen, hat mir viel Freude gemacht. Es ist ein interessantes Unternehmen, ein landschaftliches Ebenbild der Gegend zu entwerfen, die dem Geiste des Dichters vorschwebte, ein Bild, das die

Wirklichkeit im freien Spiel der Einbildungskraft mehr oder weniger bedingt. Wie sehr ich daran hange, in den großen Werken der Alten Spuren individueller Auffassungen, bestimmter Localitäten, zu finden, sehen Sie Kosmos Th. II, S. 10. 19. 108. Auch Cicero begeistert durch anmuthige Erinnerungen aus der wirklichen Welt, Kosmos Th. II, S. 18. —"

Potsdam. F. W. Rührmund.

III.

Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen.

Die in dem Graff'schen Sprachschatze zerstreut verzeichneten Eigennamen bilden jedenfalls den schwächsten Theil des sonst so verdienstvollen Werkes. Der Grund hievon liegt zunächst in dem Umstande, daß die Quellen für die Sammlung der ahd. Namen fast durchaus andere sind als die für die andern Bestandtheile des Sprachschatzes. Daher kam es denn, daß, während Graff seinen ganzen Eifer auf die letzteren richtete, die Namen unvollständig an Zahl, ungenau in der Schreibung und nur selten durch Hinweisung auf die Quellen genug gesichert aufgeführt werden, abgesehen davon, daß diese Mängel gegen Ende des Werkes in noch weit größerem Maßstabe als in den ersten Bänden hervortreten. Ein weiterer Mangel ist die unsichere Begrenzung des hieher gehörigen Stoffes. Graff sammelte aus den deutschen Quellen auch die fremden Namen, sogar diejenigen, welche in Deutschland niemals gastlich aufgenommen sind, und indem er so Deutsches und Undeutsches durcheinander mischte, bediente er sich nicht einmal eines Kennzeichens zur Unterscheidung dieser beiden Gattungen, so daß man über sein Urtheil, was deutsch und was undeutsch sei, in vielen Fällen im Unklaren ist. Doch können wir bei genauerer Betrachtung erkennen, daß diese Unterscheidung, selbst wenn Graff sie angestellt hätte, durchaus mangelhaft hätte sein müssen. Der Sprachschatz enthält nämlich wie billig auch die deutschen Namen aus undeutschen Quellen und hier erstaunt

man über den gänzlichen Mangel an Ausscheidung alles Fremden, namentlich des Keltischen, einen Punkt, über den weiter unten noch Mehreres angedeutet werden soll. Ein fernerer Vorwurf ist Graff daraus zu machen, daß er eine Anzahl von Personennamen auf falsche Weise aus Ortsnamen gefolgert hat, so wie ich mir z. B. von einer großen Anzahl seiner Personennamen auf -ing getraue darthun zu können, daß sie niemals existirt haben.

Außer diesen besondern den Namen des Sprachschatzes anhaftenden Uebeln, deren es übrigens noch mehrere giebt, wirken noch die dem ganzen Werke gemeinsamen Mängel nachtheilig. Vor Allem denkt man hiebei natürlich an die Zusammenstellung der Wörter unter gemeinsame Wurzeln, die oft weder concret deutsche noch abstract indogermanische genannt werden können, sondern halsbrechend in der Mitte schweben; ein Punkt, den Maßmann klar erkannt, aber mit gebührender Zartheit behandelt hat*).

Wäre nun eine besondere Sammlung altdeutscher Eigennamen aus mehrfachen Gründen selbst dann höchst ersprießlich gewesen, wenn Graff die bezeichneten Klippen hätte umgehen können, so mußte, da dieses nicht geschehen ist, ein dahin einschlagendes Werk geradezu eins der dringendsten Bedürfnisse auf dem Gebiete germanischer Sprachwissenschaft werden. Daher sagt auch unser Meister auf diesem Felde, J. Grimm, im Jahre 1840 in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Grammatik: „Darf ich bei dieser Gelegenheit einen Wunsch laut lassen werden, der mir sehr am Herzen liegt, so ist es der, daß die unbeschreibliche Menge althochdeutscher Eigennamen, sowol der örtlichen als persönlichen, da beide Graff unvollständig und ungenau verzeichnet, von einem rüstigen Bearbeiter nach wolüberlegtem Plan bald in eine eigne Sammlung gebracht werden möge, ein Buch, aus welchem unsrer Sprache und Geschichte unfehlbar bedeutender Gewinn erwachsen muß, dessen Ausführung aber ungemeinen Fleiß erfordert: der Vorrath ist fast unübersehlich.“ Sechs Jahre hindurch nach dieser Anregung ließ sich von keiner Seite her hören, daß ein „rüstiger Bearbeiter“ ans Werk gegangen sei; denn um hier mit Aussicht auf Erfolg arbeiten zu

*) Wie ich schon im J. 1844 mit Rücksicht auf einige Sanskritforschungen den Satz aufstellte „inter radices vocumque formas Sanscritas et inter Indo-Germanicas accuratius solito esse distinguendum,“ so wird auch in Bezug auf das Deutsche eine entsprechende Behauptung zu berücksichtigen sein.

können, mußten so manche glücklichen Umstände zusammentreffen. J. Grimm ergriff daher, um die Sache in erwünschten Gang zu bringen, ein anderes Mittel; er beantragte bei der Berliner Akademie eine Preisaufgabe über diesen Gegenstand und die Akademie erhob diesen Antrag zum Beschluß, was Grimm in einer seiner späteren akademischen Abhandlungen mit warmem Danke anerkannt hat. Diese im Juli 1846 gegebene Preisaufgabe lautet:

„Unser Volk zeichnet sich aus durch einen Reichthum von Eigennamen, der für die Geschichte der Sprache von größtem Belang, aber in den Denkmälern allenthalben verstreut ist. Zu einer genauen und vollständigen Sammlung derselben, die gegenwärtig an der Zeit zu sein scheint, öffentliche Anregung zu geben, hat die Akademie einen Preis dafür auszusetzen beschlossen. Die Sammlung soll sich von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1100, aber nur auf gothische (zugleich vandalische), langobardische, fränkische, thüringische, alamannische, burgundische, bayerische, altsächsische und friesische erstrecken, mit Ausschluß der angelsächsischen und altnordischen. Deutung der Eigennamen, wie sie erst allmälig aus dem Studium des sämmtlichen Vorraths gründlich hervorgehen kann, wird zwar nicht zur Bedingung gemacht, wo sie aber jetzt schon mit Besonnenheit und in gedrängter Kürze vorgenommen werden kann, als willkommene und empfehlende Zugabe betrachtet werden. Der Termin der Einsendung ist der 1. März 1849, die Bewerbungschriften können in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache abgefaßt sein. Jede ist zu versehen mit einer Inschrift, welche auf einem beizufügenden versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden Zettel zu wiederholen ist. Der Preis ist 100 Dukaten und die Entscheidung erfolgt in der öffentlichen Sitzung zum Andenken an Leibniz im Jahre 1849.“

Wenn schon bei der großen Jedem einleuchtenden Schwierigkeit der Aufgabe die Zahl der Bewerber auf keinen Fall eine bedeutende sein konnte, so trat auch selbst einer geringen Concurrenz die ein Jahr vor dem Termin der Einsendung losbrechende politische Bewegung hemmend entgegen. Wahrscheinlich ist, wie sich der spätere Bericht der Akademie ausdrückt, mehr als ein Vorsatz dadurch erstickt worden, oder die Ausführung auf halbem Wege stehen geblieben. Mit Bezug auf diese Vermuthung biete ich hiemit allen denjenigen, welche etwa in der Ausführung dieser Aufgabe behindert

worden sind, die Hand zum Bunde und bitte sie, sich mit mir in Verkehr und Verband setzen zu wollen, damit in echt wissenschaftlichem Geiste mit gegenseitiger Förderung ein Werk zu Stande gebracht werde, das von einer neuen Seite her unserer alten Sprache Hoheit und Reichthum ans Licht stelle. Sehe ich recht, so sind meine mir unbekannten Mitforscher vor Allem nunmehr dazu berufen, an eine Sammlung der angelsächsischen oder der altnordischen Namen zu gehen; besonders wenn eine solche Sammlung nach demselben Plane angelegt wird, wie das Wörterbuch aus den übrigen Mundarten, verspreche ich mir große Ergebnisse von dem Lichte, das beide Arbeiten durch einander wechselseitig empfangen müssen.

Daß ich selbst (wie sich später zeigte, als der Einzige) es gewagt habe einen rohen Entwurf der Akademie vorzulegen, setzt mich nunmehr fast in Erstaunen, wenn ich an die besondern Hemmnisse denke, die neben den erwähnten allgemeinen grade mir entgegentraten. Erst ein Vierteljahr nach Stellung der Aufgabe davon in Kenntniß gesetzt und für dieses Feld so gut als ganz unvorbereitet, zudem grade lebhaft von andern wissenschaftlichen Plänen angeregt, wäre ich nie ans Werk gegangen, wenn nicht das dringende Zureden wohlwollender Freunde mich dazu bestimmt hätte. Weniger bringe ich es in Anschlag, daß ich durch Berufsgeschäfte im höchsten Grade nach mannigfaltigen Richtungen hin in Anspruch genommen wurde und noch werde, denn ich hatte mich in solch einer minder begünstigten Lage schon längst gewöhnt, die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit nur als Erholung und Erfrischung gelten zu lassen. Aber was mich am meisten drückte, war der fast gänzliche Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln, den ich hier in Danzig (und ich war an den Ort gefesselt) in einer Weise empfand, daß eine nähere Schilderung davon fast ans Unglaubliche grenzen würde. Fern von aller Selbstüberschätzung und ohne die geringste Hoffnung den eigentlichen Preis erlangen zu können, sandte ich meine erste Anlage der Akademie ein, nur um von dorther eine Anregung zur eigentlichen Ausführung zu erhalten. Noch war z. B. außer den echt hochdeutschen Mundarten verhältnißmäßig nur wenig von mir gesammelt, noch hatte ich aus meinen ursprünglichen Auszügen die Belegstellen nicht mit der hier unumgänglichen Schärfe und Gleichförmigkeit in die Vorlage übertragen können, noch waren ferner die Sonderungen der Wortstämme und die Deutungen der Namen auf einer sehr

niedern Stufe stehn geblieben. Ueber den Erfolg war ich demnach überrascht; denn wenn auch von der wirklichen Krönung der Arbeit nach alle diesem nicht die Rede sein konnte, so wurde ihr dennoch der Geldeswerth des Preises zugesprochen, eine Milde des Urtheils, die ich zum großen Theile der Berücksichtigung der ungünstigen Zeitverhältnisse zu verdanken glaube.

Um nun einerseits den jetzigen Standpunkt des Werkes anzudeuten, besonders aber um vielleicht Anregung zu Einzelforschungen zu geben, von denen ich einige sehnlichst erwarte, gebe ich hier einige kurz gehaltene Bemerkungen über mehrfache auf diesem Gebiete in Erwägung zu ziehende Punkte.

In Bezug auf die Schreibung der Namen, welche so sehr schwankt, ist zu bemerken, daß Graff, um sich vor Weitschweifigkeit zu hüten, mit wenigen Ausnahmen von jedem Namen nur eine einzige Form anführt, und zwar sogar, wenn die Quellen in der Orthographie zu verworren waren, eine supponirte, nirgend in dieser Gestalt zu belegende; meistens stellt er dann eine der strengahd. Mundart gemäße Form auf. Ein solches Verfahren kann indessen einem strengen Anspruche auf Genauigkeit unmöglich genügen. Deshalb habe ich mich bemüht, die in den besten Texten der Schriftsteller überlieferten Schreibungen vollständig zu geben, von den Varianten hingegen, welche alle anzuführen eben so unnütz als unmöglich war, ist nur das Wichtigere und Auffallendere, namentlich bei seltneren oder durch ihr hohes Alter räthselhaften Namen gegeben. Von allen diesen Formen stelle ich nach Art einer Uebersicht diejenige voran, welche nach sprachlichen Grundsätzen das Gepräge der größten Alterthümlichkeit aufweist, und lasse dann die andern Gestalten des Namens, so viel sich thun ließ nach der Reihe, bis zu seiner größten Entartung folgen. Eine bei jener ersten Form angeführte Zahl bezeichnet das Jahrhundert, in dem der Name (in welcher Gestalt es auch sei) vorkommt, d. h. nicht die Zeit des ersten darüber referirenden Schriftstellers, sondern die des Ereignisses, bei welchem des Namens zuerst Erwähnung gethan wird. Diese Einrichtung wird sich hoffentlich als nicht ganz werthlos erweisen. Supponirte Formen, so nahe sie auch oft lagen, sind gänzlich vermieden worden, um fürs erste noch nicht die Reinheit der Ueberlieferung zu trüben. Von Conjecturen in Bezug auf die Schreibung sind nur äußerst wenige gemacht oder schon gemachte aufgenommen worden.

Damit indessen für künftige Conjecturen, welche doch später nicht abzuweisen sein werden, schon jetzt ein kleiner Anhalt geboten werde, möge hier eine kurze Uebersicht derjenigen in unsern Quellen vorkommenden irrthümlichen Buchstabenverwechselungen folgen, welche nicht ganz selten sind. Der Kürze halber folgt bei jeder von diesen Verwechselungen nur ein Beispiel:

u—n: Duisburg — Dinspurch.	c—i: Hugmerchi — Hugmerthi.
ui—in: Hucului — Huculin.	i—t: Haito — Hatto.
iu—vi: Juhones — Vibones.	r—t: Beringa — Betinga.
in—m: Theotinelli—Theotmelli.	i—l: Nervii — Neruli.
ni—m: Manimi — Mammi.	ſ—l: Biscofosheim — Biscofolheim.
mi—nn: Hodomia — Hodonna.	r—b: Rota — Bota.
im—un: Mimda — Munda.	h—b:*) Holdonstat — Boldonstat.
un—ini: Sundrabert — Siuidrabert.	h—n: Hotger — Notger.
un—m: Hadolaun — Hadolam.	h—l: Habola — Labola.
c—o: Rhispac — Rhispao.	p—n: Herpesfurt—Hernesfurt.
c—e: Lehefeld — Lebefeld.	li—n: Sliesthorp — Snesthorp.
c—i: Semeldinc — Semeldini.	li—u: Hlidbeki — Hudbeki.
r—n: Geneuara — Genewana.	ti—n: Mitida — Minda.
u—a: Adaltrud — Adaltrat.	lu—in: Lutrahahof—Jntrahahof.
v—n: Vuithones—Nuithones.	
r—o: Atrarii — Atoarii.	

Außer diesen einzelnen Buchstabenvertauschungen finden sich namentlich zwei Quellen einer Menge von sinnlosen Irrthümern:

1) Die Umstellung von Buchstaben, z. B. Erchanbert — Encharbert; Frotgandus — Frodtangus; Agara — Araga; Guntbodingi — Buntgodingi; Endiriad—Eddinriad; Baradad—Badurad u. a. m. Besonders zu bemerken ist drop fur dorp, welches nicht selten vorkommt[1]). Die Formen berth und prath sind oft nur Schuld der Herausgeber von Urkunden (z. B. Schannat's), welche dadurch das überlieferte berht und praht, das sie nicht verstanden, zu verbessern glaubten.

2) Die unrechte Abtheilung der Wörter, z. B. ad Rantesfurt — a Drantesfurt; Guntbodingi — Gonebii digni; Hredi et ad Schezla — hereditas Kaesla; et Berahtrat — Ecberahtrat;

*) Bei weitem die häufigste von allen Verwechselungen.

Jngiheresheim Feinga — Jngiheres Heifeinga; Rami Gerolf — Ramugerolf; Liutram Engilburg — Liutramen Gilburg; Uuielachomo — Uuiela Chomo; Uuidarogeltesstat — Uuidano Geltesstad; Theotbirg Bita — Theotbirgbita; Uuigrihasa — Uuigrih Asa u. s. w. Namentlich zeigt die Vergleichung der Fuldischen Urkunden bei Schannat mit denen bei Dronke, welchen letzteren ich erst nach der Entscheidung der Akademie benutzt habe, daß Schannat sich sehr häufig in der bezeichneten Weise geirrt hat.

Schwieriger als diese ganz unorganischen Irrthümer sind diejenigen Entstellungen der Namen, welche in mehr organischer Weise aus dem Aufenthaltsorte, der Zeit, der Sprache, dem Bildungsgrade und der Sorgfalt des Abschreibers sowohl als des Schriftstellers selbst hervorgehen. Diese höchst wichtigen Verhältnisse, die für die Geschichte der Sprache von größter Bedeutung sind, können erst dann gründlich erwogen werden, wenn die Sammlung des Stoffes bis zu einem gewissen Abschlusse gediehen ist. Es werden aber jedenfalls mehrere Monographieen nöthig sein, um einem künftigen Förderer des Werkes den Weg geebneter zu machen.

Die ganze Masse habe ich in zwei Haupttheile gesondert, in die Personennamen und Ortsnamen. Die Vereinigung beider Theile in ein Ganzes, welche Mancher gewiß gern gesehen hätte, habe ich deshalb nicht angenommen, weil es dann ganz unmöglich gewesen wäre, auch nur eine einigermaßen klare Uebersicht über den Stoff zu erlangen; die anderseits durch meine Sonderung allerdings entstehenden Nachtheile habe ich durch zahlreiches Verweisen aus dem einen Theile auf den andern zu heben gesucht. Unter die Ortsnamen sind übrigens auch die Völkernamen aufgenommen, weil sie sich recht gut in das ganze System der ersteren einfügen lassen und weil man namentlich bei ihrer Scheidung von den Gaunamen auf Schwierigkeiten stoßen würde. Die rein mythologischen Namen sind übergangen worden, weil sie doch im Allgemeinen ein ziemlich getrenntes Ganze bilden und weil zu einer erneuten Sammlung derselben seit J. Grimms zweiter Ausgabe der Mythologie noch keine besondere Veranlassung vorliegt.

Die Anordnung jedes einzelnen Theils ist die rein alphabetische mit ihren Mängeln und Klippen. Graffs Anordnung habe ich nicht gewählt, weil sie mir nicht zur weiteren Verbreitung geeignet erscheint. Eher hätte ich die Reihenfolge des Sanskrit annehmen

mögen, gegen die sich wohl nichts Wesentliches einwenden läßt; doch hätte ich dies nur dann gethan, wenn ich von ihrer künftigen allgemeinern Anwendung überzeugt gewesen wäre. Bei Wörterbüchern, die jedenfalls nur Materialsammlungen für wissenschaftliche Darstellungen enthalten (oder gar nur dem praktischen Bedürfniß dienen), will es mir scheinen, als müsse man der Sitte mehr als der Wissenschaftlichkeit in der Anordnung der einzelnen Artikel folgen.

Scheinbar unterbricht diese alphabetische Anordnung (denn die Unterbrechung wird durch zahlreiche Verweisungen wieder aufgehoben) die Aufstellung von Wortstämmen. Bei jedem dieser Stämme folgt nach einigen allgemeinen Bemerkungen ein Verzeichniß der auf diesen Stamm endenden Namen, über deren jeden man an seinem Orte Genaueres nachsehen kann. Dann kommen die von dem Namen unmittelbar (durch Suffixe) hergeleiteten Namen und endlich folgen die mit einem andern Stamm als zweitem Theile zusammengesetzten Formen. Sie sind mit Ausnahme von wenigen Fällen nach dem zweiten Theile der Zusammensetzung alphabetisch geordnet. Ich setze als Beispiel, mit Auslassung der allgemeinen Bemerkungen, der Citate und der ganz unsichern Formen einen Stamm der Personennamen her, mit der Bitte die entsprechende Stelle bei Graff (II, 699) zu vergleichen:

MÔD.

Adalmod. Adalmoda. Agimuot. Alamud. Anamot. Baldmuot. Bermod. Bismod. Blismodis. Diomut. Ebrimuth. Eilmod. Elimuot. Elismot. Engilmuot. Faramuot. Frahamot. Fromuot. Fruimot. Fulmodo. Germot. Gislemod. Glismot. Hartmut. Hathumot. Herimod. Hildeomod. Hiltimota. Horsemuat. Hroadmot. Hwasmot. Liobmod. Loamod. Ilimot. Memuot. Perahmot. Philimuth. Pilimot. Plidmot. Ratmot. Rausimod. Reginmuod. Richmuot. Selimuot. Sigimuat. Sinmot. Snelmuot. Starhmot. Stillimot. Sundarmuot. Swidmoat. Talamot. Tattimuth. Trosamuat. Wahsmut. Wandelmoda. Warmut. Wasmuot. Wigimuot. Willimuat. Wimod. Wolamot. Wolfmuot.

Muata, fem. 9. Muota.

Mudila. 7. Mutila.

Moatin. 8. Muatin.

Mutbraht. 9.

Motberga, fem. 8.

Muotpurc, fem. 9.
Muatdanc. 8.
Moatflat, fem. 9.
Moatker. 9.
Modigisil. 5, *Μοδίγισκλος*. Medegisil? Modeghislen(us).
Muotcund, fem. 9.
Mothar. 8. Moathar. Moather. Muather. Mouther. Muotheri. Motar. Muotere.
Moathart. 9.
Muothelm. 8. Muathelm. Moathelm.
Muothilt, fem. 9.
Muotlaug, fem. 9.
Motliup. 9. Muotliup. Muotlieb.
Moderich. 8? Mederich?
Muotswind, fem. 8. Modsuit.
Modoald. 7. Muotolt. Muatolt.
Muatwin. 9. Modoin. Motwin. Motuuin.
Modalbert. 8,

Daß ich die Namen unter Wortstämme und nicht unter eigentliche Wurzeln vereinigt habe, wird kaum einem Tadel unterliegen, wenn man erwägt, daß es hier vor Allem darauf ankam, solche allgemeine Formen aufzustellen, welche sich in den Namen, abgesehn von den übrigen Theilen des Sprachschatzes, möglichst klar und bestimmt wiederfinden. Es sind deshalb sogar zwei und mehrsilbige Stämme unverschmäht geblieben, wie folgende:

1) bei den Personennamen: adal, adra, agil, agin, ali, amal, aman, angil, beraht, ebar, eggi, ellan, eodal, erchan, fili, gamal, gaman, gisal, gomo, halid, hari, helan, hraban, irmin, madal, madar, magan, mahal, nagal, neri, thegan, thiuda, uodal, warin, wili, wuldar;

2) bei den Ortsnamen: affa, affaltra, aha, akar, alah, angar, awa, bardan, bibar, binuz, buhil, buri, chuning, clata, eitar, elira, fogal, forah, habuh, hagan, hamar, hasal, heilig, huoba, luzil, marah, metam, michil, nidir, obar, ottar, padra, salida, salig, tegar, thunar, untar, walah, warid, wilari, winchil, winid, wisund, wodan, zidal.

Es sind ferner, um der Verflüchtigung ins Abstracte auszuweichen, wie sie für ein specielles Namenwörterbuch unziemlich

ist, öfters mehrere Stämme getrennt behandelt worden, die klar genug zu derselben Wurzel gehören, wie up und obar, ingo und angil, u. a. m.

Man erwartete vielleicht, daß ich bei diesen Stämmen die Lautverhältnisse eines bestimmten Dialekts zu Grunde legen und z. B. alle Stämme nach gothischer oder strengahd. Weise schreiben würde. Das hätte indessen wiederum der Uebersichtlichkeit bedeutenden Eintrag gethan und es wäre z. B. ein nie in gothischen, sondern nur in fränkischen Namen gebräuchlicher Stamm in gothischem Gewande erschienen. Deshalb zog ich es vor, um das besonders oft Gebräuchliche hervortreten zu lassen, mir einige Schwankungen zu gestatten und dem einen Stamm diese, dem andern jene Form zu geben. Doch habe ich allerdings die gothische Lautstufe bevorzugt, wo sie nicht ganz selten ist oder vielleicht gar weniger Ursprüngliches aufweist als eine andere Form. Ich schreibe deshalb zwar thiuda und môd, aber burg und nicht baurg, mâr und nicht mêr. Schaden für den praktischen Gebrauch des Wörterbuchs geht aus diesen Schwankungen nicht hervor.

Von besonderer Schwierigkeit und für jetzt sehr häufig unmöglich ist, wie schon ein flüchtiger Blick auf das Graffsche Buch zeigt, die strenge Scheidung dessen, was zu einem Stamm und was zum andern gehört. Theilweise wird sogar diese Scheidung niemals durchzuführen sein, da nämlich ganz verschiedene Wurzeln in ihren entarteten Gestaltungen oft in dieselbe Form zusammenfließen, so daß derselbe Name mitunter aus zweien, dreien oder noch mehreren Quellen entsprungen sein kann. Hier muß man sich hüten etwas als ganze Wahrheit hinzustellen, was jedenfalls nur ein Theil der Wahrheit ist. Auch hier möge als Ausgangspunkt für weitere Forschungen ein kleines Verzeichniß derjenigen Stämme seinen Platz finden, welche, obgleich von ursprünglich verschiedener Gestalt, dennoch in den Namen besonders häufig schwer zu scheiden sind, vorzüglich wenn Bedingungen eintreten, die das Ineinanderfließen der Stämme begünstigen:

adal, ald, agil.
agil, angil.
aha, awa, hofa, huoba, (eiba), gawi.
bald, wald.
ber(in), warin.
burg, bruoch, brug.
chlod, liut, flat.
chuon, un.
(cruzi), grioz.

eih, ek.
erin, erm.
gald, hildi.
gar, hari.
gaud, got.
gis, wis.
gisal, is(il).
hagan, haim.
hard, rad, ward.
hraban, ragan.
hriod, rud.
hrod, rad.
liub, liut.
mod, mund.
stat, stein.
waud, winid.
warid, ward.
weg, wig.
wid, wig.
win, in (Suffix).
wis, wiz.

Eine Reihe von Problemen, die theilweise noch bedeutende Untersuchungen erfordern werden. Und dabei sind nicht einmal diejenigen Formen hier aufgeführt, welche selbst in ihren ältern Gestaltungen Zweifel übrig lassen, zu welchem von mehreren ähnlich geformten Stämmen sie etymologisch zu stellen seien. Näher wird man der Lösung dieser Fragen in Zukunft um ein Bedeutendes kommen können, wenn man auf die geographische Verbreitung der Ortsnamen, so wie auf die ethnographische der Personennamen, sowohl im Einzelnen, als in Bezug auf ganze Wortstämme, fleißig sein Augenmerk richtet.

Eine hieher einschlagende ersprießliche Arbeit wird es sein, wenn Jemand für jeden der bedeutendern deutschen Volksstämme diejenigen Personennamen besonders verzeichnete, die bei ihm mit einer großen Wahrscheinlichkeit gebräuchlich waren. Doch stößt sich die Sache an vielen Schwierigkeiten, die theils durch ungenügende Angaben in den Quellen, theils durch historische Verhältnisse, z. B. durch das der Miethstruppen im oströmischen Kaiserthum, durch die normännische Ansiedelung in Italien im 11. Jahrhundert u. s. w. herbeigeführt werden. In solchen mundartlichen Namensverzeichnissen wäre es auch angemessen, die für den Dialekt passende echte Namensform, auch wo sie nur geschlossen werden kann, in Parenthese beizufügen, z. B. in dem gothischen Verzeichnisse etwa: Alarich (Alareiks), Alatheus (Alathius), Amalafrida (Amalafrithjô), Athanarich (Athanareiks)[2]), Ermanarich (Airmanareiks), Fridigern (Frithugairns), Friderich (Frithureiks)[3]), Ragnaris (Raginharjis)[4]), Theodorich (Thiudareiks) u. s. w. Solche Verzeichnisse würden namentlich über diejenigen

Mundarten Licht verbreiten, die sonst keine Literatur auf unsere Zeit vererbt haben, besonders wenn die Register ziemlich reichhaltig ausfallen; am höchsten schlage ich z. B. den Nutzen für das Langobardische an. Von mehreren Seiten ist gewünscht worden, ich möge mein ganzes Wörterbuch nach Mundarten anordnen, doch halte ich das für unmöglich und, wenn es auch möglich wäre, für unpraktisch. Als Anhang dagegen solche Verzeichnisse zu liefern war ich anfangs entschlossen und hatte sie auch schon begonnen, doch muß ich solche Nebenwerke aufgeben[5]). Als eine anziehende Aufgabe nenne ich noch hier eine Abhandlung über den Dialekt, dem die Namen des **Polyptychon Irminonis** angehören, da diese Namen selbst eine sehr reichhaltige Quelle für diese Arbeit bilden, der ich bald einen Unternehmer wünsche.

Daß es für die Sprachgeschichte eben so auch wichtig sei zu wissen, in welcher Gegend oder über welche Gegenden verbreitet sich jeder Ortsname findet, wird nicht geleugnet werden. Deshalb habe ich bei den Namen meistens die geographische Lage oder den entsprechenden heutigen Ort angeführt und am Schlusse ein alphabetisches Register dieser neuern Ortsnamen mit den nöthigen Verweisungen auf das Wörterbuch selbst beigefügt. Auch hier ist noch ein großes Feld für begrenztere Arbeiten; in den **Monumentis Germaniae** von Pertz liegt bis jetzt das Trefflichste, was hierin geleistet ist.

Die Deutung der Namen hat die Akademie nicht verlangt, aber doch für wünschenswerth erklärt. Mir schien sie zwar, schon wegen der theilweise darauf zu begründenden Anordnung des Ganzen, unabweislich, indessen war es doch nicht ausführbar, sie überall anzustellen. Folgerecht durchgeführte Deutungsversuche hätten das Dunkel, das noch über dem ganzen Stoffe schwebt, sicher vermehrt und obendrein nicht viel aufs Reine gebracht. Deshalb habe ich die Deutungen, wo sie sich ungesucht darboten, namentlich bei den ganzen Wortstämmen, angeführt, übergangen dagegen, wenn sie entfernter lagen. Daß ich auch mitunter auf alte Irrthümer Rücksicht genommen habe, selbst auf solche, die jetzt als ganz albern erscheinen, wird man mir nicht verdenken, da ich nur solche Irrthümer erwähnt habe, die charakteristisch für ganze Richtungen in der Namendeutung sind. Denn es schien mir unziemlich, alle und jede Erinnerung an jene durch drei Jahrhunderte so viel betretenen Irrwege in der Onomatologie abstreifen zu wollen, zumal da Luthers bis 1611 vier-

viermal herausgegebenes und mit so großem Eifer von R. Goclenius und Schardius ergriffenes Buch[6]) in bedeutender Weise den Reigen anführt. Zudem haben einzelne ältere Forscher auf diesem Gebiete sich bleibende Verdienste erworben, wie Aventinus und Beatus Rhenanus durch die ersten Sammlungen, Schottelius (1663) durch die erste Hinweisung auf eine Behandlung nach Wortstämmen und auf die nöthige Hinzuziehung von Ortsnamen*), noch Andere, von denen ich einige hie und da angeführt habe, durch Sonderung nach den deutschen Volksstämmen u. s. w. Natürlich verfielen alle jene Männer, und auch die Späteren, bis in unser Jahrhundert hinein, aus Unkenntniß der alten Sprache in den Fehler, alles aus der Sprache ihrer Zeit deuten zu wollen, und so bauen sie ihre Etymologien nur mit Hülfe des äußern Ohrs, nicht mit der des innern Auges auf. Die erste durchgreifende Berücksichtigung des Altdeutschen finden wir charakteristisch genug gleich nach Beendigung der Freiheitskriege in Benekens Teuto, obgleich hier noch das zu große Hervorheben sittlicher Rücksichten, die geringe Belesenheit in altdeutschen Büchern und ein durch die Macht der Analogie häufig mißleitetes Sprachgefühl den Fortschritt bedeutend beeinträchtigen[7]). Was seitdem im Großen wie im Einzelnen geleistet worden ist, liegt uns vor Augen und ich will mir deshalb nur noch gestatten, auf einige Punkte hinzuweisen, deren Erörterung in Zukunft der Namendeutung einen nicht unerheblichen Vorschub leisten dürfte.

Zunächst wird zu untersuchen sein, welche Klassen von Begriffen besonders häufig und welche überhaupt zur Bildung der ältern deutschen Namen verwandt worden sind. Man wird zuerst erörtern müssen, in welchen Grenzen sich die Anwendung der Namen von heidnischen Gottheiten namentlich bei Personennamen bewegt; damit hängt dann häufig der Gebrauch von Thiernamen, sowohl bei Personen- als Ortsnamen, zusammen, wobei man schon durch das Beispiel von Danck (1708) gewarnt, die naturgemäßen Grenzen nicht überschreiten wird. Die große Ausdehnung der Pflanzennamen zur Bezeichnung von Oertern, kaum von Personen, wird zu erwägen sein. Parallel läuft dann die Anwendung moralischer, namentlich kriegerischer Eigenschaften bei den Personen- und topischer Verhältnisse bei den Ortsnamen. Endlich wird

*) Er stellte sogar, worin ihm nachher Wiarda folgte, eine Litteratur der Onomatologie zusammen.

man nach Erörterung der minder häufig angewandten Begriffsklassen auf diejenigen Ortsnamen sein Augenmerk zu richten haben, welche von Personennamen hergeleitet werden. Interessant dürfte es auch sein zu untersuchen, wie die dem Nhd. (gleich dem Lateinischen) so häufige Ableitung der Personennamen von körperlichen Eigenschaften, ferner die Derivation derselben von Ortsnamen und besonders die jetzt so unendlich gebräuchliche Anknüpfung an Beschäftigungen und Gewerbe erst allmälig und nicht eben sehr früh in Aufnahme gekommen ist. Von entscheidendem Einfluß, nicht bloß für Sprachwissenschaft, sondern auch für die Kulturgeschichte werden diese Untersuchungen sein, wenn sie nicht bloß auf das Deutsche sich erstrecken, sondern auch über die verwandten Sprachen des indogermanischen Stammes ausgedehnt werden.

Ein zweiter hieher gehöriger Punkt ist die Veränderung, die der Sinn eines Wortstammes häufig erfährt, wenn er in Namen gebraucht wird. Bei einer großen Anzahl zusammengesetzter Namen nämlich, deren beide Theile in ihrer Bedeutung ganz klar sind, fügen sich diese beiden Theile ihrem Sinne nach so schlecht an einander, daß eine genaue Uebersetzung des ganzen Namens sich oft wunderbar genug ausnimmt. Denken wir z. B. an den Namen Wolfwin: die einfache Uebersetzung Wolflieb kann nicht genügen; man denkt vielmehr sogleich an den Wolf des Odin, ist jedoch noch immer im Unklaren, ob Wolfwin ein diesen Wolf Liebender oder von ihm Geliebter ist, und in beiden Fällen bleibt in der Auffassung etwas Unbeholfenes, ich möchte auch zugleich sagen etwas Unalterthümliches. Vielmehr scheint mir hier die Silbe Wolf nur den ganz abstrakten Begriff des Kräftigen, Gewaltigen zu haben, welcher allerdings durch den Gedanken an den Siegeswolf des Wodan vermittelt ist. Und so scheint überhaupt eine große Anzahl von Wortstämmen ihre Bedeutung in den Namen im hohen Grade verflüchtigt zu haben. Ja oft halte ich die Bedeutung, selbst in den früheren Zeiten, schon für ganz aufgehoben, so daß ein Stamm nur noch der Sitte nach als Theil eines Namens gebraucht wird und daß die beiden Hälften des Compositums gar nicht mehr in ihrem Sinne im Zusammenhang zu stehen brauchen. Hiemit hängt dann die feine von Leo aus dem polyptychon Irminonis gezogene Bemerkung zusammen, es sei (zunächst bei den ältern Franken) Gewohnheit gewesen, die eine, besonders die erste Hälfte des Namens der Eltern auf die

Kinder zu vererben und so gewissermaßen die mangelnden Familiennamen zu ersetzen. Ist es erst erwiesen, daß diese Sitte weit verbreitet war (und ich glaube, daß sich das wird erweisen lassen), so folgt daraus unmittelbar, daß der Sinn der einzelnen Wortstämme nicht mehr ganz beibehalten werden konnte. An dieser nothwendigen Consequenz seiner Bemerkung nimmt aber Leo selbst Anstoß, wenn er sagt: „Wie sollten doch Tausende von Bäuerinnen und leibeigenen Weibern zu Namen gekommen sein, die auf Ruhm, Krieg, Kriegsruhm und Schlacht deuten und die sich allenfalls für Fürstinnen und Ritterfrauen, nicht aber für ancillae passen?" Auf diese Frage scheint die einfache Antwort „durch Vererbung und Sitte;" zu Erklärungen aus dem Keltischen nur deshalb seine Zuflucht nehmen zu wollen, scheint unangemessen, und ich trete daher in der Streitfrage über die Eigennamen des polyptychon, troß meiner größten Hochachtung für Leo als Sprachforscher, dennoch unbedenklich auf die Seite Grimms.

Hieran schließt sich dann eine dritte Seite, von der aus man dem Sinne der Namen näher kommen kann; ich meine durch Erörterungen über den Einfluß eines Wortstammes auf das Geschlecht des Namens, der auf diesen Wortstamm endet. Anfangende Stämme scheinen hier wie in der übrigen Sprache ohne Einfluß. Eine sehr große Anzahl von Stämmen bildet fast ausschließlich Masculina (z. B. die Thiernamen bero, hraban, vulf, ferner die Stämme gar, had, hard, helm, mar, rich, wig), bei andern finden beide Geschlechter statt (in ziemlichem Ebenmaaß z. B. bei beraht, bald, rad) und einige (berg, burg, drud, gard, gund, haid, hild, lind) weisen fast nur Feminina auf. Diese merkwürdige Erscheinung findet sich selbst im Griechischen, welches sonst in der Namenbildung mit dem Deutschen die nächste Berührung hat, fast durchaus nicht; höchstens bemerkt man, daß die Wörter ἀρετή, θοός und νοῦς in den Namen vorzugsweise für Feminina gebraucht werden. Auf den Grund dieser Abweichung, den ich in dem Deklinationssystem beider Sprachen suche, näher einzugehen ist hier nicht der Ort.

Endlich und viertens mache ich darauf aufmerksam, daß sich Manches für die Bedeutung ergeben dürfte, wenn man auf die Stellung achtet, welche ein Wortstamm am Anfange oder Ende von Zusammensetzungen einnimmt. Mit der Bedeutung hängt es

offenbar zusammen, wenn eine große Anzahl von Stämmen nur am Anfange, niemals am Ende von Namen erscheint. Dergleichen Stämme habe ich von den **Personennamen** folgende bemerkt, die indessen noch zu unvollständig sind: **adal, agil, agin, alb, ald (?), alf, amal, aud, angil, ans, arb, arn (?), aud, bil, blid, chlod, chuon, dom, druht, ebar, eggi, erchan, erin, fast, fili, folc, frig, frod, gail, gamal, gen, gomo, got (?), hagan, hrod, id, im, irmin, is (isan), liut, madal, magan, maur, ragan, rest, rom, sig, sis, thiuda, uodal, wan (?), ward, warin, wid, wili, wis (?)**. Von Stämmen der **Ortsnamen** gehören hieher: **affaltra, alah, alb, asc, aust(ar), bibar, binuz, breit, chald, chuning, clata, cling, crumb, dorn, eitar, elira, fisc, fogal, forah, franc, fri, fris, habuh, hagan (?), hass, heilig, hirs, hoh, hunt, lang, lind, luzil, metam, michil, nidir, niw, nord, nuz, padra, sahs, salida, salig, scon, spir, suab, sulz, sunn, swarz, swin, tan, tegar, thunar, turing, untar, up, ur, west(ar), wisunt, wiz, wodan,** wozu noch einige fremde Stämme wie **abbat, biscop, cruzi, munich, rin** und endlich mehrere andere kommen, die schon bei den Personennamen erwähnt wurden. Ganz vereinzelte Erscheinungen heben diese Wahrnehmung nicht auf, die andrerseits dadurch gekräftigt wird, daß man in den genannten Stämmen leicht zusammengehörige Begriffsklassen erkennt. Bemerkenswerth ist, daß sich umgekehrt solche Stämme, welche **nur am Ende** von Namen vorkommen, schwer nachweisen lassen, und die wenigen, die man (wohl nur aus dem Bereiche von Ortsnamen) aufzählen könnte, sind verhältnißmäßig so selten, daß es leicht reiner Zufall sein kann, wenn wir sie nicht auch am Anfange finden. Die große Masse der übrigen Stämme nimmt beide Stellungen ein, doch gewöhnlich mit Bevorzugung der einen. —

Nach Vollendung dieser vielseitigen, wenn gleich nur sehr im Allgemeinen gehaltenen Bemerkungen komme ich zur Hinweisung auf die weitschichtigste aller hergehörigen Fragen, die zugleich eigentlich der Grund und Boden ist, auf dem sich die ganze Untersuchung aufbaut. Ich hoffe hier wo möglich noch klarer als im Bisherigen zur Anschauung zu bringen, wie schwierig einerseits die Forschung auf diesem Gebiete ist und wie zahlreich doch andererseits die Wege sind, auf denen das Licht zur Erhellung des Dunkels wird durchdringen können. Ich meine unter dieser Hauptfrage aber keine

andere als die, was für Namen deutsch und welche undeutsch seien, jene Frage, deren mangelhafte Beantwortung ich als Grundfehler des Ahd. Sprachschatzes im Eingange dargestellt habe.

Drei Volksstämme sind es, durch deren Berührung und Durchdringung mit dem germanischen die genannte Frage so wichtig als schwierig wird, daß von ihrer richtigen Behandlung das ganze Gedeihen der Weiterforschung abhängt, der romanische, slavische und keltische. Den Einfluß von Finnischem, Altiberischem und Litthauischem (Altpreußischem) ganz ableugnen zu wollen, wäre Thorheit, noch größere Thorheit aber ihn jetzt schon aufspüren zu wollen. Wir müssen (und können es, unbeschadet des Ganzen) diesen Einfluß, so lange nicht der jener drei erstgenannten Stämme mehr ins Reine gebracht ist, gleich Null ansetzen. Schwer wird aber die genauere Kenntniß der Grenze zwischen Deutschem, Romanischem, Slavischem und Keltischem namentlich durch den Umstand, daß alle diese Sprachen im Verhältniß der Stammverwandschaft, d. h. ganz im Verhältniß der einstigen Identität stehen und daß die Spuren dieser Identität so wenig verwischt sind. Wenn sich Arabisches, Mongolisches und vor Allem Chinesisches in der Weise wie die genannten Sprachen mit dem Deutschen berührt hätte, wie viel weiter wäre dann schon unser Wissen! So aber wie die Sache jetzt steht, ist durchaus kein auf deutschem Boden vorkommendes Wort als keltisch erwiesen, wenn man nur seine Verwandtschaft mit Keltischem selbst ganz unumstößlich erweist; diese Verwandtschaft versteht sich vielmehr ganz von selbst. Nur genaue Kenntniß der Grammatik und Aufstellung fester Grundsätze bewahrt uns hier vor der heillosen Unkritik vergangener Jahrhunderte.

Die Kelten waren die Vorgänger der Deutschen auf dem ganzen oder wenigstens sicher auf dem größten Theile des nachmaligen deutschen Gebietes. Vor ihnen läßt sich keine andere Bevölkerung, selbst nicht aus Gräbern, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen; sie sind nur das vorläufige Urvolk. Die ersten Bewohner einer Gegend werden aber zunächst die dauernden natürlichen Verhältnisse des Landes, also namentlich Flüsse und Berge, durch Namen bezeichnen und diese Namen werden, wie es in der Natur der Sache liegt, von dem später dort einwandernden Volke beibehalten werden. In den deutschen Fluß- und Bergnamen werden wir also Keltisches häufiger und mit größerer Sicherheit als bei Ansiedlungsörtern oder

gar bei Personennamen erkennen. Der Umfang des Keltischen auf deutschem Gebiete wächst uns aber durch die Wahrnehmung, daß die ältesten Deutschen kein städtebauendes Volk waren, und damit stimmt es auffallend überein, daß die aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überlieferten Ortsnamen in Deutschland so selten sich als deutsch erweisen lassen und so häufig als ganz fremdartig erscheinen, während das doch mit den deutschen Personennamen aus eben derselben Zeit gar nicht der Fall ist. Leider läßt sich die geographische Grenze, über welche die Kelten in Deutschland niemals in nördlicher Richtung vorgedrungen sind, durchaus nicht bestimmen und zwar besonders deshalb, weil wir aus den frühsten Jahrhunderten so wenig Ortsnamen aus dem nördlichen Deutschland kennen. Ich bin überzeugt, daß sich die Grenze ungefähr würde ziehen lassen, wenn wir nur zwanzig bis dreißig hinlänglich beglaubigte Namen mehr aus Norddeutschland vor dem fünften Jahrhundert hätten. Wir hätten dann eine ähnliche Linie wie W. v. Humboldts Keltengrenze auf der iberischen Halbinsel[8]). Für jetzt kann ich nur die ganz bescheidene Vermuthung äußern, daß nördlich vom Thüringer Walde und den Böhmischen Gebirgen niemals Kelten ihren bleibenden Wohnsitz gehabt haben. Ich begründe diese Vermuthung auf einige Karten, die ich mir über die geographische Verbreitung gewisser keltischer Ortsnamenendungen angelegt habe. Die Untersuchungen von Keferstein über den keltischen Ursprung Halle's und die von Mahn über den Berlin's sind mir noch nicht genügend, um meine Ansicht im Wesentlichen zu erschüttern.

Und nun noch einige Worte über das Verhältniß der keltischen Namen zu meinem Wörterbuche. Ganz ausgeschieden habe ich zunächst, abweichend von Graff, einige der häufigsten keltischen Endungen: 1) briga, welches sich um so mehr als echt keltisch erweist, da es weit weniger in Germanien als in den südlichen und westlichen Keltenlandschaften gebräuchlich war. Einiger damit wahrscheinlich zusammenhängender Namen, wie z. B. Brixia, habe ich wenigstens vorübergehend gedacht. 2) dunum, dessen Sonderung von germanischen Namensformen indessen, wie ich an seinem Orte zeigen werde, nicht ganz streng durchzuführen ist. 3) durum, welches sich gleichwohl hie und da mit dem deutschen Stamme dor, der z. B. in Egidora erscheint, vermischt hat. 4) bona; doch kann ich **Bonna, Bonlanten, Frisiaboni**[9]) u. a. m. als nicht ganz sicher

dazu gehörig nicht mit Stillschweigen übergehen. Schwerer war es den sowohl keltischen als germanischen Stamm ac oder ah, der namentlich in der römischen Endung iacum fast immer keltisch zu sein scheint, unter die beiden Sprachstämme zu vertheilen und ich sehe über mein Verhalten in dieser Beziehung tadelnden und berichtigenden Stimmen entgegen, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit irgend eine Monographie zu Hülfe kommt. Aufgenommen habe ich ferner die Wortstämme gand, gen, nemet, doch nicht ohne die starke Vermuthung, daß sie keltisch seien. Auch muß ich dreier Bildungen von Ortsnamen gedenken, die ich nicht übergehen konnte, weil ihr keltischer Ursprung, wenn auch wahrscheinlich, so doch nicht erwiesen war; sie erscheinen bei den alten Schriftstellern als die Endungen itium (Bunitium, Munitium, Viritium), urgis u. dgl. (Biscurgium, Budorgis, Skurgium, Tulisurgium, etwa auch Visurgis) und endlich das besonders häufige enna (Arduenna, Badnhenna, Fredenna, Nemetocenna, Parienna, Travenna, wozu vielleicht auch Alkimoennis, Fledena, Losanna, Warinna, Wirdinna, Wirmina). Unmöglich consequent aufzunehmen oder zu verwerfen waren die Endungen der Personennamen mar oder mir (keltisch z. B. in Atepomarus) und ricus oder rix (das sich zuweilen auch in Ortsnamen zu finden scheint); denn hier sind die keltischen Endungen nicht von den ganz gleichlautenden deutschen zu scheiden. Die Namen Rhein und Main halte ich für ausgemacht keltisch, doch habe ich sie, schon wegen ihrer Zusammensetzung mit deutschen Stämmen aufnehmen müssen. Den Fluß Regen mit dem keltischen wohl kaum vor sec. 8 deutsch umgetauften Ratisbona an seiner Mündung und dem räthselhaften Chambe an seinem oberen Laufe kann ich noch nicht mit Sicherheit aus einem deutschen Wörterbuche verbannen[10]), auch abgesehen von der neuerdings ausgesprochenen Vermuthung eines Berghaus, der diesen Namen dem Deutschen zuspricht. Die Namen Isara, Arar, Boji[11]) und einige andere erscheinen nur, um ihre Ueberflüssigkeit in einem deutschen Wörterbuche auszusprechen. Die lange Untersuchung über Germani habe ich mich nicht bewogen gefühlt wieder aufzunehmen und daher das Wort kurz andeutend übergangen. Die Alamannen dagegen habe ich mit Grimm gegen Adelungs Meinung als deutsches Namens betrachtet. Auf viele andere Punkte habe ich in einzelnen Artikeln hingedeutet.

Weit leichter als das Keltenthum ist das Slaventhum vom Germanischen zu trennen. Denn während die größte Ausbreitung des Keltenthums in Deutschland vorgeschichtlich ist und sein Verschwinden den Germanen gegenüber an den Anfangsgrenzen der deutschen Geschichte stattfindet, stehen wir zur Zeit der größten Ausdehnung des Slavismus schon auf historischem Boden und das Verschwinden dieses Volks aus den deutschen Landen dürfte einer sehr fernen Zukunft angehören. Während daher die Keltengrenze sich als eine unbekannte erwies, kennen wir als westliche Slavengrenze für das frühere Mittelalter im Ganzen den Böhmerwald, die Saale und die Elbe und wissen auch Manches über einzelne noch weitere Ausdehnungen des Slavismus. So steht also, d. h. in Betracht auf meine Aufgabe, der Durchdringung von Deutschem und Keltischem wesentlich nur eine Berührung von Deutschem und Slavischem gegenüber. Diese größere Klarheit in dem Verhältnisse der beiden letzteren Sprachen zu einander, welche noch durch ihre relativ größere Verschiedenheit in einigen wichtigen lexikalischen Punkten gesteigert wird, ist der Grund, weshalb Schafarik, trotz seines slavischen Patriotismus, dennoch den Slavismus lange nicht um so viel zu weit ausgedehnt hat, wie einzelne Deutsche, selbst Namen von gutem Klang, für das Keltische im Gebiete ihrer eigenen Muttersprache wissenschaftliche Eroberungen angestellt haben. Man würde Schafariks Untersuchungen fast ganz unterschreiben können, wenn er genauer Vermischung und Urverwandtschaft geschieden und nicht jener auf Kosten dieser zu viel eingeräumt hätte. Nichts destoweniger sind dennoch große Fragen über den Germanismus oder Slavismus mancher Namen ungelöst. Ich erinnere nur an Einiges. Die deutschen Personennamen auf mir und auf gast finden in den gleich endenden slavischen ihr Ebenbild (Casimir, Peragast, Ardagast, Andragast, Radigast); die mit liut beginnenden sind schwer von slavischen wie Ludmil, Ludomir a. a. zu scheiden; die deutschen Ortsnamen auf burg berühren sich sehr nahe mit den slavischen auf bor (man denke an Merseburg und Brandenburg); zweifelhaft ist man auch manchmal bei den Ortsnamen mit dem Suffix inz oder anz (so z. B. Alisinza, Chostinza, Paginza, Radantia, Rethratanze, Werinza)[12]). Einige Namen, wie Grabowa, lassen sich mit gleicher Leichtigkeit aus beiden Sprachstämmen deuten. Neuerdings ist sogar der Volksname Suevi durch Grimm in

dieser Hinsicht zweifelhaft geworden. Die Namen der Peene, Havel und einige andere habe ich vorläufig nur angeführt, weil mir bis jetzt der vollständige Beweis ihres Slavismus mangelte.

Wenn ich oben von einer Slavengrenze und von einer bloßen Berührung zwischen Deutschthum und Slaventhum sprach, so gilt das ausdrücklich nur für das frühere Mittelalter. Für die jenseits desselben liegende Zeit, die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, hängt hier alles von der fast berüchtigten Frage nach der germanischen oder ungermanischen Uebervölkerung der Ostseeküste ab, einer Frage, die freilich eine verhältnißmäßig nicht eben große Zahl von Eigennamen berührt. Auf dieses schlüpferige Kampffeld haben bis jetzt Schafarik und Grimm (und Andere hier zu hören möchte ich fast widerrathen) als Streitkräfte fast nur Stellen historischer Schriftsteller und sprachliche Erörterungen geführt, und wir müssen gestehen, diese Streitkräfte sehen sich beiderseits noch gewaltig nach Verstärkung um. Diese Verstärkung nun wüßte ich am Ende von nirgend anderswo herzuholen als (trotz Bartholds Abneigung gegen solche Hülfe) von der Erforschung der alten Gräber. Um es geradezu auszusprechen, ein das Material vollständig sammelndes und zugleich das Gesammelte mit Besonnenheit verarbeitendes Buch über die heidnischen Gräber in den deutschen Ostseeländern ist ein dringendes Bedürfniß. Zwei Ländermassen, erstens das alte Preußen und zweitens Mecklenburg und der größere Theil von Pommern, haben für ein solches Werk schon bedeutenden Stoff aufgespeichert; die dazwischen liegende Lücke (das eigentliche Pommerellen) auszufüllen habe ich selbst, obwohl ganz Dilettant in diesen Dingen, nur deshalb übernehmen müssen, weil kein Anderer sich dieser Arbeit unterziehen mochte*). Ich werde es indessen Jedem Dank wissen, der als Berufener mich von dieser Last befreit.

Eine ganz andere Stellung als Keltisches und Slavisches nimmt drittens das Römische dem Deutschen gegenüber ein. Es ist die Sprache der Cultur und des Christenthums und wie diese Elemente weit entfernt den Germanismus in seinen Grundlagen zu erschüttern, legt sie sich nur wie ein zarter Hauch darüber hin (man erinnere sich der trefflichen Untersuchungen von Fuchs). Die griechischen und

*) Die erste Mittheilung über den inzwischen ansehnlich gewachsenen Stoff habe ich im 8. Bande der Zeitschrift des thüringisch-sächsischen Vereins gemacht.

hebräischen Elemente, welche das Römische und das Christenthum mit sich führte, sind vom germanischen Standpunkte als römisch anzusehen und gehören deshalb ganz hieher.

Da durch dieses historische Verhältniß die Stellung der römischen Elemente schon größtentheils bestimmt wird, da die Berührung beider Sprachen ganz in geschichtliche Zeit fällt und da endlich das Römische jener Zeit für unsere Zwecke genügend bekannt ist, so werden diejenigen Fälle, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob ein Name römisch oder deutsch ist, nur vereinzelt vorkommen. Ich führe ein kleines Register solcher Namen an und bemerke, daß mehrere derselben wahrscheinlich bald dem einen bald dem andern Sprachstamm angehören, indem ja Namen, die in beiden Stämmen aus ganz verschiedenen Elementen erwachsen, dieselbe Form annehmen können.

Albinus; vgl. **Albuin** u. dgl.

Amicus; vgl. **Amicho, Emicho, Emiggus.**

Andreas (-**us**); vgl. **Andreberga, — gundis, — verta.**

Asinarius; vgl. den Stamm **ans** (**Anshar, Asinhar**).

Bonus; vgl. **Bonido, Bonizo, Boneris** u. a. m.

Caro; vgl. **Gero, Carausius** u. s. w.

Deodatus (-**a**) vgl. die Stämme **thiuda** und **hada** (**Theodohad**).

Electus; vgl. **Electelm, Electrudis, Electulf.**

Filista; vgl. den Stamm **fili** u. die Endung **st** bei Personennamen.

Gaudia; vgl. den Stamm **gaud.**

Gabinius; vgl. **Gebino** vom Stamme **gab.**

Gemma; vgl. **gamal.**

Germani; worüber der alte Streit.

Hamadeo; vgl. **Hamo, Haming, Hamuko** und den Stamm **thiu.**

Hortanus; vgl. **Chrodchar** (**Hrothar**) und **Ortheri** (**Orthar**).

Italus; vielleicht zu **ital** (**vanus**)?

Macrin; vgl. **Macco, Machelm** und die Endung **in** nebst dem häufig Namen ableitenden **r.**

Magnus; vgl. den Stamm **magan.**

Manasses; vgl. **Manso.**

Milo; vgl. **Melo, Milesindis, Milgast, Milrat.**

Mundus; vgl. **Mundilas, Munderich** u. s. w.

Osanna; vgl. den Stamm **ans** in seiner häufigen Entartung zu **os.**

Pulcari; vielleicht verderbt für **Fulc-har**?

Silvanus; vgl. **Siluonus**.
Sarra; vgl. **Saroard**, **Saregaud**.
Thumelicus; vgl. den Stamm **dom** und griech. θυμελικός.
Urania; vgl. **Urolf**, **Uraias**, **Urius**.
Ursus; vgl. **Horsa**, **Ursio** u. a. m.

Weiter ist zu bemerken, daß die gelehrte Bildung sich öfter angelegen sein ließ ein germanisches Namenselement durch eine kleine Umwandlung zu einem christlichen umzudeuten. So glaube ich bemerkt zu haben, daß der Stamm **thiuda** sowohl als **thiu** sogar in Dialekten, denen dies eigentlich gar nicht zukommt, in der Form **theo** auftritt und schreibe dies dem Einflusse des griechischen θεός zu[13]. Aehnlich, glaube ich, verhalten sich die Namen, welche mit **angil** beginnen, zu dem deutschen **ingo**; in **cruzi** (bei Ortsnamen) mag mitunter **grioz** stecken. Umdeutung in's Griechische und Lateinische finden wir auch in **Carolus magnus** (zuweilen für **Carolomannus**), in der Endung **laus** bei Personennamen (vgl. z. B. **Landelaus** und **Godolao**), in **Peregrinus** (mitunter für den deutschen Namen **Biligrim**, der wie **Bilihild** und **Biligard** gebildet ist und mit Pilgrim aus lat. **peregrinus** nichts zu schaffen hat), in **villa** und **villare** (häufig für **wila** und **wilari**) u. dgl. m. Hat man doch selbst **Athaulph** durch ἀδελφὸς gedeutet.

Während ich mir so es habe angelegen sein lassen, die undeutschen Elemente aus dem nachfolgenden Wörterbuche auszusondern, habe ich dagegen die **voces hybridae**, welche Deutsches und Undeutsches in einem Worte vereinen, sämmtlich, mit Ausnahme von ganz entlegenen, wie **Rumuburg**, **Nazarethburg**, **Bethlemaburg**, aufgenommen, und über diese interessante Erscheinung bleibt hier noch einiges hinzuzufügen. Diese zweisprachigen Bildungen sind überhaupt bei Namen besonders häufig. Am bekanntesten ist die Vereinigung von Römischem und Keltischem in Ortsnamen, wie **Caesaromagus**, **Augustomagus**, **Iuliomagus**, **Caesarodunum**, **Augustobona**, **Augustonemetum**, **Iuliobriga** u. s. w. Die Allgemeinheit dieser Bildungen selbst in späterer Zeit und in ganz anderer Gegend thun Namen wie **Biscopnicken**, **Friedlacken**, **Grünlauken**, **Schwarzlauken**, **Moritzlauken**, **Christophlauken**, **Catrinlauken** dar (s. Nesselmann über altpreußische Ortsnamen. Neue preuß. Provinzialblätter Bd. V. [XXXIX.] Heft 1 [1848.] S. 4—18.).

So gehört denn auch eine große Anzahl solcher Namen in unser

Gebiet. Die bedeutendste Masse derselben besteht aus Ortsnamen, welche Lateinisches und Deutsches verbinden, wie **Augustburc** und **Augustgawe, Johannesdorf, Hunulficurt**[14]), vielleicht auch **Mahsminreini**. Besonders oft ist das lateinische Element ein specifisch christliches und erscheint bald anlautend wie die Stämme **abbat, biscof, cruzi**, bald am Ende wie **cella** und **munstar**, bald an beiden Stellen wie **chiricha**. Auch finden sich Personennamen aus beiden Sprachen zusammengesetzt, doch ist das fremde Element meistens nicht ganz sicher lateinisch. Hieher gehören **Celsebert, Celsoildis, Celsoin; Cristemberga, Cristingaud, Christehildis, Christuin, Dulcipert, Dulcedramnus; Flavildis** (**Flavius** und **Flavia** öfters im **Pol. Irm.**); **Iunigaud, Ionildis** (s. die Familie im **Pol. Irm.** S. 33); **Iudildis, Iudinga, Iutcar, Intrad, Iustebert; Pascuin, Pascuildis** (vgl. **Pascuarius Pol. Irm.** S. 188). Schwerer ist es Verbindungen von Keltischem und Deutschem mit Sicherheit nachzuweisen. Wahrscheinlich gehören hieher **Boineburc, Poinbah, Boiohemum, Baioarii, Baierstorf**; die Namen **Germenar, Germening, Germenberga, Germentrada, Germenulf** stehn und fallen mit dem Volksnamen **Germani**. Auch **Wirtinberg** wird nach Schotts Abhandlung über die Ortsnamen um Stuttgart hieher zu rechnen sein. Slavisches und Deutsches scheint verbunden in **Gluzengisazi** und **Tobrochotasfeld**, so wie auch in **Havelberga**. Auf manches Andere werde ich an zerstreuten Stellen aufmerksam machen.

Die letzte Grenze dieser zweisprachigen Wörter bilden fast alle deutschen Namen in so fern, als sie in der großen Mehrzahl unserer Quellen lateinische Endungen erhalten. Ich bemerke hier nur einiges zu den Personennamen. Und zwar ist bei den Masculinis derselben eigentlich die einzige lateinische Endung **us**, Gen. **i**, eine Endung, welche von Rechtswegen nur denjenigen deutschen Stämmen zukommt, welche nach der Bopp'schen Theorie auf **a** enden; indessen hat sie bedeutend über diesen ursprünglichen Kreis hinaus um sich gegriffen. Ein **i** geht vor dieser Endung voraus bei den auf **garius, harius** und **marius** endenden Namen, und zwar kommt dieses **i** den beiden letzten Klassen gewiß, der ersten wenigstens wahrscheinlich mit Recht zu. Doch sind auch Formen auf **garus**, und **marus** (kaum **harus**) nicht selten, die umgelauteten Formen **gerus** u. s. w. haben sogar selten das **i**. Deutschen Stämmen auf **i** kommt

eigentlich der latein. Nom. Sing. auf is oder es (nach der dritten Dekl.) zu; doch sind diese Fälle durch das Umsichgreifen der Endung us nur selten. Ich erinnere hier an einige Formen auf baudes, baudis, an Halidegastes und an einzelne Namen auf haris; sämmtlich gehören diese Formen der alleráltesten Zeit an. Einzeln steht auf o, onis außer mehreren einfachen Namen nur der Ausgang bodo, dem diese schwache Dekl. auch mit Recht gebührt. Ob sonst jemals das latein. Thema eines deutschen Namens consonantisch auslaute, ist zweifelhaft, da die Namen auf rix alle keltisch zu sein scheinen, während die deutschen wohl immer ricus bilden [15]).

Die deutschen Feminina von Personennamen haben im Lateinischen die Endungen a und is; jene kommt den Stämmen auf a, diese denen auf i zu, doch sind die Grenzen nicht genau bewahrt geblieben. Auf a enden sich (und niemals auf is) die Feminina, welche auf die Stämme berg, bald, beraht, gis, grim, hraban, ing, rad, wald, win auslauten. Merkwürdig ist die Endung ana in fränkischen Urkunden des 7. Jahrhunderts, welche durch die schwache Declination veranlaßt zu sein scheint, was um so wahrscheinlicher ist, da der latein. Nomin. von Waldradanae [16]) und dergleichen öfters in denselben Quellen (namentlich bei Mabillon) Waldrada lautet. Auf is findet sich regelmäßig gildis, wohl nie gilda, meistens gardis und lindis, selten garda und linda. Schwankend zwischen a und is sind z. B. die Stämme burg, drud, gund, hild, sind.

Der Einfluß der lateinischen Endung auf die Form des Stammes ist nicht bedeutend. In den Endungen ramn(us) und ramn(a) wird durch den Vokal der Endung des mn des Stammes oft bewahrt, während Quellen derselben Zeit und Gegend ohne die lateinische Endung nur ram bieten. Die Namen auf ricus lassen, da richns selten ist, nicht bloß auf niedd. ric, sondern auch auf hochd. rich schließen, welches ich deshalb gewöhnlich auch ohne die latein. Endung gradezu hingestellt habe. Sonst ist nur noch etwa zu bemerken, daß viele Namen, die ohne latein. Endung in derselben Mundart und Zeit auf in lauten würden, mit der Endung auf enus ausgehn. —

Mit so vielen einzelnen, oft weit sich verzweigenden Wurzeln, die ich hier nur andeutend, nicht ausführend, nur um anzuregen, nicht um zu untersuchen, berührt habe, haftet die Forschung über die altdeutschen Eigennamen auf dem Boden der altdeutschen Sprach-

wissenschaft selbst. Aber sie zieht wie billig nicht unerhebliche Nahrung auch aus dem Gebiete der verwandten Sprachen. Um diese nun für den vorliegenden Zweck fruchtbar zu machen, ist es vor Allem nöthig, daß auch über die andern Sprachen des indogermanischen Stammes Namensammlungen angelegt werden. Besonders werden dieselben vieles aufklären, wenn sie möglichst nach einem und demselben Plane angefertigt werden, und hauptsächlich aus diesem Grunde habe ich hier den meinen ziemlich ausführlich mitgetheilt, nicht mit der Anmaßung, als hätte ich darin immer das Richtige getroffen, sondern um zur Prüfung desselben aufzufordern. Für das Sanskrit zunächst, bei dem die Sammlung das bei weitem Schwierigere, die Anordnung und Deutung verhältnißmäßig leicht sein wird, scheint schon jetzt die Zeit reif um ein solches Werk zu übernehmen[17]). Ungünstiger wäre der gegenwärtige Augenblick für den persischen Sprachstamm; vielmehr scheint es gerathen erst alle Folgen der großartigen Entdeckung von Behistun abzuwarten, durch welche angeregt jetzt nach dem Vorgange von Rawlinson, Benfey, Oppert u. A. sich der Meister auf diesem Felde, Bopp selbst anschickt das Altpersische uns zu erschließen. Erst wenn dies geschehen ist, dann möge eine Akademie die schon 1842 von der hallischen Universität gestellte Preisaufgabe über die persischen Eigennamen wiederholen. Das Griechische dagegen kann sogleich angegriffen werden, immerhin von einem der jetzt gegen die vergleichende Sprachforschung versöhnlicher gestimmten klassischen Philologen. Die Arbeit würde hier wesentlich darin bestehen, zu Pape's Wörterbuch das Uebersehene und das erst später zugänglich Gewordene nachzutragen, die barbarischen Namen auszusondern, Orts- und Personennamen zu scheiden, den Stoff unter Wortstämmen zu vereinen und, wenn auch nicht durchgreifend, Deutungsversuche hinzuzufügen, wobei namentlich Benfey, aber mit großer Vorsicht, zu benutzen sein wird. Schwieriger wird die Arbeit für das hierin vom Deutschen und Griechischen ungemein abweichende Lateinische und die Resultate dürften hier nicht eher befriedigen als bis die durch Lepsius und Mommsen neu angeregte Thätigkeit für die altitalischen Idiome, die so eben wieder zwei rüstige Bearbeiter gefunden haben, zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Das Altpreußische und das Litthauische, dieses europäische Sanskrit, sind bei Nesselmann, Kurschat und einigen Anderen in guten Händen und was wir etwa

über die Namen dieses Sprachstammes zu erwarten haben, wird wohl von einem jener Wenigen geliefert werden müssen; möchten sie damit nicht allzulange zaudern! Für das Slavische wird kaum ein erheblicher Schritt gethan werden können, bis nicht eine vergleichende Lautlehre der slavischen Mundarten uns einen festen Grund und Boden schafft, und wir müssen daher auf das 1850 zu verkündende Ergebniß der hierauf bezüglichen akademischen Preisaufgabe von Wien im höchsten Grade gespannt sein. Am schlimmsten steht es noch mit den uns doch so nahe berührenden keltischen Sprachen aus; auch hier thut uns zunächst für unsern Zweck eine vergleichende Lautlehre dringend Noth.

Meine eigene Arbeit setze ich fort, so gut es unter den Eingangs angeführten Hindernissen gehn will, und sie ist schon jetzt (Dezember 1849) seit dem Urtheile der Akademie nicht unerheblich gewachsen; nach ungefährem Ueberschlage würden die Personennamen in diesem Augenblicke etwa fünfhundert Spalten des Graff'schen Sprachschatzes einnehmen, die Ortsnamen nur drei bis vierhundert. Die letzteren lasse ich fürs Erste ziemlich unberührt liegen und strebe zunächst danach die ersteren zu einer annähernden Vollständigkeit zu bringen; 1851 hoffe ich den Anfang derselben erscheinen zu lassen. Das ganze Werk denke ich, wenn ich mich der Gedrungenheit befleißige und namentlich alle Parallelen aus andern Sprachen und alle aus dem Sanskrit herbeigezogenen Erörterungen vermeide, in zwei Quartbänden, jeden von der durchschnittlichen Stärke eines Graff'schen bringen zu können.

Danzig. E. Förstemann.

Nachträge.

1) Und in allen Gegenden Deutschlands (auch Thüringen) als drup, trup erscheint (Ohrdruf ꝛc.). Vgl. die um Freckenhorst liegenden Ventrup, Mentrup, Ventrup, Kentrup, Stentrup, altsächsisch Filomaringtharp, Kiedeningtharp u. s. w.

2) Oder Athnareiks von athns (d. i. annus, atnus), atAthni?

3) Im gothischen Kalender Frithareiks.

4) Oder ist dies, wie Φουλκαρις Fulkareis, Ragnareis, während auch das vandalische messingene Gewicht (oder Stempel?) RAGNARI zeigt?

5) Dennoch thun solche Register wohl, z. B. bei L. Diefenbachs Gothischem Wörterbuche, das auf solche Weise erst recht zum gothischen und deutschen Wörterbuche wird.

6) Auch das an sich sinnige in „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz." Straßburg, 1644. S. 13—60 ꝛc.

7) Lustig sind die fast gleichzeitigen, aber ganz entgegengesetzten, nach beiden Seiten übrigens meist falschen Deutungen von Beneke (1816) und Wiehbeck (1818).

8) Vergl. Maßmann's Deutsch und Welsch. München 1843. 4to.

9) Doch auch Frisaevones ꝛc.

10) Besonders auch, da die genitivische Zusammensetzung Reganesburc auf etwas Personifiziertes, Mythologisches deutet, das auch im dunklen Untersberg, wie in jedem Donnersberg und Godensberg rege ist. Vergl. Maßmann's Kaiser Friedrich Rothbart im Kiffhäuser. Quedlinburg. Basse. 1850. gr. 8.

11) Aber doch nicht Bajuvarii und Bajohêmum, Baïas?

12) Vgl. Scarantia, Scaritia, Scaraza, Schernitz und Germariscöune (Meichelb. de Hist. Frising I. II. 95), Garmisch, ganz wie Thietmaresgöu, Ditmarschen.

13) Vgl. Theodoricus und Θεοδωρος.

14) Vgl. Sathelcourt (Pertz Monum. II, 193), jetzt Saucourt mit sedil-hof (Schmeller Bayr. Wtb. III, 199).

15) Doch haben die Griechen (Procopius ꝛc.) -ριχος, Strabo Δευδοριξ.

16) In Marini's Papiri diplom. viele Beispiele dieser deutschen schwachen Deklination in den Namen der Urkundenunterzeichner.

H. F. Maßmann.

17) Die in vorstehendem aufsatz geäußerte ansicht des geehrten herrn verfassers, daß auch für die sanskritnamen bereits jetzt eine sammiung zu einigermaßen genügenden resultaten führen würde, erlaube ich mir mit einigen bemerkungen zu begleiten, indem ich zugleich von vorn herein meine ansicht ausspreche, daß eine solche sammlung zwar immerhin fruchtbar, aber doch noch so empfindliche lücken bieten würde, daß ein späterer bearbeiter in manchen punkten vollständig von vorn beginnen müßte. Die epische literatur der Inder liegt uns zwar nämlich fast vollständig vor, aber mit der veröffentlichung und dem studium der ihr vorangehenden, der vedischen schriften ist erst seit wenigen jahren entschieden vorgegangen worden, und wir besitzen daher bis jetzt verhältnißmäßig nur einen geringen theil dieser schriften. Nämlich vom Rig-Veda, welcher die hymnen in vollständiger gestalt giebt, besitzen wir bis jetzt etwa nur den achten theil, indeß werden wir ihn in einigen jahren durch Max Müller's eifrige bemühung und die freigebigkeit der ostindischen gesellschaft vollständig besitzen. Mehr besitzen wir bereits verhältnißmäßig vom Yagur-Veda, von dem Weber's ämsige anstrengung jetzt fast schon den dritten theil ans licht gefördert hat. Den Sâma-Veda, welcher eigentlich nur wie ein aus dem Rik entstandener auszug, gewissermaßen wie ein spruchbuch anzusehen ist, besitzen wir bereits in zwei ausgaben, der des Engländers Stewenson und der diese weit überholenden Benfey's in Göttingen. Vom Atharva-Veda sind bis jetzt nur kleinere Bruch-

stücke gedruckt. Dies sind die eigentlichen Veden die schon vielfältig eigennamen, namentlich älterer könige enthalten, aber sie werden in dieser beziehung weit übertroffen von den mit ihnen in verbindung stehenden theologischen schriften der Brâhmana's. Diese enthalten nämlich neben dogmatischen entwickelungen zu gleicher zeit bruchstücke der ältesten sagen und lieder, und sind deshalb erklärlicher weise an eigennamen bei weitem reicher als die vorhergenannten schriften. Von ihnen ist aber bis jetzt nur ein kleines theilchen des Catapatha-Brâhmana zum Yagur-Veda von Weber herausgegeben, die zum Rik, Sâma und Atharva fehlen noch ganz und sie gerade bilden einen umfangreichen zweig dieser literatur. Ferner ist die ganze literatur der Upanischad, philosophischer, sich an die Veden und Brâhmana's anschließender schriften, bis jetzt fast nur aus auszügen (wobei ich auf die neuesten von Weber in den indischen studien bd. I. heft II. enthaltenen verweise) bekannt und nur weniges davon vollständig gedruckt. Grade in ihnen finden wir mehrmals vollständige geschlechtsregister und sie wären deshalb für den vorliegenden zweck um so wichtiger. Endlich ist von den Sûtra's, den mannichfachen lehrbüchern von den pflichten des priesters, den opferceremonien, denen des familienvaters u. s. w., u. s. w. bisher noch gar nichts gedruckt, und sie werden reichliche ausbeute für unsern zweck gewähren, da sie sogar, nach einer mittheilung, die ich prof. Stenzler verdanke, vorschriften über die namengebung enthalten, die so speciell sind, daß sie gewisse suffixe für eigennamen gestatten, andere dagegen ausschließen. Nach diesen bemerkungen wird es wohl klar, daß an eine einigermaßen vollständige sammlung der indischen eigennamen bis jetzt noch nicht zu denken ist und selbst, wenn man schlüsse auf die formen der späteren epischen literatur allein bauen wollte, würde man nicht selten in irrthümer verfallen, da die vedischen namensformen zuweilen eine andere gestalt bieten, welche, da sie den späteren Indern unverständlich war, von ihnen je nach ihrer ansicht verändert oder so umgebildet wurde, daß sie nun einen sinn giebt, ob freilich immer den richtigen, ist sehr fraglich.

A. Kuhn.

IV.

Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König?).

Von

H. F. Maßmann.

I.

Im edlen Schachspiele giebt es bekanntlich einen asiatisch thatlosen König, der von seiner Ruhliebe stets im Schach gehalten wird; in dem für einen blödsinnigen König von Frankreich erfundenen Kartenspiele spielt der König schon eine wichtigere Rolle und im bäurischen Kegelspiele wird vorzugsweise auf ihn gezielt und er oft von seinem sich überstürzenden Volke mit fortgerißen.

In der französischen Blutgeschichte haben wir nun auch schon einen Bürgerkönig hinter uns; in der deutschen Reichsgeschichte gab es einst einen Winter- und einen Knoblauchskönig; in der nordischen Wasserwelt aber herrschten bekanntlich kühne Seekönige, die keinen Strich Landes besaßen. — In den letzten Jahrzehenden trat in öffentlichen Anschlägen und Schaubuden ein Feuerschlucker als russischer Feuerkönig auf, wie neueste Eckenzettel solchen unverbrennlichen oder im Feuertode unerschrockenen Feuerhund nennen. In der Minerwelt und Scheidekunst spricht man fast

1) Wenn dieser in wenigen Stunden ausgearbeitete Aufsatz, der nur einen Ausfall andrer Vorträge decken sollte, Einzelheiten seines ersten Theiles, die schon einmal gedruckt wurden (Spindler's Zeitspiegel, München 1831), wieder aufnahm, so geschah und geschieht dieß doch in ganz anderem Zusammenhange und in wesentlicher Erweiterung. H. F. M.

geheimnißvoll vom Erzkönige oder **regulus**, und nicht ohne Sinnigkeit hat einst der Elberfelder **Dr.** und Direktor Wackernagel das unendliche, der Kugel nahe Vielflach der Kristallwelt, halb nach Weiß, den Zonenkönig genannt. In der Thierwelt endlich giebt es außer dem Bienenkönige oder dem Weisel den schmucken Zaunkönig; Kinder aber, die in der Schule ungeschickte und verfütterte Genoßen wohl auch Kartoffelkönige taufen, werfen weiter sogar mit Froschkönig, Mottenkönig und Rattenkönig um sich.

Die letzte Benennung bezeichnet bekanntlich ein ganzes Nest unglücklicher Ratten, deren Schwänze sich früh unauflöslich zum gordischen Knoten verschlungen haben, daß ihre Inhaber im Kreise gestellt und größer wachsend vom übrigen Volke der Ratten fort und fort gefüttert werden müßen[1]), gleich dem ungeschlachten und unersättlichen Guckguck, dessen Ei in das enge Nest der kleinen Grasmücke gelegt wurde.

Der zuvor erwähnte zierliche Zaunkönig (niederl. **tûnkuning**, holländ. **tuinkoningje**), die **motacilla troglodytes**, auch einfach **trochilus**, τρόχιλος genannt, hieß auch bei den Griechen schon βασιλισκός, bei den Römern **regulus** oder **avis regaliolus**, und heißt noch heute gleichmäßig portugiesisch **ave rei**, italienisch **re degli uccelli**, oder **reati**, **reatolo**, spanisch **reyezuelo** (d. i. **reyecillo**, kleiner König), französisch **roitelet**, **roitillon**, **roitil**, **roi bouti**, **roi bedelet**, **re betre**, **roi Bertrand**, **roi Berchot**[2]), illyrisch **zaritsch** u. s. w. Neben Zaunkönig heißt er, außer Zaunschlüpfer, Zaunschliefer, auch Schlupfkönig, ferner Dornkönig (und Thurnkönig), Mäuse- und Meisekönig, Nessel- und Nösselkönig (niedd. Nettel- und Nitelkönig, schwed. **Näfslafogl** und **Kongsfogl**, dänisch **nellekonge**, auch **gjerdekonge** d. i. Gerten-, Heckenkönig). Er heißt ferner französisch **Roi de froidure**, im Deutschen Schneekönig, Winterkönig (holländ. **winterkoningje**), wobei L. Frisch (**II, 536a**) zwischen Winterzaunkönig (**trochilus**) und Sommerzaunkönig oder Goldhähnlein (**regulus**) unterscheidet.

1) Erst jüngst meldeten die Zeitungen wieder von solchem in Polen aufgefundenen Rattenkönige; einen früheren Erfurter Fund der Art hat der sel. Director Bellermann, Vater, bekanntlich in besonderer Abhandlung beschrieben und abgebildet.

2) Auch **Boeuf de dieu**, wie deutsch Ochsenäugle.

Schon die Alten, d. h. Griechen und Römer, wußten von einem Zwiespalte dieses goldgefiederten βασιλισκός (mittelhochdeutsch Küniclin) und dem stolzen Adler, der von jeher der βασιλεύς oder ἄρχων οἰωνῶν zu sein behauptet hat. Daher ist der τρόχιλος schon bei Aristoteles αἰέτῳ πολέμιος und Plinius sagt (N. G. X, 74): diffident aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium. — Deutsche Volkssage, die in der Mark und auch in Pommern (bei Stargard und Pyritz) umgeht, giebt uns zu jenem alten diffidium den Schlüßel. „Die Vögel (so wird dort erzählt) konnten einst nicht einig werden, wer ihr König sein sollte. Da sollte es der werden, der zu höchst fliegen könne. Als nun die Gemeinde der Vögel zur Wahl beisammen war, schlüpfte der Zaunkönig, von Allen ungesehen, unter die Federn des Storches[1]) und als alles Federvolk aufflog und stieg und einer nach dem andern ermüdete und hinabsank, hielten allein Storch und Adler noch aus. Als aber auch jenem der Muth sank, da schlüpfte das Zaunschlüpferle aus seinem Verstecke hervor, überflog den Adler und — ward König. Als aber die Vögel den Betrug merkten, wollten sie ihn tödten; da schlüpfte er in ein Mauseloch. Die Vögel aber setzen die Eule zum Wächter davor, daß jener nicht mehr hinaus könnte. Die aber verschläft ihren Dienst und der Gefangene entschlüpft wieder und seitdem mußten die Vögel den Zaunkönig zum Könige behalten; aber sie sind gegen ihn und die Eule so erbittert, daß jener, um ihrer Rache zu entgehen, sich fortwährend in Hecken und Dornen, hinter Löchern und Zäunen verkriechen oder verschlüpfen muß und diese (die Eule) nur Nachts, wenn alle anderen Vögel schlafen, aus ihrem Verstecke sich hervorwagen darf[2]).

Ich habe in Professor Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum (Band I,) eine mittelhochdeutsche Thiermäre mitgetheilt, worin, bei der in der Normannengeschichte und nordischen Sage berühmten Stadt Luna der Krebs dem Fuchse einen Wettlauf anbietet, sich jedes Mal in des Fuchses Schwanz einkneift und so zum Ziele getragen, zu jenes Verwunderung immer zuerst anlangt und er der langsame Rückwärtser Sieger wird, wie dort das ohnmächtige

1) Nach andern Erzählungen hat er, der unempfundene, sich auf den Adler selbst gesetzt.

2) Karl Halling in Mone's Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1835, Sp. 312—314.

Zaunschlüpferle König. Ein schönes Königthum! Beßer schon das des **Rallus crex** oder der **Ortygometra**, des s. g. Wachtelkönigs (dän. **Vagtelkonge**, holländ. **Kwastel-koning**, italisch **il re delle quaglie**, franz. **roi des cailles**, spanisch **rei de las codornices**, portug. **rei das codornizes**), als der mit den Wachteln kommt und geht und darum für ihren Anführer gehalten worden ist. —

Auf gleiche Weise haben zu allen Zeiten Kinder ihre Spielanführer zu Königen erhoben. **Cyrus puer, cum inter pastores, Cyri nomen accepit, mox rex inter ludentes forte delectus** sagt Justin (I, 5.) und Horaz (Epist, I, 59.) ut pueri ludentes „**rex eris**" **ajunt, si recte facias**. Die Griechen hatten ein besonderes Spiel *βασιλίνδα* und bei den Deutschen (z. B. im Pinzgau) heißt ein Lauf- und ein Ringspiel, ähnlich dem Barspiele, Kaiser und König nach den Anführern beider Spielschaaren[1]). Aus Augsburg wird in früheren Zeiten vom St. Blasientage gemeldet: „Die Schüler wählen einen König auf diesen Tag; denn der das schönste Licht hat, der gewinnt den Andern auf einen Tag Lusum d. i. einen Schalttag." — „Darauf (heißt es weiter) kommt unser Frauen Himmelfahrt; da trägt alle Welt Obst, Büschel, allerlei Kräuter in die Kirche zu weihen für alle Sucht und Plag bewährt. Mit diesen Kräutlein geschieht sehr viel Zauberei. Die Knaben tragen Aeste mit Aepfeln und darauf gemachten Vögeln, die dann die Aepfel picken. Der Schönste ist der König und macht die Andren auf einen Tag von der Schule los" (Glücklicher, viel beglückender König!). Noch weiter heißt es: „Nachdem kommt das heilige Dreikönigsfest, daran viele einen König wählen, Spiele halten und eine lange Wirthschaft anrichten, da hat ein Jeder sein Amt am Hofe. Die Knaben haben dann einen besonderen König auf dieses Fest. Dieser Brauch der Königreiche, darin auch viel Buberei geschieht, ist fürnemlich gemein am Rheinstrome." Und so erzählt denn auch Sebastian Franck in seinem Weltbuche 1534 vornehmlich von Cöln am Rhein, als der Stadt der heiligen drei Könige (Bl. 50): „An der heiligen drei künig tag bacht ein ieder Vatter ein guten leckkuchen oder letzelten, darnach er vermag und ein hausgesind hat groß oder klein und kindt; in dem knetten ein

[1]) Sieh meine Schilderungen in „Beschäftigungen für die Jugend aller Stände." Stuttgart, Balz. 1837: III, 352. 353.

pfenning darein, darnach schneidet er den gebachen leckkuchen in vil stuck, gibt iedem auß seinem hausgesind eins..., Wem nun diß stuck wirt, darin der pfenning ist, der wirt von allen als ein kuning erkennt und erhoben und dreimal mit jubel in die höhe gehebt." Wem fällt hier nicht sogleich der so gut deutsche als welsche Bohnenkönig ein, wie der nach früherer deutscher Gastsitte noch des sechszehenten Jahrhunderts gewählte Mahlkönig[1]), den auch Griechen und Römer als βασιλεύς und rex convivii kannten, sammt seinem arbiter bibendi[2]). —

Fast in allen Theilen Deutschlands (in Braunau und München, in Nürnberg und Ulm, in Breslau und Schweidnitz, in Köln am Rhein, in Hessen, in Ditmarschen, in Skandinavien[3]) und auf den shetländischen Eilanden) waren und sind bis auf heute die sinnigsten Schwerttänze aufgeführt worden, die unmittelbar an Tacitus wohlbekannte Stelle (Germ. 24) anlehnen, wo er von den deutschen Jünglingen sagt: Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu jaciunt. exercitatio artem paravit, ars decorum. — In Ditmarschen wie auf den shet- oder hitländischen Eilanden flechten nach vollendetem solchen Schwerttanze die einzelnen Tänzer und Fechter ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer schön verschlungenen Rose oder zu einem Rade zusammen, auf dessen Mitte ihr Anführer oder König springt und von allen zugleich erhoben wird. So erzählt Viethen in seiner Ditmarschen Chronik, so Ernst Moritz Arndt in seinen Nebenstunden (S. 425) von jenen bekanntlich durch Germanen besiedelten Eilanden[4]). — Jene Rose kennen und bilden aber eben so die Schwerttänzer in Hessen und die in Schweden. Und wer den letzten oder 118ten Holzschnitt des Theuerdank (1517. 1519) im Sinne trägt, wo Kaiser Maximilian, von allen möglichen Waffengattungen seiner Zeit umgeben, wohlgerüstet auf einem Kreise von 18 Schwertern stehend erscheint, deren je eins je zwei, je eins je zwei folgen und auf das Künstlichste so durchflochten sind, daß Er, auf das oberste flach aufliegende tretend, das Gewebe voll schließt, — der

1) Allotria. Berlin. 8.
2) Vgl. Bulvers letzte Tage Pompejis, (Zwickau, 1835) III, 128.
3) Siehe meine Beschreib. in Spindlers Zeitspiegel V, 206—17. 322—325.
4) Vgl. W. Scott Diary (Lockhart Life of Sir W. Scott II, 4, 81. Ausgabe von Baudry, Paris 1838).

wird mit mir in diesem Schwerterkreise jene Rose, in der ganzen Darstellung den alle Fährlichkeiten siegreich bestanden habenden König erkennen. Dieselbe Abbildung kehrt in Fuggers Ehrenspiegel zu München (und Wien) wieder, wo Maximilian obenein gekrönt und mit dem Reichsapfel geziert erscheint[1]). Bei dem noch heute in München, wie früher in Frankfurt, Zerbst, Dessau, Halle, Danzig ꝛc. üblichen Reifentanze der Schäfler oder Bötticher[2]) wird der den Reigen umgaukelnde Hanswurst, das Zerrbild des „Königs," wenn er sich zuletzt unter die von den Laubbögen der tanzenden Paare gebildete Krone stellt und diese plötzlich umgewendet wird, von ihr begraben, während (in Zerbst) Jener (der Reigenführer) „bald unter dem gespannten Reifen wie unter einem geschloßenen Thronhimmel, bald auf ihm gestanden, daß er gleichsam können getragen werden," wie 1710 Beckmann in seiner Anhaltischen Historie erzählt. —

Wie bei jenen Schwerttänzen der in die Höhe gehobene Anführer überall der König hieß und heißt, so gleichmäßig bei den Pfingstfesten des Volkes der in Laub Eingehüllte in Thüringen der Lattichkönig, in Schwaben der Maikönig, in Oesterreich der Pfingstkönig, während er in Steiermark bescheidener der Blumen-Graf genannt wird, was an den Glas- oder Salz-Junker erinnert oder an den Lehr- oder Thurn-Prinzen d. i. den Vorsteher der Stadtmusikanten in München[3]). Fischart kennt und nennt bei einer Fastnachtsvermummung einen Schnabelkönig; die Geckengesellschaft zu Cleve 1381 hatte ihren Narrenkönig; der bekannte Kopf am Brückenthurme zu Basel, der jeden Einwandernden mit Zungenblecken begrüßte, hieß und heißt Lallenkönig und zu Frankfurt am Main wurde der Scharfrichter, der Nachts zu fegen hatte, der Lochkönig genannt[4]), in einer Münchener Bußverordnung

---

1) Hinter dem linken Fuße fehlt in beiden Darstellungen ein Schwert.

2) Sieh meine Beschreibung in Spindlers Zeitspiegel V, 29—38. 81—86. 205—207.

3) Schmeller Bayrisch Wörterbuch I, 341.

4) Lersner Frankfurter Chronik, 1706 (II, 679). „Wann der Loch-König bey Nacht viel zu fegen hat, wirbt er ehrliche Handwerks-Knechte an, zahlet solche alle Morgen aus, damit sie bey Tag heimgehen können, wo sie wollen, und mit seinen Knechten nicht gesehen werden, fragt aber nicht, wie sie heißen, was ihr Thun, noch woher sie fegen; wann nachmals ein solcher Handwerksgesell dessenhalben befragt wird, schällt er drauf, wann dann des Henkers Leute zu Zeugen dessen belangt werden, läugnen sie eine solche Person ihr Lebtag gesehen zu haben,

von 1692 aber der Abtrittsräumer der Nachtkönig[1]), während wir jetzt eine bekannte, wohlriechende Prachtblume die Königinn der Nacht nennen.

Aber kehren wir lieber in das Tagesleben unsers Volkes zurück! Da tritt uns auf dem festen Lande zunächst der Schützen- oder Scheiben- nnd Vogelkönig entgegen, der Wochen- oder Jahrkönig[2]) sein kann; selbst der Vogel auf der Stange hieß früher der **kunigs vogel.** — Auf dem Waßer begegnen wir in dem den Speck verpackenden Matrosen, der oft über und über von Thran träuft, einem Speckkönig. — Bei der s. g. Pfeiferzunft aber, die einst alle Spielleute, Gaukler und Possenreißer des heil. röm. Reiches deutscher Nation umfaßte und sonst ehrlos war, gab es einen Pfeiferkönig, den der Graf von Rappoltstein (später der Pfalzgraf von Sponheim) wählte und der in ihrem Namen jährlich einen Pfeifertag (meist zu Straßburg) hielt, wo streitige Fälle der sauberen Innung durch einen Schultheißen, vier Meister, die Zwölfer und den Weibel abgemacht wurden. Da wurden Zünftner aufgenommen, die jährlichen Goldgülden gezahlt, feierlicher Aufzug mit Fahnen, Pfeifen und Trommelspiel, auch feierlicher Gottesdienst gehalten, den diese fahrenden Leute sonst nicht genoßen und den ihnen **ex misericordia divina** im Jahre 1480 Bischof Jodocus von Basel einmal zu Ostern, doch unter der Bedingung gewährte, so sie vierzehn Tage vorher und nachher von **scurrilium operum exercitiis** abstünden[2]).

Gleich diesen deutschen fahrenden Spielleuten hatten auch die französischen Sänger ihren **roi de menestrels** und wer denkt nicht an den edlen **Adenès li Roi**, gewiß einen König ohne Land, der jenen Beinamen wohl als Sängerkönig erhielt. Wir würden jetzt Dichterfürst, wenn nicht Orchesterdirigent oder Musikdirektor sagen. Jenes aber leitet unsre Gedankenverbindung auf die **rois d'armes**, die **kings of armes**, oder die Wappenkönige mit ihren Kronen über. Aber es gab auch einen **roi des ribauds** oder der

auch sogar wo sie durch den Magistrat befragt werden, vermög ihrer hergebrachten Gewohnheit."

1) In anderen Gegenden der Schundkönig und der Goldkönig (wie in Berlin gewisse nächtliche Eimer die Goldeimer heißen).

2) Verschieden von diesem Pfeifergerichte war das desselben Namens, das zu Frankfurt am Main zur Herbstmesse mit Pfeifen eingeblasen und auf dem Römer gehalten wurde, und die Reichszölle betraf. S. Fries und Ulmenstein.

3) Angelsächsisch ist **gearcyning consul.**

ribaldi (mittelhochd. ribalde), wobei man unwillkürlich an den Zigeunerkönig Zindel erinnert wird, nach dem Hebel wohl seinen Zundelfrieder getauft hat.

II.

So sehen wir vom Zaunkönige bis zum König der Könige (welchen mittelhochdeutsche Dichter, nach deutscher Volks- und Reichsanschauung, fast lieber keiser aller künige nennen) je den Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten seiner Art, den Ausbund der Schönheit wie der unschönen Leistung, den künstlerischen Reigenführer wie den unschuldigen Anführer im Kinderspiele mit dem höchsten Namen belegt, den unsere Muttersprache für die höchste Stufe deutschen Volkslebens ausgebildet hat. Hieß doch sonst, wie Leonhard Frisch in seinem Wörterbuche mittheilt, auf der Oberelbe selbst der Knecht König, der über das Schiffsvolk gesetzt war. Der deutsche Kaiser aber (nach Julius Cäsar, als dem ersten Kaiser, wofür er durch das ganze Mittelalter angesehen wurde, genannt) war, auch wenn er in Rom gekrönt worden war, doch immer nur ein deutscher König und noch 1320 wird vom deutschen Reichsoberhaupte gesagt, „von des kuneges wegen (mon. Boica XXII, 245).

Aber was heißt König und was war ursprünglich der deutsche König?

Die Antwort ist kurz. Schon Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte (I, 159) sagt richtig: der deutsche König war ursprünglich gänzlich ein anderer als der griechische βασιλεύς, der römische rex, der hebräische melech, oder der radschah der alten indischen Welt. Fragen wir aber die Muttersprache, so kennt oder nennt das Gothische oder wenigstens Ulfila den Ausdruck, der Kuniggs klingen müßte, nicht: Βασιλεύς übersetzt Letztrer stets mit thiudans, das im Altsächsischen gleichmäßig thiodan, im Angelsächsischen thëoden, im Altnordischen thiodan lautet und von thiuda (altnord. thiod, angelsächsisch thëod-a, altsächsich diot, mittelhochd. diet) d. i. Volk, Gemeinde, als der von der Thiuda Gewählte, als der aus der Thiuda hervorgegangene, mit ihr innigst Verwachsene benannt ist. Seine βασιλεία heißt daher gothisch Thiudan Gardi oder Thiudinassus und thiudanôn ist βασιλεύειν herrschen.

Das sonst von Ulfila gebrauchte **reiks**, das der Form nach dem lateinischem rex, dem keltischen -rix, dem sanskritischen radschah, raja entspricht, gebraucht er nur für ἄρχων, wie **kindins**, das mit dem burgundischen hendinus („rex" bei Jornandes) eins sein wird [1]), für ἡγεμών. — Für κύριος, dominus, vorzugsweise von Christus, gebraucht Ulfila **Fráuja** (altsächsisch frôho, frô, althd. **fô** ꝛc). Das dem für dominus und meist wieder nur vor Gott gebrauchten althd. **Truhtin** (mittelhd. trëhtin, altsächs. drohten, angels. dryhten, nord. drôttin) entsprechende **draúhteins** wendet Ulfila nicht an, obschon er das Stammwort **draúhts** (alts. druht, angs. dryht, nord. drôtt) für legio, cohors kennt und gebraucht, davon sich **gadraúhts** für στρατιώτης, **draúhtinôn** für στρατεύεσθαι, **draúhtinassus** für στρατεία, militia bilden, sämmtlich von dem bei Ulfila gleichfalls vorkommenden **driugan** (angels. drëogan), στρατεύειν, bellare. Das Altsächsische gebraucht die Zusammensetzungen man**Drohten** (ags. mandryhten) und sigi**Drohten** von Christus, gewiß, wie fráuja ursprünglich Freyr bezeichnete, einst von **Wodan** gebraucht, wie das alt- und mittelhochdeutsche min truhtin, min trëhten (aus IrMin truhtin?) nur noch von **Gott** gebraucht wird, während der nordische drôttin den **weltlichen** Herrscher bezeichnete, wovon das weibliche drôttning noch heute für **Königinn** geltend geblieben ist. Wie nun draúhteins von draúhts (Heerschaar, Kriegsdienst), wie **thiudans** von thiuda (Volksgemeinde, Stamm), so hängt **kuniggs** (altsächs. **kuning**, ags. cyning, engl. king, altnord. **konûngr**, **kôngr**, althochd. **kuninc**, mhd. küning, künec, nhd. **König** (verkürzt wie **Pfennig** aus pfenning, ahd. phandinc) mit dem gothischen **kuni**, ahd. chunni, chunne (d. i. γένος, genus) zusammen. Verräth jenes althochdeutsche **chunni** (mhd. kunne, künne) schon eine weitere Ableitung, so tritt das dem gothischen entsprechende einfachere Stammwort in dem althochd. chuni (in dem Eigennamen **Chuni**-mund, **Chuni**-gund, **Chuni**-hilt, oder sind diese **Huni**-mund ꝛc.?), noch mehr im angelsächsischen **cyne** zu Tage, von welchem sich sogar cyneCyn (gen. cyneCynnes) d. i. genus regium zusammensetzt, ebenso **cyne**-dôm, cyne-hâd (Königthum), cyne-hëlm (corona, diadema), **cynegeard** (sceptrum) sich erhalten haben,

1) Ammianus Marcellinus.

die zwar dem althochdeutschen **chuninc-tuom**, **chuninc-hëlm**, **chuninc-gërte** entsprechen, wie **cyne-stôl**, dem **kuningstuol**, schwedisch **konûngs-stôll**, mittelhochdeutsch **kuniges stuol** und so wie neben **cyneCyn** auch **cynincCyn**, neben **cynedôm** auch **cyninc-dôm** (nord. **konûngdômr**) vorkommt, eben so **cynegôd** und **cyninc-bald** (**regi confisus**), **cyninges-thëgn**, wie nord. **konûng-madhr**. Das Altnordische bietet aber auch sogar das einfache **konr** für **nobilis** und für **rex**, gleichsam den **nobilis**, den **generosus** oder γενναῖος κατ᾽ ἐξοχήν, ganz die Behauptung des Tacitus deckend **reges ex nobilitate**[1]), **duces ex virtute sumnnt** (Germ. 7). **Konûngr**, **kuniggs** wäre sonach sprachlich der Sohn eines **konr** oder auch eines **kuni**, eines Geschlechtes.

Uebrigens zeugt das durchgehende Vorkommen des Namens König in allen germanischen Sprachen und Mundarten, daß der dadurch ausgesprochene Begriff ein allen gemeinsamer war, und vielfach wird derselbe durch Beiwörter gehoben; so bietet das Altsächsische **adal-Cuning**, **folc-Cuning**, **thiod-Cuning** und **hëban-Cuning**, das Angelsächsische **ëord-Cyning**, **voruld-Cyning** (ahd. **woroldchuninc**), **gudh-Cyning**, **fëorh-Cyning**, **vuldor-Cyning**, **folc-Cyning**, **thëod-Cyning**, das Nordische **thiódkôngr** (für **monarcha**), **her-kôngr** (für **bellator**), **skatt-kôngr** (**rex tributarius**), **skötkonûngr** u. s. w.

III.

Wie stand es nun aber um die Herrschaft, um die Gewalt des deutschen **kuniggs**? welcher Art war dieselbe? war es ein wirkliches **regnare**?

Da wo Tacitus von den deutschen **libertis** aussagt, daß sie **non multnm snpra servos** seien, fügt er von ihnen hinzu **raro aliquid momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantnr** (Germ. 25.); da wo er von den Friesenfürsten Verritus und Malorix (Ann. XIII, 54) sagt, **qui nationem eam regebant**, erklärt er dieses rasch durch den Zusatz **in qnantum Germani regnantur** und von den Gothen sagt er (Germ. 43): **Trans Lygios Gothones regnantur**,

1) Sybel (Königsthum S. 133) deutet dies „nach dem Maßstabe des Adels."

paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Nach den zuvor schon angezogenen Worten reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, fährt Tacitus fort: nec regibus infinita aut libera potestas et duces exemplo potius quam imperio, si prompti, si conspicui, si ante aciem agunt, admiratione praesunt.

Aus diesen Worten über Wahl und Stellung der ursprünglichen Könige zur freien Volksgemeinde erklärt sich trefflich Marbod's Königthum oder dessen Schilderung bei Vellejus (II, 108), die Wort für Wort zutrifft: Maroboduus rex, genere nobilis, non tumultuarium aut fortuitum neque nobilem, sed ex voluntate parentium constantem inter suos occupavit principatum et certum imperium vimque regiam complexus animo.

Nur bei wenigen deutschen Stämmen aber kennen und nennen die Römer ursprünglich reges; bei den Chatten namentlich nur principes[1]). Eben so bei den von ihnen stammenden Bataven, wo wir nur vom dux ihrer Reiterei hören (Tacit. Ann. II, 17), während Ammianus Marcellinus (XVI, 12, 4) bei ihnen Könige kennt. Bei den mächtigen Hermunduren weiß Tacitus einen König Vibilius (A. XII, 29), bei den Thüringern später Cassiodor (Var. III, 341), bei den Semnonen nennt Cassius Dio (LXVII, 5) den König Masyas, bei den Cheruskern den König Chariomêrus (LXVII, 5); bei den Quaden den König Gabinius (Ammian. Marcell.). Aber schon bei den Teutonen wird Teutoboch von Florus (III, 3), bei den Kimbern Bojorix ein König genannt. Auch Ariovist im Auslande nennt sich König; doch sagt Cäsar (B. G. I, 43), quod rex appellatus esset a senatu.

Die ursprünglich reinen und schlichten Verhältnisse deutschen Volkslebens, das auf dem Stande der frohen, freien frilingi d. i. freiliggôs (liberi) beruhte, aus dem die nobiles oder edhilingi (edhilingâ, adalungâ, athaliggôs) sich erhoben[2]), wie aus ihnen die principes (und reges), die duces (heritogon, herizohun), πολέμαρχοι bei Strabo VII, 1, 4 genommen wurden, mußte seit dem weltgeschichtlichen Zusammenstoße mit dem römischen Reiche und rö-

1) Königliche Hoheit?
2) Nithard IV, 2. Hugbald (Pertz, Monum. II, 361.)

mischem Rechte wesentliche Umgestaltungen erleiden. Wandelte sich namentlich in der Fremde die alte Grundlage der Geschlechterverbindungen (der gentiles, faramanni und gegyldan, der vici und villae, der Hundreden oder centenae), die große Gliederung der mægde, dryht, thëod, folc wesentlich um, wurden selbst aus den auf gentes und cognationes oder φυλαί begründeten Schlachtordnungen und Gefolgschaften oder comitatus (Tacit. Germ. 4) später die wild zusammengewürfelten Massen der foederati, die obenein in römische Formen gegoßen wurden, mußte auch das Königthum in der Fremde wesentlich andre Gestalt gewinnen.

Zwar begegnen wir auch spät noch der ganzen Menge alamannischer Kleinkönige (reges, regales oder subreguli)[1]) in der Schlacht bei Straßburg[2]) wie im skandinavischen Norden, wo die Würde der Herkunft wie die Herrschaft auf die filios regum erbt[3]) gleich dem Besitzthume, und sie sich in beide theilen[4]). Wie aber im Norden über die Hundred- oder Haradfürsten und Gaukönige, über das collegium principum, der Volks- oder Upsalakönig bindend gebot und herrschte, so erschienen bald bei allen in die fremden Lande ziehenden deutschen Stämmen (Gothen, Gepiden, Vandalen, Burgunden, Franken) schärfer gezogene Linien des Königthumes und erst beim Verfalle ihrer ausheimischen Reiche heißt es wieder bei Paulus Diakonus von den Herulern: Ita omnis Herulorum virtus concidit, ut ultra super se regem omnino non haberent (I, 20) und von den Gepiden: Gepidarum vero genus ita est diminutum, ut ex illo jam tempore ultra non habuerint regem (I, 27). Nachdem die Alamannen von den Franken besiegt worden, werden bei ihnen nur noch Herzöge genannt. Bei den daheim bleibenden Sachsen kannte man keine Könige: non enim (sagt Beda V, 11) habent regem iidem Saxones, sed satrapas plurimos suae genti praepositos, und die vita S. Leb-

1) Ammian. Marcell. XVI, 27. XVII, 12, 13, 27. XVIII, 4; Sulpicius Alexand. bei Gregor. Turon. II, 9.

2) Ammian. Marcell. XVI, 1, 2. XVII, 1. XVIII, 2. XXVII, 22. Vgl. Vopiscus im Probus (novem reges diversarum gentium ad meos pedes jacuerunt). Sybel Königthum S. 112 &c.

3) Ammian. Marcell. XVII, 27; βασιλισκός in Vita S. Sabae (Bolland. 12. April).

4) Vergl. Dahlmann's dänische Gesch. 1, 171, Geijers, Strinnholms, Rosenvinges, Kolderups schwed. Geschichten. Dazu Ammian. Marcell. XVI, 27. XVIII, 4. XXVII, 20.

buini[1]) sagt bestätigend: In Saxonum gente priscis temporibus neque summi coelestique regis inerat notitia.... neque terreni alicujus regis dignitas et honorificentia, cujus regeretur providentia, corrigeretur censura, defenderetur industria.... pro suo vero libitu, consilio quoque, ut sibi videbatur, prudenti singulis pagis principes praeerant singuli[2]).

Dagegen haben die Angelsachsen in der neuen Heimat Könige (Aelfred, Aethelwulf ꝛc.) und das angelsächsische Wanderlied legt daher auch den Angeln in der alten Heimat den König Offa bei, den so auch die dänische Sage (freilich als Dänenkönig) bezeichnet.

Auch die nach Italien gezogenen Langobarden wählen Könige; Paul Warnefried aber nennt (II, 10) selbst die bayrischen Herzöge öfter Könige, namentlich ist bekanntlich von König Garibald die Rede[3]). Auch bei den Franken heißen früh die Herzöge (oder duces) öfter reges (z. B. Mellobaudes bei Ammian. Marcell. XXX, 3, 7), worüber sich Gregor von Tours (VII, 2) ausführlich ausläßt. Auch ein König der Salier wird genannt (Zosimus III, 6. Libanii Epitaph. in Jul. opp. ed. Reiske I, 149). Treffend und mit Tacitus ꝛc. übereinstimmend sagt Gregor von Tours, als die Franken über den Rhein gezogen: Dehinc transacto Rheno Tungriam transmeasse ibique juxta pagos vel civitate reges crinitos super se creasvisse de prima et ut ita dicam, nobiliori suorum familia... Ferunt etiam tunc Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua regem Francorum fuisse; daher dieser denn auch in der ältesten Genealogie der fränkischen Könige[4]) als primus rex Francorum Chlojo aufgeführt wird[5]). Die Gesta Francorum (IV.) sagen: Tunc

1) Pertz, Monum. II, 361.

2) Das sind Gaukönige. Poeta Saxo sagt: Quae nec rege fuit saltem sociata sub uno, sed variis divisa modis plebs omnis habebat quot pagos tot pene duces.

3) Hier mischen sich früh die Ausdrücke. So sagt die Lex Bajuvar. II, 10, 1: Si quis filius ducis tam superbus vel stultus fuerit, ut patrem suum dehonestare potuerit per consilium malignorum vel per furtiam et regnum ejus auferre ab eo, dum adhuc pater ejus potest judicio contendere, in exercitu ambulare, populum judicare, equum viriliter ascendere, arma sua vivaciter bajulare, non est surdus nec coecus, in cunctis jussionem regis potest implere, sciat se ille filius contra legum fuisse et de hereditate patris sui se esse dejectum u. s. w.

4) Pertz, Monum. II, 307.

5) Vergl. auch Childericus rex Francorum (vita S. Genofevae) u. s. w.

defuncto Sunnone et accepto consilio in uno primatu eorum unum habere principem petierunt consilium Marchomiri, ut regem unum haberent, sicut et ceterae gentes. At ille dedit iis consilium et elegerunt Faramundum, filium ipsius Marchomiri et levaverunt eum super se regem crinitum[1]).

Bei den Westgothen[2]), seit sie sich von den Ostgothen getrennt hatten, bestanden nur Richter (judices): primates eorum et duces, qui regum vice iis praeerant (Jorn. 26); Eunapius z. J. 392 nennt sie ἡγεμόνες. Solche sind Frithigern und Alavius (bei Jornand.), die Ammian wieder reges nennt; den Athanarich nennt Jener (28) auch rex, qui tunc Frithigerno successerat[3]) und grade dieser heißt sonst bestimmt judex[4]). Auch Ammian spricht von ihm als judex Thervingorum, judex potentissimus und ebenso bei quadischen Stämmen, wo er sonst reges, regulos sagt, von judices variis populis praesidentes. Als aber die Gothen, langer Ruhe überdrüßig, sich zu neuen Zügen rüsteten, wählten sie Alarich aus dem Geschlechte der Balthen zu ihrem Könige: Mox Gothis fastidium eorum increvit, verentesque ne longa pace eorum se solveret fortitudo, ordinant super se regem Alaricum (Jornand. 29).

Als Odoaker an der Spitze von Schaaren verschiedener Völker nach Italien zog, war er nur Haupt eines großen Gefolges, nicht König. Nachdem die Eroberung Italiens gelungen, machten ihn die Seinen zum Könige, nicht von Italien, sondern zum deutschen Könige: Intra Italiam Eruli, qui romano juri suberant, regem creant nomine Odoacrum. — Odoacher ab exercitu suo rex levatur[5]).

Eben so verfuhren die Langobarden, die unter ihren Führern (duces) Ibor und Ago ausgezogen waren: nolentes jam ultra

---

1) Vgl. Sybel S. 176. 177.
2) Sybel S. 118—123.
3) Eben so auch bei Epiphanius, Eunapius, Hieronymus. Themistius dagegen nennt ihn δυνάςης, Sokrates (5, 10) Γότθων ἀρχηγός, Parteihaupt, wie sein Gegner Frithigern (4, 33). [illegible] die Nachschreiber des Sokrates (Sozomenos, Cassiodor) nennen beide Monarchen. Wigurich heißt ὁ ἄρχων (Bolland. 26. März) οἱ κατὰ τὴν Γοτθίαν μεγιστᾶνες (Vita S. Sabae, Bolland. 12. April). Bei den Vandalen nennt Dexippus (ed. Bonn. S. 19.) zwei βασιλεῖς καὶ ἄρχοντες, welche alle als Gesandte zu Aurelian kommen.
4) Aurentius bei Waitz S. 20.
5) Vgl. Waitz deutsche Verfassungsgeschichte I, 163. 164.

Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agilmundus, filius Agonis, ex prosapia ducens originem Gungingorum, quae apud eos generosior habebatur[1]).

Aus solcher generosior oder, wie es bei Gregor von Tours hieß, nobilior gens[2]), aus den optimates nobiles[3]), proceres[4]), seniores[5]), primores, majores natu, wurden die finisti, yldestan, aldirmon oder ëaldorman[6]), wurden endlich die reges genommen.

Die Gothen wählten aus dem Geschlechte der Amaler und Balthen[7]), die Vandalen aus der edlen stirps Asdingorum, quae inter eos eminet quamque iudicant bellicosissimam[8]) und wonach selbst das ganze Volk sich nannte. Die Langobarden und Angelsachsen wählten nur aus den Geschlechtern, die auf Wodan ihren Ursprung zurückführen konnten. Eben so bei den Burgunden[9]) und bei den Franken[10]), bei dem Upsalakönige u. s. w.

---

1) Paul. Diaconus, dessen ältere Quelle jenen Satz nicht hat, sondern nur von Ibor und Ago sagt: Ipsi cum matre nomine Gambara principatum tenebant super Guiniles. Ibor et Ago, qui principes erant super Guiniles et dicitur quia fecerunt sibi regem Agelmund filium Ago. Im Cod. Madrid. D, 117. der Gesetze (Archiv VII, 771) heißt es von Agelmund: filius Ajo ex genere Gugingâs et post ipsum Laramicho ex genere Gugingâs.

2) Hi omnes Luthingi fuerunt; sie enim apud eos quaedam nobilis prosapia (d. i. fara) nominatur: Paul. Diaconus.

3) Ammian. Marcellin. XVI, 27. XVII, 27. XVIII, 4.; die ἡγεμόνες τῶν φυλῶν bei den Gothen (Eunapius).

4) Proceres sunt principes civium vel civitatis: Isidor. Etym. IX, 4, proceres rectores (Vorrede zur lex salica), οἱ πρῶτοι bei den Cheruskern und Markomannen (Dio C. LVI, 18. Strabo VII, 1, 4.), οἱ ἄριςοι (Prokop. b. goth. I, 18. IX, 2, 9, 28, 32.), οἱ δοκίμοι, οἱ λόγιμοι, λογιμώτατοι bei den Gothen ꝛc. (Siehe Grimm's Rechtsalterthümer S. 368.), daraus die principes pagorum et vicorum (Tacit. Germ. 6, 15.), principes regionum, praepositi pagorum beim Poeta Saxo, satrapaee (aldormon) bei Beda V, 11 hervorgiengen.

5) Als Rollo der Normanne nach Gallien kam, fragte man seine comites: quo nomine vester senior fungitur? und sie antworteten: nullo, quia aequales potestatis sumus (Dudo S. 76. 85). Vgl. Sybel S. 144. 147; Philipps Angels. Rechtsgesch. II, 27; Lappenberg Engl. II, 17.

6) Die magistratus Cäsars (B. G. VI, 23), Tacitus (G. 10, 11), die comites, judices (Tacit. G. 12), rachimburgi (d. i. raginbaúrjans), raedjevas, âsegas u. s. w.

7) Cassiodor Var. VIII, 2. Jornander 4, 60. (wo er die Amalorum nobilitas hervorhebt. Er sagt ferner: Deinde vocitatos hos, qui inter eos generosi exstabant, ex quibus iis reges et sacerdotes ordinabantur.

8) Jornandes 22.

9) Gregor. Turon. II, 28.

10) Mervunge, Myrginge, Maurungi Francorum linea (Geogr. Ravenn.). Bei den Bayern die Agilolfinger, die Aenenen (Grimm R.A. 270).

An diesen Geschlechtern, reich an Grundbesitz wie an Ruhme der Ahnen[1]) hielten die deutschen Stämme beharrlich fest, ohne die Erbfolge grade stets von Vater auf Sohn zu leiten. Treu blieben die Gothen bei den Amalern, so daß selbst ein Weib den ostgothischen Thron bestieg. In Schweden wechselten stets zwei Geschlechter. **Marcomannis Quadisque** (sagt Tacitus G. 42.) **usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum. Nobile Marobodui et Tudri**[2]) **genus.** Selten griffen sie über Stamm und Volk hinaus, wie Tacitus hinzufügt: **Iam et externos patiuntur**[3]).

Als die Cherusker in Folge innerer Zwiste daheim keinen Nachkommen ihrer **stirps regia** mehr wußten, holten sie sich einen Nachkommen von des Arminius Bruder (Flavus), der von mütterlicher Seite von Chatumer oder Actumer, dem **princeps Chattorum** stammte, den Italicus aus Rom: **Eodem anno Cheruscorum gens regem Româ petivit, amissis per interna bella nobilibus et uno reliquo stirpis regiae, qui apud Urbem habebatur, nomine Italicus** (Tacit. **A. XI, 16**), **quando nobilitate ceteros anteiret (XI, 17)**: ganz wie Tacitus auch von Julius Paulus und Claudius Civilis bei den Batavern sagt **regia stirpe multo ceteros anteibant (H. 4, 13)**, das ist das βασιλεῖον τῶν Σκυθῶν (der Gothen) γένος bei Zosimus.

Auf gleiche Weise, wie die Cherusker, schickten die Heruler, als sie schon an der Donau saßen, Gesandte zu ihren nach Skandinavien abgezogenen Stammgenoßen, um dorther sich den Mann zu holen, der würdig wäre die Krone zu empfangen, nachdem sie vorher, wie Prokopius (**b. goth. II, 14. 15**) erzählt, einmal die Lust angewandelt, ohne König zu sein, hinter welcher Auslegung wohl etwas Aehnliches verborgen liegt, wie von den Burgunden Ammianus Marcellinus (**XXVIII, 5**) erzählt, daß sie ihren König abzusetzen pflegten, **si sub eo fortuna titubaverit belli vel segetum copiam negaverit terra, ut solent Aegyptii casus ejusmodi suis**

1) Insignis nobilitas et magna patrum merita: Tacitus Germ. 13.
2) Tudor, tudr ist angelsächsisch prosapia, soboles.
3) Mehrfach griffen später die Römer ein: Vannius Suevis a Druso Caesare impositus (Tacit. A. XII, 29.); rex Quadis datus (auf Antoninischen Münzen), eben so Sido atque Italicus reges Suevorum (Tacit. H. III, 21. 52). Selbst bei den Brukterern Spurinna Bructerûm regem vi et armis induxit in regnum ostentatoque bello ferocissimam gentem (quod est pulcherrimum victoriae genus) terrore perdomuit (Plinius epist. II, 7.).

assignare rectoribus. Von den alten **Schweden** erzählt bekanntlich die Ynglingasaga sogar (18), daß sie einmal ihren König **Dómwaldi** geopfert hätten, weil sie die Hungersnoth an sein Leben und seine Regierung gebunden achteten[1]). Von den **Langobarden** aber erzählt Paulus Diakonus (IV, 43): **sed cum Adoloaldus eversa mente insaniret, de regno ejectus est.**

Dagegen sagt Jornandes von den **Ostgothen**, daß sie nach ihres Königs Thorismund Tode vor Trauer und Leid vierzig Jahre lang zu keiner neuen Königswahl hätten kommen können: **Sic enim luxere Ostrogothae, ut quadraginta per annos in ejus loco rex alius non succederet, quatenus et illius memoriam semper haberent in ore et tempus accederet, quo Walamir habitum repararet virilem, qui erat ex consobrino ejus genitus Wandalario.** —

Wenn der **König** gewählt war, der nun Herr ward über Krieg und Frieden, Recht und Gewalt übte, die Volksversammlung berief und leitete, im Gerichte vorsaß, Richter und Grafen setzte, seine Waffengefährten (**gasindi**, altſ. **gesidhi** d. i. den **comitatus**) und Dienstmannen (**gardiggós**, nord. **hirdmenn, handgengnir** d. i. **ministeriales**) belohnte und belehnte, jauchzte ihm das Volk (**levata voce — clamore maximo**) zu, swuoren ihm auf solche Weise hulde, setzten ihn auf einen **Schild** und huben ihn, wie wir beim **Schwerttanze** und am h. Dreikönigsfeste zu **Köln** sahen, drei-

1) Als nach Olaf Trygwasons, des Königs von Norwegen, Fall in der Schlacht bei Swolldr (im J. 1000) sich der dänische König Swen Twäskägg und der schwedische Olof **Skötkonung** dessen Reich unter sich getheilt, der norwegische Fürstensohn Olof Haraldson der Heilige, der auf Wikingsfahrten lange ausgewesen war, sich aber heimgekehrt zum Könige aufgeworfen hatte, jedoch mit Olof Skötkonung sich vergleichen wollte, dieser aber durchaus widerstrebte, da sagte der Lagmann Thorgny von Upland auf dem Upsalathing und sprach im Namen Aller: „Nun wollen wir Bauern (die **Ódalbónden** (áthelbóndes) die durch und durch freien Grundbesitzer des Landes, ódhalborinn), daß Du König Olof mit Norwegens Könige Frieden machest und ihm Deine Tochter Ingegerd vermählest. Willst Du die Reiche im Osten, welche Deine Vorväter und Verwandte vor Dir besessen haben, wieder einnehmen, so wollen wir Dir alle folgen; willst Du aber nicht thun, wie wir sagen, so wollen wir Dich überfallen und Dich tödten, denn keineswegs dulden wir Unfrieden und Unrecht von Dir. So haben unsre Vorväter ehedem gethan, da sie auf Mulathing fünf Könige in eine Quelle stürzten, welche von Uebermuth aufgeblasen waren, so wie Du gegen uns bist. Sage nun gleich, welches von beiden Du erwählst.“ Großes Waffengetöse begleitete diese Rede. Der König stand auf und antwortete: er wolle Alles so geschehen lassen, wie die Bauern begehrten, denn so hätten alle Swenkönige vor ihm gethan, daß sie den Bauern gestattet hätten, mit ihnen zu Rathe zu gehen. Siehe **Strinnholm**, Geschichte Schwedens I, 405.

mal empor. Levare in regem sagte daher noch spät das Mittelalter, hefja til konûngs der Norden[1]). Das mittelhochdeutsche Gedicht Hugdietrich sagt gleichfalls man huop in ze künec und noch heute können wir sagen „Napoleon erhob die Fürsten oder Kurfürsten von Bayern, Würtemberg und Sachsen zu Königen." Noch im Jahre 1204 ward Balduin von Flandern zu Jerusalem in Wahrheit auf den Schild erhoben, im Jahre 360 n. Chr. aber selbst der römische Julian von deutschen Hilfsvölkern impositus scuto pedestri et sublatius eminens nullo silente Augustus nuntiatus (Ammian. Marcell. XX, 4; Zosimus III, 9), was auch von Valentinian Nikephorus Callistus (10) erzählt.

Von den fränkischen Königen Chlodoveus, Sigibert, Gundibald, Pipin erzählen es Ado von Vienne, Gregor von Tours, Aimoin mit den Worten clypeo evectus (Greg. Tur. II, 40.), impositus super clypeo (IV, 51), parmae superpositus rex est levatus (VII, 10). Bei den Langobarden heißt es von Agilulf: congregatis in unum Langobardis ab omnibus in regnum apud Mediolanum levatus est (Paul. Diakon. III, 115; in regem levaverunt VI, 55). Bei den Gothen erzählen Cassiodor und Jornandes: Vitiges scuto superpositus more majorum in regnum levatus und selbst vom Herzog Brinno, dem Caninefaten, hebt Tacitus (H. IV, 15) hervor: impositus scuto more gentis et sustinentium humeris vibratus dux elegitur[2]). Von diesem antiquo ritu elevandi principes inaugurandos haben Tresenreuter und G. L. Schwarz zu Altdorf 1729 in besondern Dissert. gehandelt. Nach der Wahl um- und durchritt der König sein Land (regnum circumiit). So that Chlothar (Greg. Tur. IV, 14. VII, 10), so Konrad der Salier (Vita ej. durch Wippo). —

Der deutsche König gieng schlicht und einfach einher, in Tracht und Kleidung wenig von seinem Volke geschieden. Isidor (Chron. Gotthornm) hebt erst vom westgothischen Könige Lewigild besonders hervor: Primus inter suos regali veste opertus solio resedit, nam ante eum et habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Von Odoaker aber in Italien sagt

1) Die Schweden hoben ihren König auf einen großen Stein mitten im Steinringe bei Upsala (Grimm R. A. S. 236) und der königliche Thron zu London hegt noch in sich den Stein, auf welchen die schottischen Könige gehoben wurden.

2) Mehr also als gewöhnliches Feldherrnthum — sagt Sybel S. 153.

Cassiodor (Chron.): nomen regis adsnmpsit, cum tamen nec purpura nec regalibus uteretur insignibus. Bei den Franken trugen die Könige, wie die frilingâ und athalingâ, langes fliegendes Haar und hießen darum reges criniti[1]). Eginhard hebt den crinis profusus, Gregor von Tours die caesaries prolixa (VIII, 10), der crinium flagella per terga demissa (VI, 24) hervor, welche crinium flagella auch Sidonius Apollinaris am westgothischen Theodorich schildert (I, 2). Derselbe nennt auch die Burgunden im Allgemeinen crinigeras catervas (Carm. 12), während Claudian (de lande Stilich. I, 203) bestimmter crinigero flaventes vertice reges sagt. Bei den Gothen wurden die Könige bestimmter aus den pileatis gewählt, denen die capillati oder comati, κομῆται[2]) das sind die Freien im Allgemeinen, noch nachstanden. Später tragen die deutschen Fürsten den pileus, circumdatus serto vel circulo, welches wohl das gothische vaips oder vipja übersetzt, womit Ulfila στέφανος wiedergiebt. —

Vor Gericht trug der König den stap in der Hand[3]), im Kriege und auch im Frieden wurde ihm die Fahne vorgetragen[4]). Er sitzt in seinem Saale, der Halle auf seinem kuniges stuol (agſ. cyneſtôl, thëodenstôl und bregestôl); vor ihm stehen seine Mannen als holde heririncôs, lioban liudwëron, die ihn an cuningwisa durch hnigan nides hôbdu und te bedu hnigan an cnëo ihre Ehrfurcht beweisen. Sonst heißen Königsstuhl auch die Stellen, da der König öffentlich vor der Gemeinde gewählt ward. Ein solcher konûngsstôl stand bei Upsala; in Deutschland einer auf freiem Felde im Gau Königshünder gegen Wiesbaden und Erbenheim, wo Konrad II., Heinrich II., Lothar II., Philipp, Friedrich II. und wohl auch Heinrich IV. gewählt wurden, und für den schon im 13. Jahrh. noch der zu Rense am Rhein an die Stelle trat. Noch ein andrer lag bei Lörgweil, ein vierter in Schwaben[5]). Aehnlich stand in Kärnthen ein herzoges stuol[6]). Der deutsche König stand zu seinem Volke in Friede und Fehde, in Lieb' und Leide,

1) Gregor Tur. II, 9. VI, 24. VIII, 10; Sigebert. Gemblac. z. J. 430; Agathias I, z. J. 524.
2) Jornandes 5, 11. Aurel. Victor Cäs. XIII, 3.
3) Paulus Diaconus VI, 55. V, 10.
4) Beda.
5) Grimm R.A. S. 242.
6) Darüber unter Andern Hübner's Historische Fragen V, 195.

in Sonnenschein und Unglück. Er ist seines Volkes höchster râtgëbo (consiliator) und mundboro (tutor), er ist liof landes ward und burges ward (terrae custos), er ist landes und burgo hirdi (custos arcium), er ist folces hirde; er ist liudeo hêrro, liof herro, hold hêrro[1]).

Er ist mâri (clarus), er ist mahtig mildi d. i. mächtig (weil riki, allero barno rikiost) und milde d. i. freigebig. Er heißt darum auch mêthomigëbo (largitor thesaurorum) und baggëbo (dator epularum), bôggëbo (annulorum dator aureorum), wie agelſ. beáhgife, fincgife, goldgife. So ist er kraftog, bald und strang, allero barno strangôst; er ist fâlig.

Ein schönes Bild innigen Wechselverhältnisses zu gegenseitiger Treue und Verpflichtung zwischen Volksgemeinde und ihrem Könige, zur fulleist (fullêstina nord.), zum fullgangan, zum farstandan d. i. Einstehen im Leben und im Tode! — Cum ventum in aciem, turpe principi virtute vinci, turpe comitatui virtutem principis non adæquare; jam vero infame in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est. So kannte Tacitus (Germ. 14.) unsre Väter!

Als die Fürsten Verritus und Malorix, qui nationem eam regebant, um den Drohungen des Dubius Avitus (minitando vim romanam nisi abscederent Frisii veteres in locos aut novam sedem a Caesare impetrarent) zu entgehen, nach Rom giengen und dum aliis curis intentum Neronem opperiuntur, inter ea, quae barbaris ostentantur, intravere Pompeji theatrum, quo magnitudinem populi viserent. Illic, fährt Tacitus (A. XIII, 54) fort, per otium (neque enim ludicris ignari oblectebantur) dum consessum caveae, discrimina ordinum, qui eques, ubi senatus, percunctantur, advertere quosdam cultu externo in sedibus senatorum, et quinam forent rogitantes, postquam audiverant earum gentium legatis id honoris datum, quae virtute et amicitia romana praecellerent, nullos mortalium armis aut fide ante Germanos

---

1) Bezeichnungen aus dem altsächsischen Heliand; auch die folgenden.

esse exclamant degrediunturque et inter patres considunt.

So sprachen und handelten kleine deutsche Fürsten gegenüber dem riesigen Rom, dem kein jetziger Koloß gleicht. Und dieser Volks- und Fürsteneinheit erlag endlich Rom. —

Berlin, am 18. April 1850. H. F. Maßmann.

V.

Ueber die Bedeutung des Simplicissimus

von

Chr. v. Grimmelshausen.

Die Mittheilungen von Theodor Echtermeier (in den Hallischen Jahrbüchern 1838. Nr. 52—54), so wie die tiefer eingehenden Untersuchungen W. A. Passows (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1843. Nr. 259—264, mit den Nachträgen 1844. Nr. 119 und 1847. Nr. 273) über den Verfasser des Simplicissimus und dessen sonstige Werke haben nicht verhindern können, daß noch in der 3. Auflage des 3. Theils von Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Leipzig 1848. andere Werke des Christoffel von Grimmelshausen außer dem Simplicissimus, z. B. der keusche Joseph, der satirische Pilgram u. a. zu den wahrscheinlich verlorenen gerechnet, der Trutzsimplex aber und der Springinsfeld dem Philarchus Grossus von Trommenheim, als einem von Grimmelshausen verschiedenen Verfasser, zugeschrieben werden. Ja, Dr. Georg Weber in seinem verdienstlichen Grundrisse der Geschichte der deutschen Literatur, 2. Auflage, Leipzig 1850. nennt auch jetzt noch Samuel Greifenson von Hirschfeld als Verfasser des Simplicius Simplicissimus, ohne auch nur jenem Namen, wie doch Gervinus bereits gethan, hinzuzufügen: „(eigentlich Grimmelshausen)." Bei dem großen Gewicht des Gervinischen Buches und der Verbreitung, welche der Webersche Grundriß sich erworben hat, dürfte den Entdeckungen jener erstgenannten Männer noch lange die völlige Anerkennung fehlen, weshalb es Pflicht wird wiederholt auf ihre Arbeiten hinzuweisen. Aber auch das kann leider nicht geradehin geschehen ohne damit neuen Irrthümern Bahn zu machen, welche

zum Theil bereits, offenbar aus den Aufsätzen von Passow und Echtermeier, in die 9. Auflage des Leitfadens zur Geschichte der deutschen Literatur von Pischon, Berlin 1848, S. 108. übergegangen sind. Die Bemerkung daselbst, daß Grimmelshausen Protestant gewesen sei, ist das Ergebniß einer Untersuchung Passows v. J. 1843, welches dieser selbst zwar 4 Jahre später als ein falsches nachweist, aber in einer kurzen Bemerkung, die leicht übersehen werden kann und wirklich, wie die Angabe bei Pischon zeigt, übersehen worden ist. Mit jenem Ergebniß aber fällt zugleich die Auffassung Passow's (Bl. f. lit. Unterhaltung 1843 Nr. 261) von dem Verhältnisse, in welchem Grimmelshausen steht zu dem ohne Namen des Verfassers in der Gesammtausgabe der Grimmelshausischen Schriften abgedruckten Gespräche: „Warumb er nicht katholisch werden könne?“ Darauf jedoch jetzt näher einzugehen ist meine Absicht nicht. Darlegen nur möchte ich hier den Grundgedanken und die Stellung des Simplicissimus, so daß daraus zugleich das Irrthümliche der aus dem Aufsatze Echtermeiers entnommenen Angabe Pischons, daß Grimmelshausen in seinem Simplicissimus den Parzival parodire, erhelle, so wie hervorgehe, daß man die Bedeutung des Werkes nicht mit Passow darin setzen dürfe, daß der Simplicissimus der Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sei.

Allerdings ist das Verhältniß des Simplicissimus zum Parzival Wolframs von Eschenbach ein ganz bestimmtes. Beide Werke haben in dem innersten Gedanken, der sie gestaltet, ihren Berührungspunkt; beide stellen in dem Leben ihrer Helden dar den Kampf zwischen Geist und Welt, Glaube und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endet. Sollte dieser Kampf rein und anschaulich dargestellt werden, so mußten beide mit einem starken zwar, aber einfältigen, weder durch innre Erfahrung, noch durch den Gedanken mit der Offenbarung des Geistes in der menschlichen Gesellschaft und deren Verhältnissen vermittelten Glauben in das Leben hinaustreten. So geht Parzival von der Einsamkeit, in welcher die Mutter das Glaubensleben des Kindes gepflegt, in die glänzende Ritterwelt, Simplicissimus nach dem Tode des Einsiedlers, der ihn unterrichtet, aus seiner Hütte in das rohe, wüste Leben des Krieges. Da nun tritt der große Unterschied ein, durch welchen Simplicissimus in dem weiten Gebiete deutscher Dichtung nicht ein Gegenbild, sondern die nothwendige Ergänzung des Parzival wird.

Dieser, ursprünglich begabt mit einem tiefen und edlen Gemüthe, verliert in dem Kampfe mit der Welt, die ihn in ihren feinsten Gestaltungen umgiebt, als er sich mit Schmach bedeckt sieht gerade da er den Gipfel der Ehre erreicht zu haben meinte, zwar der äußern Erscheinung nach den Glauben seiner Kindheit ganz, er zweifelt und verzweifelt an seinem Gotte; aber, und das ist die Hauptsache, er sucht nicht im wüsten Sinnengenuß, nicht in den Tiefen des irdischen Lebens Ersatz für das, was er auf seinen Höhen verloren hatte: unwandelbar vielmehr blieb er von Seiten der Sitte mit seinem Gotte und dessen Gesetze im unverbrüchlichen Zusammenhange. Darum — wie das in dem Gespräche Parzivals mit Trevrizent (Lachmannsche Ausgabe S. 225) angedeutet wird — gelangt Parzival zuletzt, nachdem er, gedemüthigt und gereift durch innerliche Kämpfe nnd Erfahrungen, wie durch äußere Belehrung, den Glauben seiner Kindheit nur bestimmter und selbstbewußter wieder erhalten hat, zum höchsten, reinsten Lebensgenuß, indem er die Fülle der Güter als Offenbarungen der Macht und Liebe Gottes empfängt und genießt, zum Besitze des Graal kommt. Simplicissimus dagegen, weniger tief und mehr sinnlich, bewahrt in dem Kampfe mit der entarteten Welt, die ihn überall mit roher Härte auf der einen und Genuß auf der andern Seite entgegentritt, die Reinheit der Sitte nicht. Er taucht tiefer unter in den Schlamm des Lebens, giebt der Welt sich vollständig gefangen von ihrem Dienste gefesselt; der Glaube aber seiner Kindheit läßt ihn nie ganz außer Verbindung mit dem Höchsten. Dieser Glaube ist zwar eine Zeit lang unterdrückt, scheint verschwunden, seine Kraft aber tritt hervor in den immer stärker werdenden Regungen des Gewissens, welche ihn endlich zur völligen Umkehr treiben. Allein gewohnt der Welt nachzugeben, fällt er in ihr, oder in ihrer Nähe immer wieder ihrer Macht anheim, und findet vollen Frieden sachgemäß nur getrennt von ihr in Arbeit, Betrachtung und Gebet auf einer einsamen fruchtbaren Insel. So steht, wie der Zeit, so auch der Bedeutung nach, unser Simplicissimus zwischen dem Parzival und Goethes Faust mitten inne. Der eine kämpfend verliert den Glauben, der andere die Sittenreinheit und der dritte in dem rastlosen Suchen nach Befriedigung entsagt dem Glauben und überspringt die Schranken der Sitte. Für diesen freilich ist, trotz des zweiten Theiles des Faust, die Versöhnung nicht gefunden.

Aus dieser kurzen Darstellung wird im Allgemeinen ersichtlich sein, in welchen Punkten dem Grundgedanken des Parzival und des Simplicissimus gemäß das innere und äußere Leben beider Helden sich berühren, in welchen es abweichen muß. Die größte Aehnlichkeit im Verlauf der Geschichten liegt im Anfang.

Nimmt man nun noch hinzu, in welchen Umgebungen und an welchen Lebenskreisen Wolfram den Parzival und Grimmelshausen den Simplicissimus sich entwickeln läßt, so wird vollständig erhellen, ob und in wie fern das eine Werk neben seiner eigenthümlichen Bedeutung auch noch die habe eine Parodie des andern zu sein. Wolfram zur Zeit, da er den Parzival dichtete — ganz im Anfange des 13. Jahrhunderts — im Glanz des Hofes des Landgrafen von Thüringen lebend, selbst Ritter, war durch seine eigenen Verhältnisse sowohl, als auch durch den Sagenkreis, dem er den Stoff zu seinem Gedichte entnahm, für seinen Helden an die durch den Gedanken verfeinerte und durch den Zauber der Dichtung belebte und verklärte Ritterwelt gewiesen. Grimmelshausen, der selbst als Musketier im 30jährigen Kriege Dienste gethan hatte, setzt seinen Simplicissimus in das wüste Treiben und all' die Roheit und Gemeinheit des damaligen Kriegerstandes. Wie man nun die gemeinste Wirklichkeit entarteter Lebenskreise eine Parodie der Darstellung eben derselben, nur durch die schöpferische Kraft eines dichterischen Gemüthes gehobenen Kreise nennen, wie das wildeste Räuberleben die verfeinerte Ritterwelt parodiren mag, so allerdings könnte man auch die Zustände, welche Grimmelshausen im Simplicissimus gebraucht und darstellt, eine Parodie nennen der Welt, in welcher Parzival sich bewegt; aber gewiß nicht anders. Von einem bewußten, gewollten Parodiren, ja Persiffliren des Gedichtes Wolframs nach seinem ganzen Verlaufe durch das Werk von Grimmelshausen — wenn dies die Meinung Echtermeiers ist*) — ist so wenig eine Spur zu finden, daß, selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß dem Grimmelshausen Wolframs Parzival vorgelegen habe, nur ein

*) Echtermeiers Worte sind: „Ihre (der 5 Bücher simplicianischer Geschichten) Opposition gegen die Ritterpoesie beschränkt sich nicht nur auf gewisse Züge, sondern diese Bücher des Simplicissimus persiffliren und parodiren das abstrakteste und auf die Spitze getriebene Rittergedicht den Parzival in seinem ganzen Verlauf. Um sich davon bestens zu überzeugen braucht man nur die Inhaltsangaben der Bücher und Kapitel in beiden zu vergleichen und den Lebenslauf des Simplex und des Parzival neben einander zu halten."

ganz anderer Einfluß des Parzival auf den Simplicissimus zugegeben werden könnte, der nämlich, daß das Werk Wolframs den Grundgedanken, aus dem das Grimmelshausensche Werk hervorgegangen, mit angeregt und seine Ausführung gefördert habe. Allein es ist schwerlich zu glauben, daß Grimmelshausen den Parzival gekannt hat, und Nichts in seinen Schriften weist darauf hin. Des Königs Artur erwähnt er überhaupt fünfmal, dreimal im Simplicissimus, einmal Buch 4, Kap. 24, wo er Oliviers Schwert mit dem Schwerte des Königs Artur Caliburn vergleicht; und dann Buch 6, Kap. 6 und Kap. 8, an welchen Stellen ihm der Glanz der Hofhaltung und die Freigebigkeit des Königs Artur zum Vergleichungspunkt dienen. Am allerwenigsten dürfte Grimmelshausen hoffen mit einer Parodie des Parzival von seinen Zeitgenossen verstanden zu werden. — Auch das darf ich wohl noch mit in Anschlag bringen, daß ein Mann von dem tiefen sittlichen Ernst wie Grimmelshausen, und der selbst (z. B. in Dietwalts und Amelindens Lieb- und Leidsbeschreibung) mit sichtbarem Wohlgefallen in der sagenhaften Ritterwelt sich bewegt, nicht wohl das Rittergedicht, den Parzival, in einem Werke parodiren, ja persiffliren konnte, welches mit jenem von demselben ernsten Grundgedanken ausgegangen ist. Eine Beziehung endlich der Ueberschriften im Simplicissimus zu denen im Parzival (nach der Ausgabe von 1477, die hier allein in Betracht kommen könnte), wodurch die von Echtermeier ausgehende Ansicht bestätiget würde, habe ich nirgend finden können; vielmehr erscheinen die im Simplicissimus ohne alle Rücksicht auf den Parzivol gemacht. Zur Bestätigung dieses Urtheils können die Ueberschriften solcher Abschnitte dienen, welche der Persifflage am meisten Raum geben würden. So hat der Abschnitt, welcher den Aufenthalt des Parzival bei Gurnamanz enthält, die Ueberschrift: „Hie kam her partzival zu gurnamantz von grahars den hertzogen der lerte in witze." Der entsprechende Abschnitt im Simplicissimus, worin der Aufenthalt des Simplicissimus bei dem Gouverneur in Hanau dargestellt wird, zerfällt in 30 Kapitel mit Ueberschriften, und geht von Buch 1 Kap. 18 bis Buch 2 Kap. 14. Von diesen Ueberschriften werde ich diejenigen mittheilen, welche noch am meisten anzuklingen scheinen könnten:

Buch 1. Kap. 25: „Dem seltsamen Simplicio kommt in der Welt alles seltsam vor, er hingegen der Welt auch."

Buch 2. Kap. 3: „Der andere Page bekommt sein Lehrgeld und Simplicius wird zum Narren erwählt.“
Kap. 6: „Simplicius kompt in Himmel und wird in ein Kalb verwandelt.“
Cap. 7: „Wie sich Simplicius in diesen bestialischen Stand geschickt.“

Doch das wird genügen.

Wenn nun Passow im Simplicissimus den Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sieht und sein Wesen in eine Persifflage der verschiedensten Schwachheiten des deutschen Volkes, in einen mit scherzhaften Waffen geführten Kampf für den schlichten gesunden Menschenverstand und für einen unverkünstelten aber aufrichtigen Glauben setzt, und die Einkleidung der im Eulenspiegel und Simplicissimus gleichartigen Grundgedanken näher so angiebt: „ein reiner ursprünglich gutgearteter Naturmensch — eine Art des jetzt so beliebten deutschen Michels — wird ohne allen Anhalt in eine verkünstelte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert, aber nicht um mit derselben auf Leben und Tod zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstrebender Elemente, fortwährend in die lächerlichsten Situationen, dann und wann aber auch in ernstere Verlegenheiten zu gerathen“ —: so macht damit Passow für den Simplicissimus Nebensächliches zur Hauptsache, ganz abgesehen davon, wie diese Darstellung für den Eulenspiegel passen dürfte. Allerdings benutzte Grimmelshausen, dem „es wollte so behagen mit Lachen die Wahrheit zu sagen,“ und der dies sehr wohl verstand, vornehmlich den Eintritt des Simplicissimus in die ihm ganz unbekannte Welt, um den Zusammenstoß des schlichten Menschenverstandes und des ungekünstelten Glaubens mit der verderbten und verkünstelten Welt in heiterer oft lächerlicher Weise darzustellen, und die Gestalt des Simplicissmus, um mannigfache Schwachheiten des deutschen Volkes zu verspotten; allein das ist so wenig die Hauptsache und der Grundgedanke des ganzen Werks, als man mit Recht den Parzival, der auch anfänglich die Lehren seiner Mutter wörtlich in Erfüllung bringt, dadurch lächerlich wird und ernste Verlegenheiten hervorruft und somit mehr noch als Simplicissimus an Eulenspiegel erinnert, den Eulenspiegel des 13. Jahrhunderts nennen könnte. Der Kampf mit der Welt wird im Simplicissimus allerdings auf Leben und Tod gekämpft. Die Hauptpunkte in diesem

Kampfe und die Uebergänge vom Siege zum Unterliegen, vom Leben zum Tode und umgekehrt sind mit großer Selenkunde theils dargestellt, theils angedeutet. Daß dieser Kampf dem Grimmelshausen bei seiner Darstellung die Hauptsache war, ergeben unzweifelhaft die Worte, welche Grimmelshausen den Simplicissimus sprechen läßt, als ihn das „nosce te ipsum“ zu einem eingehenden Rückblick auf sein vergangenes Leben führt, Buch 5 Kap. 23, verbunden mit der Antwort, welche Simplicissimus giebt, als er aufgefordert wird von seiner einsamen Insel wieder in die Welt zurückzukehren, Buch 6 Kap. 27. Aus der ersten Stelle werden folgende Zeilen für den Zweck dieser Darstellung genügen: „da sagte ich zu mir selber, dein „Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Todt; deine Tage ein „schwerer Schatten, deine Jahr ein schwerer Traum.....: du bist „durch viel Gefährlichkeiten dem Krieg nachgezogen und hast in „demselbigen viel Glück und Unglück eingenommen.....: aber nun „du O mein arme Seel, was hastu von dieser ganzen Raiß zu wegen gebracht? Diß hast du gewonnen. Ich bin arm an Gut, mein „Hertz ist beschwerdt mit Sorgen, zu allem guten bin ich faul, träg „und verderbt, und was das allerelendeste, so ist mein Gewissen „ängstlich und beschwert, du selbsten aber bist mit vielen Sünden „überhäuft.....; Als ich nach meines Vattern (des Einsiedlers) seeligen Todt in diese Welt kam, da war ich einfältig und rein, auffrecht und redlich, wahrhaftig, demüthig, eingezogen, mässig, keusch, „schamhaftig, fromm und andächtig; bin aber bald boßhafftig ꝛc. „geworden,.....“

Die zweite Stelle beginnt mit den auch von Echtermeier in einer andern Beziehung angeführten Worten: „Mein Gott was „wollt ihr mich ziehen, hier ist Fried, dort ist Krieg; hier weiß ich „nichts von Hoffart, vom Geitz, vom Zorn, vom Neyd, vom Eyfer, „von Falschheit, von Betrug, von allerhand Sorgen beydes um „Nahrung und Kleydung noch umb Ehr und Reputation; hier ist „eine stille Einsame ohne Zorn, Hader und Zanck; eine Sicherheit „vor eitlen Begierden, eine Vestung wider alles unordentliches Verlangen; ein Schutz wider die vielfältige Strick der Welt und eine „stille Ruhe, darinnen man dem allerhöchsten allein dienen, seine „Wunder betrachten, und ihn loben und preysen kann ꝛc.“

C. Kläden.

VI.

Die Schönaunken.

Im Hüggel, einem berge zwischen den orten Ohrbeck und Hagen in der nähe von Osnabrück haben vor alters leute gewohnt, die man die Sgönaunken, Sgönhaunken oder Sgönunken genannt, ihnen aber auch wohl die namen Hünnerskes oder wilde gesellen gegeben. Sie haben sich in den im berge befindlichen höhlen aufgehalten, welche man die wünnerkesgätter, wüllekeslöcker oder wulweckerslöcker geheißen und man erzählt, daß diese sich noch weit von dem berge fort bis jenseit Osnabrück erstrecken, wo sie bei St. Gertruden wieder ans tageslicht führen, und man früher durch eine große thür, die jedoch jetzt durch davorgelegte große eisenstangen verschloßen ist, in dieselben hat hineingehen können.

Diese Sgönaunken nun haben den bewohnern der umgegend allerhand geräthe geschmiedet, namentlich pflugeisen und brandröste, und die waren so vortrefflich, daß gar kein vergang an ihnen war, und viele leute noch dergleichen bis auf den heutigen tag aus alter zeit haben, denn jetzt schmieden die Sgönaunken nicht mehr. Dabei ist noch merkwürdig, daß alle diese brandröste einerlei form haben; sie bestehen nämlich aus länglichen dreifüßen, die an der spitzen seite eine handhabe in der gestalt eines sitzenden hundes haben und dazu dienen das holz auf dem heerde hohl zu legen.

Man erzählt nun, daß die Sgönaunken unsichtbar gewesen, und daß wer ein geräthe von ihnen hat haben wollen, seine bestellung habe auf einen zettel schreiben und diesen auf einen vor der höle stehenden tisch legen müßen, dann habe er das bestellte am andern tage gefunden, aber auch den preis dafür sogleich auf den tisch legen müßen*).

---

*) Vgl. Germania VIII, 217. Schwanensage 533. H.

Nun ist aber einmal ein Hüggelmeier gewesen, der bestellt bei den Sgönaunken ein pflugeisen und kommt anderen tages hin um das bestellte zu holen, findet es auch, setzt sich aber statt zu bezahlen auf den tisch und „måket sin behoves.“ Das ist ihm aber fast übel bekommen, denn als er sich eilig auf seinem pferde davon gemacht, ist es ihm in gestalt eines glühenden rades, andere sagen wie ein glühendes pflugeisen, nachgeeilt und er hat nur mit mühe und noth noch seinen hof erreicht, wo in dem thorpfosten noch lange nachher die stelle sichtbar gewesen, an welcher das glühende rad oder pflugeisen hinter ihm hineingefahren. Als er aber in seinem hofe gewesen, hat er draußen eine stimme gehört, die hat ihm nachgerufen, das solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten. Und so ist es auch gekommen, denn es hat den Hüggelmeier und seine nachkommen viel unglück in der wirthschaft befallen; aber jetzt müßen sie wohl über den neunten hinaus sein, denn jetzt geht es ihnen wieder gut.

In Sutthausen bei Osnabrück ist auch einmal ein herr von Stahl gewesen, den hat die neugierde getrieben, zu wißen wie es in der höle aussehe, darum hat er am eingang der Wulweckerslöcker eine schnur befestigt und ist nun hineingegangen. Wie er aber schon tief drinnen gewesen, ist die schnur gerißen und er ist lange darin umhergeirrt, bis er endlich, wie einige sagen, eine große rüde erblickt hat, der ist er nachgefolgt und in große räume gekommen, wo stühle, bänke, tische und allerlei geräthe an den wänden umherstanden, auch oben an der decke ein gewaltiger eisenstein an einem dünnen faden hing. In dieser höle aber saß eine alte und spann und zu ihren füßen lagen zwei große schlafende doggen; als diese nun den herrn von Stahl erblickte, trat sie auf ihn zu und warnte ihn, die doggen ja nicht zu wecken, sonst würden sie ihn zerreißen; darauf aber hat sie ihn wieder aus der höle herausgeführt und er hat der kirche zu Hagen für seine glückliche errettung zwei wiesen geschenkt, weshalb noch allsonntäglich für ihn dort gebetet wird.

Andre erzählen, der herr von Stahl habe, als er so in der höle umhergeirrt, gelobt alle morgen vor sonnenaufgang unserem herrn zu füßen zu fallen, und da habe er glücklich den ausgang gefunden; noch andere sagen, er habe gelobt, von jedem bäcksel, das auf seinem gute gemacht würde, ein brot den armen zu geben, und so sei er denn glücklich aus dem berge gekommen. — Es wird auch noch er-

zählt, im besitz der familie von Stahl sei auch noch bis auf den heutigen tag eine silberne kanne, die ihnen die Sgönaunken geschmiedet hätten, und diese soll die jahreszahl 1500 tragen.

Ein bauer aus Ohrbeck erzählte auch von nur einem schmied im Hüggel, der sich unsichtbar machen können und das bestellte geräthe gegen zahlung auf den vor der höle befindlichen tisch gelegt.

In Sterlebrink kam einmal eine frau in die wochen und ging ehe sie ihren kirchgang gethan aus; da ist sie plötzlich in die höle im Hüggel geführt worden und hat dort rüden säugen müßen, so daß, als sie wieder herauskam, ihre brüste so lang geworden waren, daß sie sie hat über die schultern schlagen können. Bald darauf sind auch die Sgönaunken zu ihr gekommen und haben von ihr zwei tonnen butter verlangt, denn wenn sie die nicht erhielten, so müße sie täglich wieder in den Hüggel und rüden säugen. Da hat sie das verlangte denn eilig hingeschafft, um nur von der furchtbaren strafe loszukommen.

Die Sgönaunken haben auch oft den leuten der umgegend die kinder vertauscht und die ihrigen statt derselben hingelegt, hat man diese aber zum sprechen bringen können, so haben sie sie wieder wegholen müßen. Das ist auch einmal einer frau begegnet, die hat gar nicht gewußt, wie sie das wechselbalg zum sprechen bringen könne, da hat ihr einer gerathen, sie solle eierschalen auf das feuer setzen und darin brauen. Das hat sie denn auch gethan, und als die schalen nun über dem feuer gestanden, hat sich das kind erhoben und gesprochen: „Siebenmal hab' ich den Bremer wald abbrennen sehn und habe solch brauen noch nicht gesehn!" und kaum hat es das gerufen, da ist auch ihr kind schon wieder dagewesen und das wechselbalg verschwunden.

Oft sind die Sgönaunken auch, wenn die leute abends den brotteig eingesäuert, in der nacht gekommen und haben ihn geknetet, so daß man am andern morgen alles bereit gefunden. Das ist auch mehrmals auf einem bauerhofe geschehn und der knecht hat sich deshalb einmal abends hinter dem troge versteckt, da sind denn zwei Sgönaunken gekommen und haben angefangen zu kneten; mitten in der arbeit hat der knecht aber eine bewegung gemacht, da hat der eine gesagt: „'t wegget sik," aber der andre hat geantwortet: „kell men tau, kell men tau!" (knet nur zu!) Als das der knecht ge-

hört, ist er mit einem knüppel hervorgesprungen und hat sie fortgejagt, und seitdem sind sie nicht wieder gekommen.

Witte wîwer.

Aus Riemke bei Bochum.

Am Tippelsberg bei Riemke liegt ein einzelner bauerhof, auf dem zur zeit der bauer Thiem wohnt, und unmittelbar an dem gehöfte desselben liegt eine etwa zwanzig fuß tiefe senkung, in welcher ein schöner klarer quell entspringt, der rings von dichtem gehölz umgeben ist. Diese senkung nennt man die witte wiwerskûle und erzählt, daß hier vor zeiten die witten wîwer gewohnt, die sich auch je zuweilen sehen laßen.

So wird namentlich erzählt, daß einst vor langen jahren auf dem hofe des bauern Stimberg zu Riemke einer der vorfahren des jetzigen besitzers gewohnt, dessen frau einmal, nachdem sie im kindbett gelegen, ausgegangen sei, bevor sie ihren kirchgang gehalten. Das ist ihr aber übel bekommen; denn als sie kurze zeit darauf eines abends am feuer saß, sind plötzlich zwei witte wiwer hereingetreten, haben sie mit gewalt fortgeschleppt und mit sich in ihre höle entführt. Als sie dort mit ihr angekommen, haben sie ihr verboten jemals aus der thüre zu sehen, denn sonst würden sie ihr den hals brechen. Das hat sie auch sieben jahre hindurch geduldig getragen, aber da hat sie doch, als die witten wîwer einst abwesend waren, ihre sehnsucht nicht länger bezwingen können und hat die thüre aufgethan. Wie sie nun da heraustritt, läutet gerade die glocke zu Bochum, und da hat sie an dem ihr wohlbekannten klange sogleich gewußt, wo sie war und ist hinabgeeilt nach Riemke zu dem hofe ihres mannes. Der hatte aber indessen, da er seine frau längst todt geglaubt, eine andre gefreit, und wie sie ins haus getreten, hat sie solche gesehen und sich schweigend an den heerd gesetzt. Als aber die kinder ihrer dort ansichtig geworden sind, haben sie sie bald erkannt und sich schmeichelnd an sie gedrängt, die stiefmutter aber hat ihnen geheißen von ihr wegzugehen, da das fremde weib sie nichts anginge. Da hat sie nicht länger an sich halten können und hat gesagt: „wohl gehen sie mich mehr an als dich!" und grade in dem

augenblicklich ist ihr mann ins haus getreten, hat sie freudig wieder erkannt und nun die erste frau sammt der zweiten im hause behalten. So hat sie denn noch einige jahre ruhig und zufrieden bei ihm gelebt, hat aber nie eine andre speise als „**möre äppel**“ zu sich nehmen können.

Andre erzählen genau ebenso, nur mit dem unterschiede, daß sie sagen, sobald sie ans tageslicht hinausgetreten, sei die macht der witten wiwer über sie dahin gewesen und sie habe nun frei und ungehindert nach Riemke hinabgehen können.

Ein knecht von Thiem's hof hat einmal auf dem acker an der witte-wiwerskûle gepflügt und da es grade um die imtît (frühstückszeit) gewesen, hat er gerufen: „**wîwer herût, ik sin smächtich!**“ Sogleich hat ein tisch mit den herrlichsten speisen gedeckt vor ihm gestanden und er hat sich nicht lange besonnen, sondern tüchtig zugelangt und es sich wacker schmecken laßen. Zugleich mit ihm ist aber auch ein pferdejunge dort gewesen, der hat, als der knecht gerufen, gleichfalls geschrieen „**wîwer herût!**“ als aber die tafel erschienen ist, hat er nichts eßen mögen, darum ist er nach wenigen wochen gestorben.

Zwergsagen.

Etwa eine halbe stunde von dem dorfe Goldbeck, in der richtung nach Rinteln zu, befinden sich hölen in einem berge, in denen vor alter zeit die zwerge gewohnt haben. In der nähe des berges liegt der hof eines bauers, deßen heerde dort gewöhnlich zu weiden pflegte und da geschah es regelmäßig alle morgen, wenn der hirt am berge vorübertrieb, daß eine fremde kuh sich unter die heerde mischte, die so glatt und schön war, daß ihr fell wie gold glitzerte und glänzte, und wenn er abends wieder heim kehrte, verschwand sie stets in der nähe des berges. Eine zeit lang hatte er das so mitangesehen, aber endlich erzählte er es doch abends seinem herrn und der sagte: „Sie könnten dir wohl auch ein trinkgeld dafür geben, daß du täglich ihre kuh mit auf die weide treibst!“ Die zwerge, die sich, durch ihre nebelkappen unsichtbar, gern in der stube des bauers aufhielten, waren auch gerade da und hörten das, und als

nun der hirt am andern morgen wieder bei den zwerglöchern vorbeitrieb, fand er vor der höle einen groschen und so gings nun fort einen tag wie alle tage. Als das nach einiger zeit der bauer wieder hörte, sagte er: „können sie das, so können sie dir auch wohl ein frühstück geben!" und andern morgens, als er wieder bei dem berge vorüberkommt, findet er neben dem groschen einen schönen eierkuchen und den fand er nun gleichfalls alle tage dort. So ging es eine ganze zeit fort, bis der bauer mal hinausging aufs feld, um nach seinen erbsen zu sehen, da fand er denn zu seinem staunen alles von den zwergen zertreten und zerrauft und rief in seinem unmuth: „den schaden sollten sie mir auch wohl bezahlen oder lieber ganz und gar fort ziehn!" Kaum hatte er das gesagt, so rief eine stimme neben ihm, er solle den hirten zur höle schicken, dann werde alles bezahlt werden. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, ging schnell heim und schickte den hirten zur höle, der eine metze mitnehmen mußte, damit er das geld heimtragen könne. Als der aber an die höle kam, fand er vor derselben an der stelle, wo sein groschen nebst dem eierkuchen täglich lag, einen großen haufen pferdemist; den warf er mit dem maaße ärgerlich auseinander und ging nach hause. Als er dort ankam, warf er die metze zur erde und da gab's auf einmal ein klingen, wie lauteres gold und als er zusah, lagen ein paar blanker pistolen da. Schnell ist er zur höle zurückgelaufen um das übrige zu holen, aber als er hinkam, war nichts mehr davon zu finden.

Bei Alverdißen liegt ein kleiner busch, ehmals die Helle, jetzt der küsterbusch genannt, da haben sich vor alters unter einem steine zwerge aufgehalten. Nun ist einmal zu Alverdißen ein mann gewesen, der hat eine schuld von zweihundert thalern gehabt und hat nicht gewußt, wovon er sie bezahlen soll; da ist er in seinem kummer hinaus gegangen und ist von ungefähr auch an die Helle gekommen, und wie er so geht, steht auf einmal ein zwerg vor ihm, fragt weshalb er so traurig sei; da erzählt er's ihm; drauf sagt ihm der zwerg, er solle nur mit ihm kommen und so gehn sie zusammen fort bis zu dem steine, wo der zwerg verschwindet. Nicht lange aber, so ist er wieder da, hat die zweihundert thaler, sagt: „die will ich dir borgen, aber heut übers jahr, genau um dieselbe stunde, muß ich sie wieder haben; da komm her und rufe: „Anton," dann werde ich sie dir abnehmen!" der mann dankte freundlich und ging froh

nach Alverdißen heim; nach jahresfrist aber war er mit dem gelde pünktlich vor dem steine und rief: „Anton!" Ein weilchen hatte er so gestanden, da erschien ein anderer zwerg, der sagte ihm Anton sei todt, er solle das geld nur ruhig behalten und heim gehen.

Bei Holtensen unweit Pyrmont haben vor alters auch zwerge gewohnt, und da ists einmal geschehen, daß einer an dem zwergloch vorbeigekommen ist und einen zwerg stehen sah, der hatte eine große mulde mit gold, das worfelte er, als wenn es getraide wäre um es von der spreu zu säubern. Als das der mann sieht, tritt er zu dem zwerge heran und sagt zu ihm: „das ist hübsche arbeit, die möcht' ich auch thun!" Wie der zwerg das hörte und den mann erblickte, schrak er gewaltig zusammen, allein er faßte sich schnell und rief wie im höchsten schrecken: „sieh doch, Holtensen brennt ja!" Erschrocken wandte sich der mann nach der seite, wohin der zwerg wies, sah aber nichts und als er sich nun wieder umkehrte, waren zwerg und gold verschwunden.

Die Hollen.

Oberhalb Velmede an der Ruhr liegt unweit der einige hundert schritte aufwärts entspringenden Welskenbeke eine höle, welche man das Hollenloch nennt. Man erzählt, daß hier vor alters die Hollen gewohnt, die sich den leuten oft dienstbar und gefällig erwiesen, daß sie namentlich ihnen ihre braupfannen geliehen und zum dank nur eine kleine gabe von dem gebräu erhalten. Ein schäfer hat aber einmal die pfanne garstig verunreinigt und seit der zeit haben sie dieselbe nicht mehr ausgeliehen.

Die weißen jungfrauen am hohen stein.

Unterhalb Volmarstein am ufer der Ruhr liegt eine steile felswand, der hoge stein genannt, da laßen sich oft zwei weiße jungfrauen sehen, die wandeln, gewöhnlich vor mitternacht, schweigend am ufer der Ruhr hinauf bis zum Wietkamp, gehen dann wieder

hinab und verschwinden. So sah sie auch einmal ein hirt, der mit seiner heerde am Wietkamp lag und wie sie so dahin wandelten, hörte er ein gewaltiges raßeln wie mit eisernen ketten; nun war er aber ein übermüthiger gesell, nahm eine kuhkette hervor, raßelte damit und rief: „**dat kan ik wol bêter!**“ Das aber bekam ihm übel, denn augenblicklich stürzten die weißen jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das genick um.

Jäger Goi.

Der jäger Goi ist ein so leidenschaftlicher liebhaber der jagd gewesen, daß er selbst der hohen festtage nicht geschont und, als er einmal am stillen freitag auf der jagd gewesen und nichts erjagen können, gesagt hat, er müße heut noch ein wildbråt haben und sollte es ein hirsch mit einem kruzifix sein. Da ist ihm sein vermeßener wunsch sogleich erfüllt worden und ein schöner hirsch mit mächtigem geweih, und zwischen demselben ein kruzifix, hat vor ihm gestanden. Doch auch das hat ihn nicht wankend gemacht, er hat losgedrückt und das thier ist zusammengesunken. Als aber das blut aus der wunde geströmt ist, da ist reue über ihn gekommen und er hat es mit der hand zurückhalten wollen, aber nun ist es zu spät gewesen und er muß darum ewig jagen.

Zum andenken an die ruchlose that hat man ihn, wie er das blut mit der hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet und dies bild vor der stadt Recklinghausen aufgestellt.

Ärntgebräuche.

1. In der gegend von Werle hat man die sitte, daß wenn der roggen gemåht ist, man einen grünen baum, sei es nun eine weide, birke oder dergleichen, auf dem felde aufrichtet, welchen man den **Håkelmei** nennt. Ist dies geschehen, so schleichen sich die måher unbemerkt an den hof des bauers heran, stellen sich dort mit ihren sensen auf und fangen sie an zu streichen; sobald die wirtin dies

hört, muß sie ihnen ein maaß brantwein entgegen bringen, denn wenn sie es nicht thut, so ziehen sie in den garten und mähen dort den kohl oder kappes. Danach ziehen sie wieder hinaus aufs feld, und wenn dann die mägde die letzte garbe gebunden haben, so müßen sie den baum umreißen, der gewöhnlich möglichst tief und fest in die erde gegraben ist; hierbei dürfen sie sich jedoch keiner werkzeuge, sondern nur der hände bedienen. Sind sie hiermit, gewöhnlich nach ziemlicher anstrengung fertig, so ziehen sie ebenfalls zum hofe des bauers, voran eins mit einem grünen kranze, den sie an der harke trägt. Auch sie schleichen heran, allein die wirtin erwartet sie schon und hat zu ihrem empfange einen eimer waßer bereit, welches sie ihnen entgegensprützt; sie suchen jedoch deßenungeachtet vorzudringen und bemühen sich namentlich, ihr den grünen kranz umzuwerfen, und wenn ihnen dieß gelingt, so haben sie das recht, ihr mit der harke das haar zu kämmen. Beim letzten fuder wird dann der wagen grün geschmückt, der **håkelmei** wird hinten angebunden und muß nachschleifen und so gehts heim; auch hierbei muß der wirt ihnen ein maaß brantwein entgegenbringen. — Zu weihnacht oder fastnacht geschieht es endlich oft, daß mehrere bauern sich zusammenthun und einen picknick veranstalten, das nennt man den **håkelmei** verzehren, wie man überhaupt von allem, was auf die neige geht, die redensart hat: „nun gehts auf den **håkelmei!**"

2. In der gegend von Volmarstein an der Ruhr steckt man einen busch auf das letzte fuder, welchen man den **Hörkelmei** nennt. Dasselbe geschieht zu Velmede, wo man den busch aber wieder **Håkelmei** nennt und einen hahn oben drauf setzt.

3. In der gegend des lippeschen waldes zu Kohlstätt und Ahden, setzt man, wenn das letzte getraide eingefahren wird, einen hölzernen hahn auf das fuder, welcher vergoldet ist und allerlei frucht im schnabel trägt. Gewöhnlich wird er nachher vor dem hause aufgehängt.

4. Im Osnabrückschen, in der gegend von Bissendorf und Gesmold, bindet man, wenn der roggen abgemäht ist, zwei garben mit einem seile zusammen und giebt ihnen die gestalt einer puppe, diese stellt man darauf an dem einen ende der mandel aufrecht hin, die mäher und binderinnen strömen herbei und alles ruft jubelnd! **„de aule, de aule!"**

5. Wenn in der gegend von Bückeburg das letzte korn gemäht ist, werfen die knechte die kappen in die höhe und rufen:

Waul, Waul, Waul!

und setzen auch meist noch hinzu:

de N. N. sche Mäkens sind hauren!

6. Wenn der roggen im Braunschweigischen in der gegend von Saldern abgemäht ist, bindet man drei garben mit einem seile so zusammen, daß die ähren einen kopf und das ganze eine puppe bildet; das nennt man die junfer oder die kornjunfer.

A. Kuhn.

VII.

Ritter Mauritius von Craun

und

Gräfinn Beamunt.

Nachfolgende Erzählung ist der bekannten Ambraser Handschrift zu Wien (Nr. 73. gr. fol.) entnommen, in welcher sich außer der Gudrun 2c. auch die Erzählung von Meier Helmprecht und die Erzählung vom üblen Weibe (821 Reimzeilen) befindet, welche letztere der Custos der Ambraser Sammlung Hr. Jos. Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher für Literatur 1841. XCIV, S. 1—18. abdrucken ließ. Dieselbe Lebendigkeit, welche jene beiden Erzählungen auszeichnet, herrscht auch in der hier mitgetheilten, die in der Handschrift vom flüchtigen Rubrikator nach dem Inhalte von Z. 133—220 irrthümlich (oder gar absichtlich?) überschrieben worden ist **Von künig Nero ainem Wüett|rich der auch wie ein fraw | Swanger wolt ſein vnd ſein | müeter aúffchneiden lieſſe| von ſeins fúrbitz |** *); während nach der Einleitung (Z. 1—262), die vom Wandern und Wandeln der **ritterschaft** durch die Reiche der Welt (Griechenland, Troja, Rom, Kerlingen) anhebt, der weitere Text (Z. 263—1772) von der Minne der Gräfinn **Bêâmunt** (Beaumont: Z. 268) und dem Ritter **Mauritius** von **Êrûn** (**Eraun** 621, **Craun** 825, **Krawn** 272) handelt. Diese Namen deuten auf französischem Ursprung der Sage; auch fährt der Ritter mit seinem Walzen- oder Räderschiffe durch **Vrancriche** (756).

*) Vgl. Büsching's wöchentliche Nachrichten 1, 387.

Außer diesem Lande kennt der Dichter Kerlingen (258. 253. 278), in welchem die Erzählung spielt; von Sagen kennt und nennt er Karl (240), Oliver (242) und Ruolant (242); örtlich bezeichnet er Mas unde Rin (688), Schiffe von Cölne (641), Wein von Insprucke und Bozen (553), Wien (759), den beierischen schillinc (492), den lampartischen van (738), die Aerzte von Salerne (554), Rôme (106. 107. 113. 132. 133. 197), Rômære (108. 202. 229. 230. 232), Julius Cêsar (116) und Nêre (134. 150. 180), das Land ze Kriechen (9. 13. 27. 30. 79. 82. 114), Trôie (14. 34. 55. 69. 71. 199. 220), die Trôjære (42. 67), Ectôr, Pâris, Diephebus und Trôilus (20—22. 43. 46. 47), Bandaros und Eneas (50), Cassandra (1136), Cartago (1151), Dido (1152)*) Alexander (94). Er spielt weiter an auf das Bett, darin Frau Venus den König Salomon verwundet (1162—69), von dem von Veldeke meister Heinrich (1160) gedichtet habe**). Er bezieht sich ferner sinnig auf die Sage von Brandan (884) und das holz von Bulcânns (1122), auf die pfellel von Kriechen (1134), die Haut oder den Pelz des Alfurt (1147) von Maroch)1148).

Die in dieser äußerst lebhaft und gelungen durchgeführten Erzählung vorkommende Schilderung des durch versteckte Pferde- und Räderkraft fortgetriebenen Schiffes, das mit denen von Cöln verglichen wird (641), gemahnt an die in Grimm's Mythologie geschilderte terrea navis (S. 237), die in Ripuarien gezimmert, nach Achen, Maestricht, Tungern 2c. gezogen ward, wie noch im J. 1530 ein solches in Ulm vorkommt (S. 242).

Was den Reim des Gedichtes betrifft, so seien hier nur folgende Vorkommnisse hervorgehoben: 1) lich: sich (89. 823): mich (1185), esterich: sich (1177. 1547); huf: ûf (839: 40), rotten: galiôten (869: 70), naht: gedâht (1249); 2) naht: gemacht (1109), ahte: machte (835), machte: geslahte (1137), rehte: mächte (1739), gemachte: wachte (1559), machet: wachet (1439), brâhte: nâhte (1031); 3) man: quam (795. 919. 741.

*) Dieß wie im übeln wîbe (441), wo auch auf Tristan und Isolde (484. 486), Erek und Enik (414), Piramus und Tisbe (356), Walter und Hildegunde (306), Hildebrand (540), Dietlieb (696), Dietrich (260. 534), Wittich (258. 532), Asprian (157) angespielt wird.

**) Im übeln wîbe wird Parzival (410), Gamuret, Belican und Feirefiz (551) angezogen.

135. 179. 1496), quam: nieman (279), began: quam (7: 8. 953), vgl. quam: nam (1005); varn: arm (231. 574. 615. 1773), Erûn: rûm (826. vgl. 897), ruom: vertuon (721); 4) begunnen: verſunnen (109), drunder: kunde (843) u. ſ. w.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

Mauritius unde Beamunt.

Jr habet dicke vernomen und iſt ouch mit rede vür komen
von wærlichem mære, daz ritterſchaft ie wære
wert und müeze immer weſen. wir hœren an den buochen leſen,
wâ man ir von êrſte began unde war ſie ſider bequam.
Kriechen heizet daz lant, dâ man den liſt alrêrſte vant,
der ze ritterſcheſte gehœret. dâ wart ſie dô zerſtœret.
Ze **Kriechen** huop ſich ritterſchaft, dô ſie **Trôie** mit kraft
beſâzen durch ein vrouwen, dô mohte man wol ſchouwen
manegen **Kriechen** nâch ſage, die geliche wurben alle tage
umbe ritterlichen pris. **Ectôr** unde **Pâris**,
Elenus unde **Diephebus** unde ir bruoder **Trôilus**,
die küenen nôtveſten die werten den geſten
vor der mûre dicke ir velt und gâben ſolich widergelt
den hôchvertigen **Kriechen**, daz ſie tôten unde ſiechen
wider vuorten ze here. der **Kriechen** ſturm und der were
richet nie vür wâr, ſie bieten alſô manic jâr.
ich ſeitiu ouch wol vür baz von **Troie**. waz hulfe daz?
wir mügenz lâzen bliben ez kunde nieman gar geſchriben.
Dârês, der dô dâ was, der die naht ſchreip unde las,
waz des tages dô geſchach, als erz mit ougen ane ſach,
dem gebriſtet an dem mære, wie die **Trôiære**

3. Von warlichen mêren (: wêren). 5. mûs. 8. wo. 16. fehlt wol. 21. Eienus. 25. mauren. 29. Wider fûrten zu here. 31. Reichet nye fûr ware (:jare). 33. Ich ſagte auch... 37. D. der da w. 38. ſchrib. 42. Wie die Troyere.

warten ir urbôr, die wîle der küene Ectôr
lebte unde ir aller pflac; alſô aber Ectôr gelac,
dô ſwachet ir êre tegelîchen ſêre.
ſîn herze ir aller herze was. Bandaros unde Êneas
die wâren ouch dâ vorne ofte mit zorne,
dâ man heldes werc worhte. manec ſtrît âne vorhte
was vor Trôie dicke, daz man die ſwertes blicke
niht wol durchſehen mohte. ein zage dô wênic tohte,
dô die wîganden ûz vil manegen landen
muoſen zallen zîten an die burgære ſtrîten,
wan ſie wolten im tage. dô ſtarp vil maneger zage
von vorhten âne wunden, die er hât ze allen ſtunden.
dô Trôiære Ectôrn verlurn, den ſie ze trôſte al erkurn,
dô ſwachte Trôie alle tac, unz ſie wüeſte gelac.
ze Trôie geſchach wunder. daz iſt ein rede beſunder,
der ich gerne ein ende vunde mit worten, ob ich kunde.
dar umb ich ſie überhaben hân. daz iſt durch vreude getân.
Ritterſchaft mac ze merken ſîn (des wart zuo den Kriechen ſchîn),
wan dâ man ſie minnet. der ſie vliehen beginnet,
den vliuhet ouch ſie zehant. alſô tet der Kriechen lant.
dô ſie des ſchaden dâ verdrôz, dô wart ir daz lant blôz.
Ritterſchaft und êre die muoz koſten ſêre.
daz iſt ein ſite unmâzen alt, der doch nie alters enkalt.
er niuwet aller tegelich unde breitete ſich
wîten in dem lande. Êre unde ſchande
vluhen einander, biz der biderb Alexander
der Kriechen lant betwanc. daz verlurn ſie âne danc.
des was ir bôsheit ſchult — — — — — —
deiſt doch ein ungelîchez leben. man gap in (ê), nû muoſens geben.
von den moht man gern êre hân. ſie lônet âne valſchen wân.

---

43. VVaren Ir vrbar. 44. Die weyl Ector. 60. Ans manigen lannden. 61. Muſtn zu allentzeiten. 63. im tage. 66. hat. 80. vehen. 81. flewhet. 87. ſit vnd maſsen. 90. Vnd bereitet ſich. 91. VVeyt im lannde. 93. Flyebent. 94. VVas der bidere Alexander. 95. lande. 97. Das was. 98. fehlt. 99. Das iſt. 100. Man gab, In nu mueſsen Sy geben.

Ez was dô mit kreften noch von hêrſcheften
dehein ſtat in den rîchen, diu Rôme mohte gelîchen.
Rôme was diu mære. die ſtolzen Rômære
ritterſchaft begunnen. zehant ſie ſich verſunnen,
waz guoter vreude dar an lac, diu bezzeret ſich alle tac.
ze Rôme ritterſchaft beleip, dô man ſie von Kriechen vertreip.
zehant dô ſie was komen dar, Jûlius Cêſar
der enpfie ſie ritterlîche nnd twanc elliu rîche,
daz im dienten diu lant. ein lop erkôs ſîniu hant,
daz er immer mê hât, die wîle diſiu werlt ſtât.
Swen ſô lêret ſîn muot, daz er gernez beſte tuot,
dem gelinget onch dar an. ſô iſt vil maniger man
in der werlte, den ich ſihe, an den êren als ein vihe.
waz ſol dem ze lebene? der verſwendet vergebene
beidiu gnâde unde rât, den got der werlte gegeben hât.
Rôme ſtuont mit êren biz an den künic Nêren,
der ſider überlanc quam. der was ein harte übel man,
wand erz allez volbrâhte, daz im daz herze erdâhte,
ez wære übel oder guot. ſwaz im geriet ſîn übel muot,
des kunde in niht erwenden, mit werken muoſerz enden.
er liez im tuon als einem wîp und het ouch man vür wîbes lîp.
vernemet wie er einen tac alles denkende lac,
wie einem wîbe wære, die trüege und kint gebære.
des wundert in ſêre. dô ſante künic Nêre
einen boten drâte nâch ſînem arzâte.
er ſprach „mit ſwelhen ſachen wiltû an mir gemachen
daz ich ein kint gewinne? nû kêre dîne ſinne
dar an. des wirt dir michel nôt oder dû muoſt kieſen den tôt."
Des antwurte im der arzât „es wirt harte guot rât:
ich verende alle dîne bete" und gap im pulver, daz dô krete

110. Zehannt als Sy s. v. 115. was fehlt. 120. ſein hannd. 123. Wenn ſo. 125. ouch fehlt. 128. On Eere. 140. übel fehlt. 141. Des k. m. n. erw. 142. Er muſt es mit wercken enden. 143. beybes leyb. 150. Do ſanndt der k. N. 157. Davan. 162. Vnd gab Im ein pollier daz da kræte.

wnohs in ſinem magen. dô begunde der künic tragen
ein harte ſwære burde. wie er ir âne wurde?
dô diu krete in dem man groze wahſen began,
dô gelichte er einem wibe vornen an dem libe.
dô gerou in alle ſtunde, daz erz ie begunde.
er vorhte daz ungemach. zem arzâte er dô ſprach,
daz er dem kinde werte, in von der ſühte nerte.
dô tet er als im geboten was und half im, daz er genas
unde wol dâ von quam. Nêre was ein grôz man
mit michelme gebeine und ſin muoter kleine.
dô wundert in alle zit, wâ in ir diu ſtat ſô wit
an deheinem ende wære, dar ûz ſie in gebære.
des wolte er niht erwinden, er müeſe ouch daz ervinden,
und hiez ſie zerſnieden. daz muoſe ſie liden
durch ſin bœs gelüſte. er ſach under die brüſte
und al den lip hin zetal. Dirre wunder âne zal
der künic manegez begie. vernemet wie erz anevie,
daz er Rôme zebrach. man ſeite im, waz dâ vor geſchach
ze Trôie, dô man die gewan. dô beſante er alle ſine man.
den klagte er ſiniu mære „mir habent die Romære
ſo vil ze leide getân, daz ich niht wol mac gelân,
ich ſchaffe daz ſie müezen mir mit ſchâden büezen.
wer hulfe rechen miniu leit, ich gæbe im ſicherheit,
daz ich in endeliche gewaltic unde riche
mache, ê ich erwinde.“ Dô huop ſin geſinde
an die hêrren von der ſtat, als ſie der künic Nêre bat,
einen ſtrit grôzen. dô hiez er ane ſtôzen
daz viur an manege ſtrâzen. die grôzen unmâzen
begienc er daz er geſæhe, waz ze Trôie geſchæhe.
Rôme wart wüeſte durch nôt. die vrumen lagen alle tôt,
die beidenhalben wâren, daz noch an tûſent iâren
gewahſet in ir lande ſô manic man ân ſchande,
als ez an den ziten was. noch geſiht manc palas

166. VVie leicht Er Ir ane wurde. 176. Vnd In. 177. als Jm was. 184. VVo. 189. Vnd ſyeſs. 194. Der w. a. z. 207. hilſfet. 208. gebe. 211. Machen wil. 212. Da hub ſich ſ. g. 214. Nere fehlt. 218. Die groſse eben von maſsen. 224. Das noch an tauſent Jaren. gewachſet mir lannde. ſo manig man on ſchande als es an den zeiten was. 228. N. geſihet man manig P.

ze Rôme nimmer deheinen man. Rôme ganz alſô verbran.
dô muoſe ritterſchaft varn von Rôme, wande ſie was arm
lîbes unde guotes und wart ir hôhes muotes
beroubet als ein weiſe von der grôzen vreiſe.
Mit jâmerlîchem dingen kom ſie ze Karlingen
und was dâ lange nôthaft, biz aber Karl ſider mit kraft
begunde twingen diu lant. Oliver unde Ruolant
die kurn ſie ze geſellen durch ir baldez ellen
und pflâgen ritterlîche. des wart ir lop vil rîche.
dô daz lantvolc geſach, welch êre diſen zwein geſchach,
dô tâten ſie ouch nâch in. ſus hnop ſich ir aller gewin.
Ez ſtêt dehein lant baz ze vreuden, dâ ie man geſaz,
danne Karlingen tuot, wan diu ir ritterſchaft iſt guot.
ſie iſt dâ wert unde bekant. ſich hât ſider manc ander lant
gebezzert durch ir lêre an ritterſchefte ſêre.
ſie dienent harte ſchône den vrouwen dâ nâch lône,
wan man lônt in baz dâ danne niendert anders wâ.
Dâ was ein ritter, deiſt niht lanc, der karte allen ſînen gedanc
an einer vrouwen minne und rieten im die ſinne,
daz er diente zaller ſtunt der grâvinne von Bêâmunt,
wand er deheine werder vant. Mauritius iſt er genant.
der lop nie von im geliez. Erûn ſîn hûs hiez.
der was er dienſtes bereit vil manegen tac mit ſtæteheit.
turnieren unde geben was allez ſîn leben
âne lôn vor allen dingen, wand er ze Karlingen
turnieren in die marke quam. dô was wederthalben nieman,
ders lîbes baz tæte und des dicker prîs hæte.
er was ſchœne und wolgezogen und aller dinge unbetrogen,

---

230. Rome fehlt. 233. Leybes vnd des g. 241. B. bezw. die lanndt. 242. Olofer vnd Rulandt. 243. Ze gellen. 253. yeman. 254. VVan die iſt Ir R. g. 255. So iſt. 261. VVann da lonet man In bas da. 263. des iſt nit lang. 264. Kurte. 269. werdere. 272. Krawn. Siehe 621. 825. 273. er fehlt. 279. kan. 280. wederthalb. 281. Des l. b. tette.

hövifch unde wife. des ftuont er ze prîfe
und muofe wol gevallen durch reht den liuten allen.

Dô fîn dinc fô wol ftuont, dô tet er als dicke tnont
werde liute wol gemuot, die minnent unde nement verguot,
waz in dâ von widervert. daz ift aber denne ir wert.
fwer ftætecliche minnet, vil der gewinnet
beide fchaden unde arbeit. hilft aber im fîn ftætecheit
daz er lônes wirt gewert ,ob ers mit triuwen hât begert,
fô wirt es alles guot rât. fwaz er dâ von erliten hât,
daz ift im füez unde guot, wand im vil felten wê tuot
diu riuwe, daz ers ie began, wand er wirt lônes rîche
man.

Nû fprichet maniger hie bî, fwaz lebendigs ûf der erde fî,
daz fî wilde oder zam, daz müeze fîn gehôrfam
dem man und finem lifte. daz meint ouch ich, ê'ch wifte,
daz des niht wol fîn mac. minne twinget funder flac.
einem man noch baz an ftât denne daz ein keifer tât.
fus twanc ouch difen man ein wân daz er muofe tuon unde
lân,
waz im diu minne gebôt, ez wære gemach oder nôt.

Wer minne rehte erkennet, der weiz wol daz fie brennet
daz herze in dem bluote. dem ift nôt der huote,
wie er fich vor fchaden beware. fwaz im fchaden wider-
vare,
des lâze er im fîn als ein hâr. ir fult wizzen daz vürwâr,
daz man mac vil felten mit fpareu êre gelten,
wan des muote niemen, der nû lebe. fchade ift minne rât-
gebe.
daz er âne fchaden minne, ez fîn vil guote finne.
fwer fich an minne wendet, ob er fîn dinc verendet
daz ez im ergê ze heile, der vüere ftæte veile,
biz er fie dar zuo bringe, daz im von ir gelinge.

Wer minnet unde minne hât, dem wil ich geben einen rât,
daz er unftæte vliehe und fich an ftæte ziehe.

---

285. Hüpfch. 286. Vmb des. 287. muffe. 301. ot ftatt es? 311. vnd 316. Denn ein k. t. 317. Alfo. 321. W. die m. 337. Daz Es Im Irr gee ze hayle. 344. ftette.

ſô beladet er ſich vaſte mit einem ſüezen laſte
und endet allez, daz er wil. unſtæte iſt in der werlte vil.
ſwen din beginnet lieben, den gelîche ich den dieben;
als man den einen henket, der ander's niht gedenket
daz er durch daz lâze ſîn ſtelen oder mâze.
ſwie dicke ein nnſtæter ſiht, daz eim ſtætem wol geſchiht,
eiſt im als in daz mer ein ſlac, wanz im niht lieber weſen mac.

Ich mehte iu vil hin abe ſagen, ich muoz ein ander dinc klagen.
ein vinr in der werlt vert, daz guoter minne vil verhert.
daz iſt ein ſchade ân êre. nû bitet daz ſie bekêre
dâ von unſer heilant. ich ſagiu, wie ſie ſint genant:
Üppic unde Irre. daz in got der guote wirre,
wan ſie verderbent ſich dâ mite. vür die bœſen ich nihtes bite:
die tuon als ir reht ſî. wer in iſt dnrch nnſtæte bî,
die heize ich niht unreine. ſie ſint aber noch baz gemeine
nnd üppiger alle zît, wan ſie nimet unde er gît.
ich tæte ouch durch miete, daz mir nieman geriete,
ſolt ich dar umbe geben guot. daz ſelbe ouch ein wîp tuot.
ſie machet nôtturft balt. ſô iſt ir laſter zwivalt.
der mit güete laſter gilt, diſen market maneger ſchilt.
deiſt reht, wand ez iſt miſſetât, wer êre durch gelüſte hât.

Maneger man hât ſolhen ſite, ê er durch ein guot wîp lite
eineger leie ſwære, daz er ſie alle verbære.
der ſelbe man iſt âne ſin und hât verluſt vür gewin.
ich zalte zuo gewinne, wen ich vorderliche minne
von dienſt oder êre durch mîn heil erwurbe rehte lônes teil.
daz ſelbe ſpriche ich an mich. vil tugentliche kunde ſich
her Mauritius bewarn. durch daz muoze im widervarn
êre von guoten wîben. bî den wolt er belîben.

Der bœſen lôn iſt kleine. er welte ûz allen eine

352. anders. 362. Die gute mynn vil verhert. 368. Das Sy got den guten fûere. 384. D. marck maniger ſchiltet. 389. Ainicherlay schwère. 391. fehlt man. 398. kûnde ich. 400. mus. 404. Wellet.

und diente der vil manegen tac. wer dienet unde gedienen mac,
der diene, ſô ez . . . tuge und daz man im gelônen muge.
al ſolhen lôn gebent bœſiu wîp: ſie machent ſêle unde lîp
dem man vil dicke unmære und maneger vreuden lære.
diu guoten gebent hôhen muot. ir lôn iſt êre unde guot.
den ſol ze rehte ein ſælic man dienen, derz getuon kan.

Her Mauritius der ſtæte, ſwaz der gedienet hæte
ſîner vrouwen zallen zîten, doch muoſe er lônes bîten
von ir unz an die ſtunde, daz er zwîveln begunde.
dô wart ſîn vreude kleine. er lac eins nahtes eine
und gedâhte an ſîn arbeit. er ſprach „alſô mir iſt leit,
daz ich ie wart geborn. ſol ich gar haben verlorn
mîn gedinge, ſô 'ch ie hâte? ſie lônet mir ze ſpâte,
der ich vil gedienet hân. diu wil es niht verguot hân.
des mac ich nimmer werden vrô." alſô ſprach er abêr dô
„ich bin des niht wol bedâht. dieneſt hât mîn lop brâht
von lande ze lande, da man mich vür guot erkande.
ſus lônet mir diu vrouwe mîn. waz lône mohte bezzer ſîn?
ouch muoſt ich kumber lîden. wie moht ich daz vermîden?
dan wer nâch êren wil ſtreben, er mac gemache ûf geben."

„Doch ſol ein man gedenken, ob er ſorgen wil entwenken,
wie kumberlîche ez umbe in ſtât. ez wirt noch alles guot rât.
der gedanke iſt vor ſwære der beſte ſchermære.
ez ſchînet wol daz ich tumbe bin. mîn zît gêt hin âne ſin.
got weiz wol daz nieman wart alſô ſêre geharnſchart,
als ich bin und ſage iu wie. ich minte ſtæteclîchen nie,
diu mich dâ wider vêhet. ich hân ir vil gevlêhet,
ſô vindich niht wan dreuwen. wie möhtich mich ir vreuwen,
ſît ich die nôt vor mir weiz, daz ich weder lôn noch geheiz
nimmer vinde von ir, durch die ich elliu wîp verbir.

---

408. Vnd da. 409. All ſölhe lone. 411. Den mannen. 417. der gute ſtate. 422. Zweyſl. 439. Sunſt. 452. Niem zeit. 454. So ſere geharmſchart. 456. mynnet.

ich diene unde wirbe, biz ich gar verdirhe.
daz iſt ein kumberlichiu nôt. mir tæte baz ein ſanfter tôt,
dan ich ſus gebunden müeſe weſen. ſie iſt, von der ich muoz geneſen
oder lônes ſiech belîben ân ſie von allen wîben."
Er dâhte ſus an ſîner klage „waz hilfet daz ich immer trage
ſô ungevüegen kumber. ich bin deſte tumber.
wer ſich aber ſorge hât gewent, ez gewirret niht ob er ſich ſent.
daz ſelbe iſt ouch mir geſchehen. ich muoz von wârheite jehen,
daz mîn herze was ie umbe daz ſorgen ein wol gevüllet vaz
und mir leide nie gebraſt. vreude was mir ie ein gaſt.
mîn herze iſt vreude noch ein maget, wan daz mir dicke iſt vor geſaget
waz die liute an vreude bræhte. wan ich dar an gedæhte,
ſô hæte ich gerne alſam getân. mîner ſorge, der ich tûſent hân,
der machte ûz einer ie diz dinc ein beieriſchen ſchillinc.
Wie möcht ich mich der gar erwern, mîn vrouwe welle mich ernern.
ez iſt ir miſſewende. gibt ſie mir niht ein ende,
ſô wil ich aber ir geben umbe den tôt mîn leben.
ouch wil ich ê verſuochen, ob ſie welle geruochen,
daz ich immer werde erlôſt. getrœſte mich ir süezer trôſt,
ſô wære ich endelîche immer vrô unde rîche.
nû muoz ich mich verſehen, als mir iſt ê geſchehen,
gelebich immer den tac, daz ich wider ſie geſprechen mac,
daz mir mîn dieneſt gilt zins herten zorn als ein vlins,
des hât mîn gelücke wider ſie müelîche dücke.
diz iſt ein ungeloube, daz ich mich trôſtes roube,
unde vil unwîſer rât, daz ich gelücke miſſetât
zîhe, daz ich noch vor mir hân. hæt heil baz zuo mir getân,

469. ſunſt. 473. ſein klag. 477. aber ſorg. 498. gewirct. 480. zehen. 481. ie fehlt. 485. ein fehlt. 486. vor iſt. 488. brâchte: gedêchte. 491. Der machet uns aines ye dicz ding. 517. zeyhen.

ſô hætes halbez mich vermiten, daz ich ſus gar hân erliten.
ſie bedenket ſich vil lihte baz." ô wê möhte ich wizzen daz,
næme er danne ir war. ûf diſen zwivel kom er dar.

Als ſchiere er ſie ane ſach, vernemet wie im dô geſchach:
an ſiner varwe vorhte ouch bleiche rœte worhte
und vergie aber diu gar. harte miſſelîche var
wart er, ê er vunde, dehein wort er kunde
geſprechen klein oder grôz, daz es die vrouwen verdrôz.
ſie ſprach „wie gehabet ir iuch ſô?" „Vrouwe, ich bin unvrô."
„War umbe ſult ir es niht ſagen?" „Vrouwe, ich muoz ez tragen."
„Sprechet, waz iſt iu getân?" „Vrouwe, ſol ich urloup han?"
„Dô ſprechet, ritter, waz iu ſî." „Vrouwe, ich bin ſælden vrî."
„Daz mac iu vil leit ſin." „Ez iſt ouch, vrou künigin."
„Gewirret iu aber iht mê?" „Jâ, vrouwe, mir iſt wê."
„Wâ?" — „Allenthalben." „Sô ſult ir iuch ſalben."
„Jch enmac noch enkan." „Nû ſit ir doch ein ſtarker man."
„Vrouwe, min kraft iſt zergân." „Welt ir minen rât hân?"
„Jâ, vrouwe, gerne." „Sô komet ze Salerne.
Sol iuwer immer werden rât, dâ iſt ſô maneger arzât,
ſie nerent iuch, ſolt ir geneſen. des muget ir wol ſicher weſen."

„Vrouwe, lât diſen ſtrit. des iſt mir nôt und an der zît.
ir wizzet vrouwe, daz ich bin von iuren ſchulden âne ſin,
unde roubet mich dar nâch an miner vreude deiſt ein ſlac,
den ich vil dicke ſchouwe. mînes heiles vrouwe
genâdet mir, des iſt mir nôt, oder ich muoz kieſen den tôt.
ich wil von iu ze lône hân den tôt oder gewiſſen wân.
alſô bin ich her komen. nû hæt ich gerne vernomen,

---

523. Nêm Ee d. 528. Auch plaiche rote worchte. 538. ez fehlt. 541. fehlt ritter. 549. Ich mag noch kan. 561. Ir wiſſet daz ich bin. 563. Vnd raubet m. d. n.

war ich ſîn ſolde varn, ûz der mâzen rîche oder arn."
Dô ſprach diu vrouwe wider in „ob ich niht diu ſchuldige hin,
ſô wil ich mich doch ſchuldig gehen. ir haht mir allez iuwer leben
gedienet wol und alſô vil, daz ichs iu gerne lônen wil.
ê daz ich langer wære iures heiles kamerære,
ſô wizzet daz ich tæte, des ich immer ſchaden hæte.
daz iſt mîn wille manegen tac. ich wil iu lônen, als ich mac.
durch guot miete liebe wirt ſtæter man ze diebe.
alſô muoz ich immermêre durch dienſt ez wâgen ſêre,
des mac dehein rât ſîn. dû biſt mîn und ich bin dîn"
ſprach diu grâvinne. „durch geſellicliche minne
ſô tuo ein dinc durch mich. ich verdiene ez immer umbe dich."
Er rebeit kûme, waz ſie bat. „Einen turnei vür die ſtat,
daz ich den eine hie geſehe. nû vüege daz ez ſô geſchehe,
wand ich geſach deheinen nie. wis ouch dû, mîn ritter, hie.
ich wil dir lônen, ob ich kan." Dô wart er ein vrô man.
ein vingerlîn kleine mit einem guoten ſteine
zôch ſab der hant, dazz nieman ſach. hern Mauritien ſie ez ſtach
an ſîner vinger einen. diu vrouwe ſolte meinen,
daz ſie in zeichente mite nâch geſellecliches wîbes ſite.
urloup nam er ze ſtunt. ſie kuſte in an ſînen munt
und hiez in gote enpfolhen varn. ûf huop ſie ir ſûber arn,
mit grôzer liebe in umbevie. von der vreude an im zergie
beide ſorge und arebeit und waz er ie durch ſie erleit.
Mîn her Mauritius von Crûn gewan manige garzûn,
die diſen turnei ſchrîten in den landen wîten.
nû ſeitich iu, kunde ich, wie er dô bereite ſich.
er hiez ein ſchef machen von wunderlichen ſachen.
daz ſolte gên âne wer über velt als ûfem mer.

573. Wo. 576. Ob fehlt. 577. So wil ich mit ſch. g. 587. D. gůte miete liebe. 590. dienſtes. 592. vnd ich dein. 595. Er erbeitet. 598. In einen. 600. alſo. 608. Herr M. ſûeſs ſtach. 609. An ſein v. e. 611. z. miete. 621. Eraůn. 622. manigen. 623. ſerieten. 630. auf einem m.

daz wart durch wunder getân. des scheffes meister muose hân
vil grôz guot unde wîsheit. ez wart allez bereit.
Vernemt, in welher ahte er daz schef machte.
kundich ez iu gesagen: ein gestelle daz was als ein wagen
lîhte getræmet und als ein schef geschræmet,
daz ze **Colne** solte vliezen. bûwen unde besliezen
hiez ez der meister zehant alumbe an ietweder want.
dâ borte man dannoch durch die büne manic loch.
dâ solten sper inne stên, als daz schef wec solte gên.
dô daz bereit was alsô, dô machte er zehant sô
umbez schef einen ram. daz was gestellet alsam
mit grôzer unküste und doch ûf ein gerüste,
daz man ez ûf schiben abe wege solte triben.
Hin ze lande er hâte nâch rôtem scharlâte
einen karrich gesant, dar man die ûzern want
allesamet mite bevie. der meister dar umbe gie
und sluoc ez an die spangen mit guoten nageln langen,
die wâren alle silberwiz. er kêrte allen sinen vliz
an disen tüechenen kiel, daz ez den liuten wol geviel.
zem scheffe gehœret maneger nagel. er hiez den grans und den zagel
beslahen vil vaste und sante nâch maste.
ûf huop er in zehant. daz merruoder er ane bant.
daz was als daz schef getân. er wolte gereitschefte hân
ze sinem scheffe noch mê, dan er wolte varn über sê.
daz was ein wunderlich dinc. sin anker wâren messinc,
dar umbe seil von siden. daz moht er wol vermiden.
ez was ein üppiger schade. ez stuont an truckenem gestade.
die diz schef gesâhen verre unde nâhen,
die sprâchen „waz sol daz sin? hie enist daz **Mas** noch der **Rîn**.
mit wie getânen dingen wil erz von hinnen bringen?

634. Es w. b. 636. Er. d. sch. m. 637, K. ich Euchs ges. 642. beschiessen. 643. Siess. 646. pune. 651. ein rame (:alsame). 652. Da w. g. alsame. 655. aufschiebn. 656. Ab wegk s. tr. 657. Heulannder er hatte. 659. karig. 660. Daz. 661. Allesambt enmitten besie. 662. D. m. darum begie. 666. kerete. 667. Tuechen. 674. Mere Ruder. 678. Dann. 682. Das mochte w. v. 688. Hieynn ist d. masse n. d. Reyn.

ez iſt ein gar verlorn guot, ern vorhte iht die ſinvluot
und welle dar in geneſen. waz mac ez anders weſen.“
hin abe wart diz mære wît und offenbære.

Ez nâhete ſîner vart. dô daz ſchef bereit wart,
dô was ez allez ſamet gar nâch ſînem wâfen gevar.
marnære und ſtiurære nâch ſînen guoten wæren
wârens alle gekleit, wande ſie ein man ſneit.
nû hiez ers ûf daz ſchef tragen, kunde ichz iu rehte ſagen,
alrêrſt diu ruoder und dar nâch ſpere ein vuoder.
der wâren driu hundert von den andern geſundert,
daz der deheinez enbraſt, geverwet als der maſt,
an der man iegelîchez bant ein baniere zehant.
daz was genuoc rîche, dem ſegele gelîche.
daz hiez er ûf ſtecken und ze gelîchem ſtrecken.
diu wâren ouch elliu blanc. diz was ein wunderlîcher gedanc,
daz er ſie wolte durch ruom eines tages gar vertuon.

Er brâhte drîn mit liſte, daz ez lützel liute wiſte,
ros, diuz ziehen ſolten, wan ſie varn wolten.
zwiſchen tuochen und den diln dâ rihte man dô ſiln
und ſpiſte diu ros dar in. daz was ein kundiger ſin,
daz dar ûz nieman geſach, daz dâ inwendic geſchach.
ſie machtenz alſô tougen, der ez ſach mit ougen,
der ſwüere wol, ez wære ein troum. mitten an den maspoum
hienc man ſînen ſchilt an. als ein lampartiſcher van
ſchein ſîn ſegel in daz lant, dâ man in an dem maſte kant.

Als er in daz ſchef quam, dô hiez er den ſchefman
alzuges die ſtrâzen durch guot geverte lâzen
und varn durch die wîte über velt zallem zîte.
dô volgten im die liute rehte als einer briute
und ſâhen, waz dâ wære. ſîne marnære
die ſungen unde ruoten. vergebens ſie ſich muoten,

692. Er vorchte nit die Synflucht. 701. Matnaren vnd Stiwern. 702. weren. 705. ers. 727. tillen. 728. Da richtet man ſylen. 734. Mit den augen. 738. Lampartiſcher fan. 741. kan. 743. Alle zûge. 746. zu aller site. 751. rûten : mûeten.

wand ez durch ir rücken nie defte balder în gie.
alfô ritterlîche vuor er durch Vrancrîche
gein dem turneies zil. dar kom liute harte vil
ritter unde vrouwen, die daz fchef wolten fchouwen,
beide grâven unde kint. in treip ein rehter fegelwint
gein der burc an daz velt. dâ fluoc man ûf ein gezelt.
an einer wife was fîn habe. zehant gienc er hin abe
über einen brunnen, der dâ fpranc. dar nâch was enbor lanc,
dô kâmen fie mit fchalle uz der ftat alle
und fâhen den fchefman als ein wildez tier an.

Sîn gezelt was harte guot. an die winden, ûf den huot
was fîn wâpen gefniten. daz hæte er nôte vermiten.
mit êren moht erz vüeren. mit harte guoten fnüeren
was ez geflagen ûf das gras. ein fpiegel der knopf was.
underz gezelt wâren geleit kolter lanc unde breit,
harte wol gemâle von golde hin ze tale.
dar ûfe fâzen die gefte. (harte unmâzen vefte
wâren die nagelfpangen). die wurden wol enpfangen.
die geruochten des fînes. dô ftuont ein kopf vol wînes
lûter fam ein wazzer und fwebte dar in nazzer,
daz iegelîcher felbe tranc, wen der durft dar zuo twanc.

Dô enwas nie man, fwaz fpileman dar zuo quam,
der fie fô wol beriete, wan dô was varnder diete
in dem gezelte und dar vor. fie truogen wol ein hûs enbor.
als des tages fchîn dô verfwant, dô wart manic lieht gebrant
grôz unde gewunden, daz fies ûf der burc niht kunden
erkennen dan vür ein viur wie daz brunne eine fchiur.
fîn herberc diu ftuont fchône von rehte ob er ein krône
trüege dar ze lande: ez was ir âne fchande.

Des morgens, dô der tac erfchein, die ritter wurdens über ein,
daz fie zem fcheffe quæmen und die meffe vernæmen.
daz teten alle famt dô. des wart der fchefman alfô vrô,

---

757. Turners. 775. Waren feine wappen gefchniten. 777. Er mochte es m. Eeren f. 787. Waren die nageln mit den fpangen. 791. Lauter fam wer es ein waffer. 792. maffer. 795. Da was nyeman. 808. ob er wie e. kr. 809. dar. 811. fchain. 813. kamen : vernamen. 816. fo fro.

daz ern wiſte, waz er ſolte tuon. man briet zwein unde
zwein ein huon.
diu âzen ſie, dô man geſanc. dar zuo iegelicher tranc,
daz er genuoc hâte. dô vuoren ſie drâte
aller manneclich unde wâpneten ſich.

Als dem herren von Êrûn wart diu muoze und der rûm,
dô zôch er allerêrſt an ein wambeis von buckeran.
dar hiez er im reichen einen vilz weichen
und bant in vür ſinin knie. alſô bewarte er ſich hie.
zwô hoſen wîz îſen hiez er im ane brîſen
vaſte, niht ſwære, wand er gerne liht wære.
er vuor in ſtricken als ein tier. ein harte guoten lendenier
den bant er umbe die huf und neſtelte dran die hoſen ûf.
einen huot truoc man im dar, der beſienc im die ſtirne gar,
daz im nie deheiner drunder die hût verritzen kunde.
dannoch zôch er ane mê ein halsperc wîzern als der ſnê.
er hiez die riemen ſtrecken vil vaſte mit recken.

Als diz allez was getân, dô gieng er ûf daz ſchef ſtân
und mit im die er wolte. ein kneht ſîn ros holte.
verdaht erz brâhte zuo der tür (er hiez diu andern her vür
ûf einen bühel leiten und bat ſie ſîn dâ beiten).
daz was ſchœne unde ſtarc. in daz ſchef erz verbarc.

Dô vuor er mit êren und hiez den ſegel kêren
hin gein der burcmûre. ſie ſluogen ir tabûre
und blieſen vloiten unde horn. ez wart niemanne zorn,
der diſe vreude hôrte, ſîn ungemüete zerſtôrte.
ſie blieſen bûſûnen grôz. manigiu ſtimme dar ûz dôz,
pfîfen unde rotten, alſam er galiôten
vüere mit ſînem her und rouben wolte ûf dem mer.

Diu burc an einem orte nâhen bî der porte
dâ ſtuont her ûz gewieret, ſchône gezieret

---

817. Daz Ér nit w. was Er ſolte tun. 818. Zwen und zwen. 823. Alle manielich. 825. Als dem von Craun. 828. Bugkran. 829. Das. 838. lendinir. 840. Vnd neſtelte die hoſen dar an auf. 846. weyſs als der Schnee. 849. allez fehlt. 853. bracht Ers. 856. dazu beiten. 861. Burgkmauren : thabaurn. 862. thabaurn oder thūbaurn. 864. nie man ſo zorn. 870. Alſo galioten. 871. Für Er. 872. Vnd r. wolt auf Meer. 873. Vber Burg.

mit mermelſteine harte wol. diu venſter ſâzen vrouwen vol.
in mitten dar inne ſâz diu grâvinne,
diu ez allez hete gevrumt. ſie ſprach „waz iſt enz, daz dâ kumt?
ez iſt harte wol getân! ich wæne, ſante **Brandân**
durch wunder her gevarn iſt. ſî ez aber der Antecriſt,
ſô ſeht daz ieman verzage. ez nâhet dem ſuonetage.
vlieht ſîn prêdigen umbe daz. wir ſuln an got gelouben baz.“

Nebenz hûs vür den berc hiez er vüeren ſîn werc.
ſîn anker ſchôz er an den ſant. dâ mite behabet er daz lant.
waz hilft daz ich ez lenge? umb in wart ſolh gedrenge,
daz im dâ wart vil kûme des veldes zeinem rûme.
dô daz die ritter vernâmen, ze velde ſie quâmen
beidenthalben geliche. der puneis wart riche.
zehant dô man ez began, der grâve von der burc quam.
vür wâr ez ſîn wîp ſach. ein ritter er dô ze tôde ſtach.

Des wurden ſie beide trûric vor leide.
der grâve ez wol beſcheinte, wand er vil ſêre weinte,
daz er ſe durch ritterſchaft ſolte werden ſchulthaft.
zehant entwâfent er ſich dô. des wurdens alle unvrô
durch daz jâmerliche leit. der grâve ûf die burc reit
einer trûrigen vart. daz dâ fünde getân wart,
daz geſchuof der ſchefman, der über lant dar quam.
der bat vil vlîzecliche ſie, er ſprach „geſtêt mîn ſchef hie,
ſô ſitze ich ouch dâ bî. ſeht waz êren iu daz ſî.
ir habt des laſter immer mê, ſolt ich ertrinken âne ſê.“

Dô ſprâchens alber ſunder, ez wære ein michel wunder
daz dirre turnei verdurbe. ob ein man ſturbe,
wir ſuln ſîne ſêle ſente **Michahêle**
bevelhen unde ſtechen wir.“ die rieten nâch ſîner gir.
ein ſchal wart über gevilde. helme unde ſchilde
wart dâ vil erſchellet und maniger gevellet.
Als er in dem ſcheffe ſach, daz hie ûf ſluoc unde ſtach

---

886. Antercriſt. 888. Suntage. 889. ſeine. 918. ſûnd. 924. Eere.
929. Turnier.

an dem velde maneger ritter ſnel, dô zôch er an ſîn wambeis hel.
verre man ez ſchînen ſach. im wart daz ûzer dach
ein harte guot ſamît wol geſniten unde wît.
ſîn wâpen daran wiſte diu aller beſte liſte,
dâ von ir ie hôrtet ſagen, diu was ze vlîze drîn getragen.

Ûf bant er den helm ſînen. den ſach man verre ſchînen,
vil wol gewieret, mit golde wol gezieret,
als im vil wol tohte. nieman gemerken mohte
an allem ſînem gelæze, wand als ein künic ſæze.
ſîn ros brâhte man im dar rehte als ein . . . . . gevar,
verdaht mit zendalâte. an daz eine er hâte
ûzerhalben ehte alſam verdecket rehte.
die ſîne bat er alle ze dem grœſten ſchalle
daz ſchef balde rihten. vorne bî der pflihten
was ein tür ûz geſniten. dâ kom ſchône vor geriten
nieman wan er eine. ſîn geſelleſchaft was kleine,
wan er über lant vlôz. ſie wart aber ſît grôz.
ſîne knehte kâmen gerant. der iegelîcher nam in die hant
ein ſper oder zwei. dô huop ſich ein turnei.

Er nam den ſchilt, wand im was gâch, unde ein ſper dar nâch.
ſîn ros nam er mit den ſporn. dô macht er vreude. âne zorn
kom er rehte als ein ar under kleiner vögelîne ſchar.
einen ſtach er dar nider unde aber den andern ſider,
vür baz den dritten und den vierden dar mitten;
den vünften ſtach er ſêre, den ſehſten michel mêre.
den ſibenden er dar nâch ſtach. dem ahten alſam geſchach.
verre undern vriunden ſtach er nider den niunden.
den zehenden ſtach er ûf daz gras. ez viel, waz vor im was.
mit fus getânem dinge macht er daz im ringe

---

942. wammeſſe (:); wambeſch vel? 949. hȯret. 950. warn. 955. Als Im wol dochte. 957. An aller ſeiner gelaſſe (:ſaſſe). 960. Recht als ein gefar. 961. Verdeckt mit zenlate. 963. Auſſerhalbächte. 968. phliten. 976. Der yecleicher n. i. d. hanndt. 983. har. 984. kleine.

din ros lieſen ſêre, als er ein ſtuot wære.
als im ein ros von hitzen hinder begunde ſwitzen,
ſô gap er ez vürbaz. ûf ein anderz er geſaz.
als im aber ein anderz quam, ſô was er dô, der diz nam.
hie mite der ſchefherre geſchuof, daz er hâte gar den ruof
ze rehte und durch miete von aller der diete.
als er durch der vrouwen bete ſiniu geverweten ſper vertete
allez ze rehter tyuſte, dô in ſin vrouwe kuſte,
dô gienc ez an die planken. ſie mohte im wol danken
daz nie dehein man ſô grôzen pris gewan,
als er ze den ziten hete von beiden ſiten.
Wær er betalle ein heiden, von der kriſtenheite geſcheiden,
der in des tages ſæhe, durch reht er im êren jæhe.
er vuor umbe ſam ein bal und hiez ruoſen über al,
wer guotes geruochte, daz erz zem ſcheffe ſuochte.
dô gap er in al den tac, waz im ze reine gelac,
ſwaz er dar brâhte. als nû der âbent nâhte,
dô was er müede entwichen von ſlegen und ouch von ſtichen
zem ſcheffe durch ſinen gemach. ſwer in durch guot ane ſprach,
den kunde er wol geſtillen mit guote und ouch mit willen.
des wart ſin lop vil breit. daz ſchef, daz er dô reit,
hiez er die garzûne nemen. wem moht ez ouch baz gezemen?
Ane griffen ſie ez gar. ir kâmen ouch vil dar,
daz ſie nieman kunde gezeln. dô wurden einem zwô eln,
ſô wurden dem andern drî und dem vierden dar bî
zeinem rocke genuoc. der vünfte den ſehſten ſluoc,
daz im daz houbet zerbraſt. der ſibende ergreif den maſt,
der ahte daz ruoder. dem niunden wart ein muoder,
dem zehenden zeinem gêren. mit ſus getânen êren
wart ez geteilet under ſie. ir revrâgtet dâ vor nie
dehein ſchef ſô mære, daz âne wazzer wære.

1001. von Heſſen. 12. Seine geferbeten ſper v. 13. Aller ze rechter ſufte. 25. als ein pal. 29. allen tag. 30. raine. 38. guete. 42. bas auch. 58. Ee erfraget dauor nie.

Do der turnei was zergangen, dô kom ein man gegangen,
der bat in fêre der habe. finen balfpere zôch er abe
und gap im den ze ftiure. des gnâdet er im tiure.
als er fich des erwerte, dô zoch er âne herte
fin wambeis vür die kelte. vil unlanc er entwelte,
er vrâgte ob ieman quæme, der ouch die hofen næme.
dannoch was dô iemen. dô entftriht er die riemen
an dem einen beine. fie liezen in alters eine,
die mit im wâren dar komen. fie heten wol von im vernomen,
daz er gæbe, fwes fie bæten. fwaz iegelicher bæte,
von diu nâmens fin dehein war. Under des kom ein bote dar.
er fprach, do er in fus einic vant, „min vrouwe hât nâch iu gefant.
nû vart abe wege, ez ift zît, rehte als ir hie fit,
fô fult ir dar zuoz ir. daz enbôt fie iu bî mir.“
vrôlichen tet er daz. ûf des knehtes pfert er faz
und vuor, als in der kneht hiez. Nu vernemt, wie in der kneht liez
in einen boumgarten. dâ hiez fie fin warten.
ein juncvrouwe wol getân diu bat in mit ir ze gân
in eine kemenâten, die fie tougenlîchen hâten
zer heimlicheite erwelt. dar vuorte diu juncvrouwe den helt.
an iegelîchem ende wâren gemâlt die wende
wol und ouch fô vafte, daz ez als ein munfter glafte.
oben fô gemiefte (?) was, daz ez liuhte fam ein fpiegelglas.
Dar giengen fie zwei eine. von edelem gefteine
wâren venfter drin gemacht. beide tac unde naht
ftuont ein bette dâ bî. vernemt wie daz gemâchet fî.
dem wâren die ftollen grôz unde gefwollen
von helfenbeine und ergraben wâren tier daran erhaben
aller bande, als fie diu erde treit, unde golt dar under geleit

1062. gefangen. 67. erwarte : harte. 69. kalte : entwelte. 71. kaine : neme. 73. nyeman : rymen. 76. fehlt in. 78. von Im. 79. D. fie gaben wer Sys paten (: hate). 81. Von den. 83. pant. 85. abweg. 87. zu ir. 93. einem. 95. zu gan. 97. kemmenaten : haten. 1104. klafi. 105. gemufte. 100. leuchtet als. 13. gemalei. 15. VVarn tier an erh.

enmitten in daz helfenbein. daz antlutze dar ûz fchein.
die rigel wâren alfus holz von Vulcanus,
daz niht verbrinnen kan, und waren geftricket daran
vier liebarten hiute. diz hâten riche liute
enmitten zefamene gezogen. diu rede ift wâr und niht gelogen,
wie ich iu beziugen mac. enmitten ûf den hiuten lac
bette wich unde grôz. diu enwâren niht gar blôz.
in waren die ziechen pellelîn von Kriechen.
dar ob lac ein kolter dâ. (ich wæne, vrou Caffandrâ
ie bezzer werc machte oder dehein ir geflahte)
und des felben ein deckelachen. dar hiezens under machen
ein vedern, die man tiure galt. ein lîfte was dar vor geftalt
von zobele fwarz als ein kol einer fpanne breit alumbe vol.
Die vedern wâren guot genuoc. daz tier, daz die helge truoc,
daz ift alfurt genant. der künc von Mâroch hât ein lant,
daz lît verre in dem fê, dâ vât manz unde niendert mê.
daz ift geheizen Kartâgô und bewaret ez vrou Dîdô.
dar diu houbet wâren hin gekêrt, dâ was ez ie hôher gemêrt
mit einem pfulwen fîdîn. daz bette mohte wol bezzer fîn,
fô kan aber ich niht gefagen baz, wan lât ez fîn als daz
an fîner güete gelîch, daz von Veldeke meifter Heinrîch
machte harte fchône dem künege Salomône,
da'r ûfe lac unde flief, da'r inne Vênus ane rief,
biz daz fie in erwacte. mit ir bogen fie in erfchracte.
fie fchôz in an fîn herze, daz in der felbe fmerze
dructe unz an fîn ende. er muofe in ir gebende,
fwie wis fô er wære, fie machte in witze lære.
Difem man was lützel baz, der bî der juncvrouwen faz

1122. Bulcanus. 24. was. 26. Ditz machen reiche leûte. 27. gegoffen. 28. Dife red. 29. Die ich nicht bez. m. 32. Die warn. 34. Pellelîn vnd kr. 35. golter. 37. geworchte: geflachte. 39. Vnd deffelben ein d. 41. Ein feder. 42. layfte. 47. Alfurt. 50. im See. 51. geheyffet. 56. phullm. 60. Veldegke. 59. bis. 70. mir.

heimlich unde vremde. gras unde femde
was geftriuwet ûf den efterlch. dâ wancten fie mit rede fich.
Sie vrâgte in ettewenne und aber er fie denne
von aller flahte dingen, die zwei funderlingen.
er fprach „ficherliche ditze hûs ift rîche,
fchœne unde wunneclich. zwâre, des dunket mich
an allen mînen finnen, wær mîn vrouwe hinnen,
fô wære ez, als ich wolte, ob ichz erwünfchen folte.
ez mohte aber ûf der erden dhein hûs fô bœfez werden,
fæch ich fie ein mâl dar în gân, ez dûhte mich baz dan diz getân.“
Dô fprach diu juncvrouwe „fwie übele ir herre zouwe,
fie kumet, als fie kumen mac. mîn herre lît hiut alden tac
und weinet harte fêre. er wil nimmer mêre
vrô werden unde geil, fît im daz grôze unheil
von iuren fchulden gefchach. daz er einen ritter ze tôde ftach
des klaget er fêre iurre vart, daz fie ie ûf geleit wart,
und vluochet zaller ftunde, daz man ie begunde
daz felbe fchef ze machen. fô muoz mîn vrouwe lachen,
daz iuwer zweier rât allenthalben ane gât.“
Sô fprach der ritter wider fie „im fchadet mîn rât nie.
er half ouch mich vil kleine. doch weiz ich wol daz eine,
als ich mich verftân kan, der wirt ift ein hovifch man,
hæter geflagen noch ehte, der im gefaget rehte,
waz ich durch fîn wîp hân getân, er hieze fie her zuo mir gân,
wift er daz ich hie wære, fwie er ir dort enbære.“
Dar umbe er trûrende faz müede unde harte naz,
zornic unde træge und gebârte als er wol læge
ein wîle durch fîn gemach. Diu vrouwe güetlichen fprach,
als fie fach daz in verdrôz „wan ir leget iuch in mîn fchôz
und ruowet biz mîn vrouwe kume: ez wirt vil lihte iuwer vrume.

1175. vnd auch. 76. vnd auch femede. 78. wankelen. 82. Die zwey funderlichen. 83. (:) ficherlichen. 92. Nymmer kain. 95. VVie vbel Ir herczu (:Junckfraw). 98. herczu. 98. allen. 1200. Fro w. noch gayl. 1209. Daffelbig. 19. achte. 21. waz Im. 28. gleich als Er wol lag.

ir ſît müede unde genouwen.“ „Ich tæte, möhtich getrouwen
daz ich niht wenken kunde, ê mich mîn vrouwe vunde
ſlâfende. ob ſie quæme und mir ir gruoz benæme
mîn ſlâf, ſô wurde ich nimmer vrô.“ Diu juncvrouwe ſprach dô
„daz beware ich, lât ez an mich.“ Tuot ir, jâ, ſô ſlâfe ich.“
Dô leite er ſîn houbet, als ſie im hete erloubet,
in ir ſchôz und ſlief zehant. ez was im alſô gewant,
er hete manege lange naht dâ vor ſô ofte gedâht,
wie er ſîn ſchef vertæte, dâ mite ers êre hæte,
des er nû künſtelîche pflac. Niht lange er dâ lac,
dô kom diu vrouwe rîche mit vorhten tougenlîche,
diu lîhte ê komen mohte ſîn. dô wolte daz magedîn
wecken den müeden man, als ſie ir vrouwen vernam.
des wart diu grâvin gewar. baz gâhet ſie dar.
ſie hiez in ligen lâzen. über den müeden man ſie ſâzen.
Dô ſprach diu vrouwe gemeit „ich weiz wol die wârheit
daz ein man mit ſînem lîbe nie baz gediente wîbe
dan mir. dirre hât getân. ſoltich ins ungelônet lân,
daz wære ein ſolhe ſunde, die ich nimmer überwunde.
ich vernam ſô verre ſîne klage, daz ich im hiute an diſem tage
wolte lônen ſîner arbeit. mit lône bin ich hie bereit.
nû lît er als ein tôtez ſchâf. im iſt lieber danne mîn ein ſlâf.
nû mohter ſîn ſlâf hân geſpart. nû wær ich mit im niht wol bewart.
daz hân ich vil wol ervarn. nû ſol ich mich baz bewarn.
ich möhte im ſô liep ſîn, er hæte baz gewart mîn.
iedoch koſte in hiure dehein gemach ſô tiure.
ſîn ſlâfen hât mich im benomen, ſwaz er im her nâch muge gevromen.“
Dô ſprach daz magedîn „daz müeze gote geklaget ſîn,
lieber geverte! daz iſt ein rede herte,
die mîn vrouwe erhoben hât. wie ſol ich von der miſſetât

1252. er des. 56. tugentleichen. 58. magetlein. 67. Hie. 48. diſer. 78. ſeinen ſlaf. 79. nit wol. 80. D. h. Ich wol erfarn. 88. magetlein. 90. lieber geferte.

immer werden erlôſt? jâ ſlieſeſtû ûf mînen trôſt.
daz wil ich immer gote klagen, daz dîn müeder lîp erſlagen
ie wart gegeben in mînen gewalt, ſît dû von mînen ſchulden ſalt
dîne dienſt al hân verlorn. ô wê daz ich ie wart geborn
alſô ſchedelichen dir. vrouwe, ir ſult gelouben mir,
wenne man die ſchande ervert in dem lande,
ſô kumt ir nimmer mêre wider an iuwer êre
unde mac iu ſîn leit, begêt ir diſe unhovelîcheit.
ich wæne ouch niht, daz ieman lebe, der iu mêr umbe lônes gebe
gedienet, wirt im diz bekant, ſô iſt iur zorn niht wol bewant,
wan diu werlt mit diſem ſchaden von iuren ſchulden iſt geladen.
diz iſt uns wîben ein miſſeval, daz ſich ein man niht lâzen ſal
an unſer deheine nimmer mê. nû ſebt wie iu daz danne ſtê.
ir ſult ez im niht leiden. die man ſint ſô unbeſcheiden,
daz iegelicher nimmer tuot durch wîp, dan uns wære guot.
durch got, vrouwe, bedenket iu. hie iſt nieman dan wir driu.
heizet in ûf ſtân. ſolt er alſô verlorn hân,
dâ verlurn lihte ſebzic mite, der iegelicher gerne lite
von guoten wîben kumber noch, biz in wurde gelônet noch.
wirt in daz von iu benomen, ſô ſît ir übele her komen.
waz iſt diu werlt wan wîbes lôn. lebte der künic Salomôn,
er kunde niht gerâten baz, — — — — umbe daz."
Dô ſprach diu grâvinne „mir iſt leit, daz ich mich minne
ie underwant ſô verre. ich vorhte daz mir gewerre.
wem zer minne iſt ze gâch, da gêt vil lîhte ſchade nâch.
wer ſich an ſtæte minne lât, ich ſagiu wie ez dem ergât,
als der ein netze ſtellet und ſelbe dar în vellet.

1298. Ye w. geg. meinem gew. 1305. im lande. 7. Nymmer an Ewr Eere. 10. Der ymmer offt lones gebe. 13. diſen. 20. Die man ſint doch ſo vnbeſchaiden. 30. noch. 36. Schlaffet Er wayſt vmb das. 46. V. ſelb darynn v.

alsô vânt sie selben sich. des wil ich bewarn mich.
ich wil ouch gerne wesen vrî, dan ich iemannes sî.
die man sint unstæte. waz ich durch disen tæte,
daz wære als ein bihte (— — — — — — — lihte)
drî oder viere, dar nâch drizehen schiere
unser zweier brûtlouft, sô wære mîn êre verkouft
umb harte kleinen gewin. von diu wil ich sîn als ich bin."
Dô sprach aber diu meit „ir habt daz ergeste geseit,
daz ouch her nâch mac geschehen. des besten sult ir iuch versehen.
ez wære guot, ders alle mite. nu erlicz uns der alte site,
wir müezen tuon unde lân, als ouch ein wîp hât getân.
nû wecket in, ez ist zît. swie unbetwungen ir noch sît,
sô wizzet ir doch daz minne ist meister aller sinne."
„Nû vorhte dehein ir meisterschaft, daz sie mit bete oder mit kraft
an mir immer gesige. sô der man hie lige
biz ich hin wider în gê, sô sage im, daz er ûf stê
und ze sîner herberge vare. bit in daz er sich baz beware
her nâch. daz ist sîn gewin." hie mite gienc sie wider hin.
Dô gewan diu juncvrouwe guot einen trûrigen muot,
daz der man schaden blôz sîner stæten minne nie genôz,
und begunde sie twingen vorhte von den dingen,
daz er sie ze harte erkôs und dar nâch sô wiselôs
solde varn und lônes ân. Nû erwachet er von wân.
zehant als er ûf sach, zer juncvrouwen er dô sprach
„ich slief sô unsanfte nie. ich wânte, mîn vrouwe wære hie
und wolte mîn niht grüezen. wie mohte ich daz gebüezen?
wanne ich ir hulde verlüre von mîner schulde,
sô müese ich trûren immer mê." Dô sprach diu maget „ô wê
müede und unnütze warn. wir haben beide missevarn.
mîn vrouwe hât missetân, des sie immer müeze schaden hân.

1347. A. vahent sy selber s. 51. sein. 53. das were als ein peichte. . . . drey oder Viere. 58. Von dem. 60. argiste. 69. Nu erliess. 71. Nu fürchte dhem Ir m. 74. gefüege:liege. 75. ingie. 77. gee oder fare. 78. wider yn. 80. wider jn. 88. weyslos. 89. Sollte farn vnd lones on (:won). 97. Wenn Ich hulde. 1401. Muede vnd vnnutze warn.

ir hât ir êre verlorn ein unwîplicher zorn.
ich wil ez wol getrouwen, ez habe ſie ſider gerouwen,
daz ſie ie geheizen hâte. ſie kom harte drâte
unwizzende ûf mich. zwâre des vorhte ich
und ſach mich umbe allenthalp. do kom ſie rehte als ein alp
ûf mich geſlichen. ſie was vil harte erblichen
von vorhte oder ſie zeicte mite zorn unde ir unſite.“
„Dô ſolt ir mich gewecket hân.“ „Daz hæte ich gerne getân,
wan daz ſiez ſêre mir verbôt (dô was ich ſchiere als ein tôt),
daz ſiez durch güete tæte. nû hân ich ir unſtæte
allerêrſt rehte bekant.“ „ſô iſt mîn dieneſt unbewant“
ſprach der lobes rîche, „und muoz nû kumberlîche
immer mînen ſchaden tragen. waz hiez ſie aber mir ſagen,
dô ſie hin wider gie?“ „Niwan daz ſie iuch ligen lie
und daz ſie iuch ſlâfen liez unde dar nâch varn hiez
wider ziurem gemache.“ „Daz wære ein vremdiu ſache,
ſolt ich nû gemach hân, ſît mir alſus iſt ergân.
der ſlâf hât gemachet, daz mîn ſchade wachet
wærlîche lange zît. vrouwe, ſît ir ſchuldic ſît,
ſô tuot einez durch mich.“ „Zwâre, des tuon ich,
gevüeget ez ſich immer alſô. mîn vrouwe hat mich unvrô
gemachet, daz geloubet mir.“ „Gêt wider umbe zir
und bittet ſie vil ſêre durch aller vrouwen êre,
daz ſie ir zorn mâze und mich ſus niht lâze.
wil ſie mich armen durch got niht erbarmen,
daz iſt ein herte mære. ir lôn iſt mir ze ſwære,
dâ mite ſie mir vergolten hât ze ſchiere mîne miſſetât.
ermanet ſie mit ſchœner bete, daz ſie diz durch mich tete.“
Dô gienc diu maget guote mit trûrigem muote
wider ze ir vrouwen. ir vielen an die mouwen
die zeher und ûf die hande. ſie kleite got die ſchande,
die ir vrouwe tuon wolte. doch tet ſie als ſie ſolte,

1409. Daz ſy gehaiſſen hat. 10. Sy kum hart drat. 21. mir ſer. 23. Daz Sy was durch gûte täte. 28. nu fehlt. 38. alſo. 53. mich. 56. zware (:mare). 59. Ermante. 60. durch In. 64. Ir ſind an die mawen. 65. Die zäher geuallen und a. d. h.

wand er ſie des hete gebeten. ſie kom vil ſanfte getreten
vür daz bette, dâ ſie was. daz deckelachen ſie ûf las
und ruortes ſanfte an die hant. als ſchiere ſôs ir dô enpfant,
ſie ſprach „von wannen komſtû oder waz wiltû aber nû?“
„Vrouwe, ich bin aber ſîn bote und wil iuch bitten bî dem gote,
der iu gap ſêle unde lîp daz ir êret elliu wîp.
lât in ſus niht haben verlorn. ir müget wol unſer drîer zorn
verſüenen, als iu wol ane ſtât, daz ir ze im hin ûz gât.
ez ſolte veſte herze ſîn, dô er geſæch den ſchaden ſîn,
der im von iu geſchehen was, wære ez als ein adamas,
ez wurde wênic von ſîner klage.“ „Nû geloube mir, daz ich dir ſage.
ſîn ſchade wirt lîhte mêre, erwachet mîn hêrre,
wirt er ſîn innen, ſô kumt er nimmer von hinnen.
var er, ſî er ein wîſer man, abe wege, als er quan.
Dû weiſt niht, waz dû ſchaffeſt, wan daz dich ſelben affeſt.
tuo dînen munt zuo. ich wil ſlâfen unz vruo.“
umbe ſie ſich kêrte, als ſie ir zorn lêrte,
und gebârte als ſie ſliefe, dô erſiufte vil tiefe
diu maget und beweintez leit. ſtille ſwîgende ſie dô ſchreit.
und bran ein lieht in einem glas, daz alle naht dâ was.
do begunde ouch in verlangen. er was nâch ir gegangen
zer tür und beite biz ſie quam. als er diu mære vernam,
dô wart ſîn herze in riuwen und ſprach iedoch mit triuwen
„Vrouwe, ich wil iuch gote ergeben. mir iſt unmære umbez leben.
nû wil ouch ichz verlieſen hie, ich enſpriche ſelbe wider ſie.
ich wil dar în zuoz im gân und vernemen, waz ich habe getân.“
An die tür er ſêre dructe. ûf hôher er ſie ructe
und gienc vaſte drâte in die kemenâte
rehte als ich iu ſagen wil. er was gezieret niht ze vil.
in heten ſlege alſô gemuot, daz im vor der ſtirn daz bluot

1478. Vnd wil noch pitten. 82. Laſt In ſunſt. 85. Es ſolt veſte hercz ſein. 91. villeicht. 95. Von dannen far er ſey er ein weyſer man. 98. da dich ſelber. 1505. bewainet diez layd. 1518. Ich entſprich ſelbs w. ſye. 19. zu Im g. 28. ſtirnnen.

vür dongen was gegangen nnd an die brûwen gehangen.
dâ ſach er ûz mit zorne der vrume wol geborne
als ein lewe nâch der ſpîſe. er ſleich vaſte liſe.
dô ſlieſen ſie beide. dem grâven was vil leide
geſchehen und lac als ein man, der von ſorgen niht ruowen kan.
vil dicke er erſchricte, daz er ûf blicte,
wand er ſus mit gedanken ranc. dar nâch ſlief er überlanc.
unlange tet er daz. hêr **Mauritins** gienc vürbaz.
ſiner hoſen eine an dem gerehten beine
erklanc ûf dem eſterich. dô ſach der grâve über ſich
und erſchrac nnd mit dem munde deheinen ſegen er kunde.
mit zittern er gemaehte, daz ouch diu vrouwe erwachte.
ſin wambeis was zerbrochen durchſlagen und durchſtochen,
bluotic unde verhouwen. Der hêrre ſprach zer vrouwen
„uns iſt der tiuvel nâhen bî, wannen er her komen ſî,
oder daz wüetende her. ez enſî daz uns got ner,
ſô verlieſen wir den lîp.“ er vorhte im harter dan ſîn wip:
ſie bekante den helt ſâ. der grâve ſprach „wer gêt dâ?“
„Daz wil ich iu gerne ſagen: daz iſt der, den ir habet erſlagen.
ir müezet, mîn geſelle, immer mê zer helle.
des eniſt dehein rât, ſit ir mich dar gevrumet hât.“
Der wirt von vorhten erſchrac und ſpranc ûf, dâ er lac,
als im diz wunder erſchein, und ſtiez ſich an ein ſchinbein,
daz er alle die naht lac in ſiner ânmaht.
als diz der ritter geſach, er gienc zem bette unde ſprach
„diz bette iſt halbez lære: ichn weiz, wer hie wære.
ich wil geruowen her an.“ daz deckelachen leite er dan.
er ſlouf zuoz ir hin under. daz was ein michel wunder,
daz ſie enwiſte an dirre nôt, ir man lebte oder wære tôt.
ſie getorſte zim niht komen. ir hete dirre ſchric benomen
beide witze unde ſin. iedoch ſprach ſie wider in:
„Ir ſit der küeneſte man, des ich ie kunde gewan,

1539. Vil dicke erſchrickte. 47. auf den. 60. Es ſey oder nit das vnns got ner. 63. ſo (:do). 68. Ymmer ze helle. 71. von der vorchte. 80. ich wayſs. 81. her an. 83. ſlof zu. 85. Daz Sy In wiſt an der not.

daz irz ſô tiure wâget. ir hât niht gevrâget,
ob ich ez wolte oder niht. ich wæne, ein wunder hie geſchiht,
dâ man immer von ſaget, biz der jungeſte tac taget."
ſie gedâhte „ez iſt dehein rât, ſit ez ſich ſus gevüeget hât,
ich muoz nû tuon unde lân, waz er mit mir wil begân.
nû lide ich guotliche, daz im ſîn zorn entwîche."
ſie kuſten unde kuſten aber. dehein antwurten gab er,
ſwaz ſie in gevrâgte. als ſie des betrâgte,
ſie begreif in mit den armen. nu begunde er ouch erwarmen
und tet der vrouwen, ich weiz niht was. waz hulf ez iu, ſeite ich daz:
ez iſt ſus alſô guot. ir wizzet wol, waz man tuot.
alſô teten ſie ouch hie. zehant als ditze ergie,
ûf ſtuont der wîgant und nam von ſîner wizen hant
ein vingerlîn drâte, daz ſie im gegeben hâte.
er ſprach: „nemet wider iur golt: ich wil iu nimmer werden holt.
ir ſit unverwizzen. ich hete mich ie gevlizzen,
ſwaz ich gedienen kunde, daz ich iu wol des gunde,
biz hienaht an diſe zît. wærn elliu wîp als ir ſit,
ich gediente ir keiner nimmer mê. gêt ziurem man, dem iſt wê,
und habet den an êre. ich vergilt iu nimmer mêre
diſen laſterbæren roup." Alſô nam er urloup
und vuor ſit dicker unde mê, dann er dar vor tete ê.
dar umbe ſie des muote. Mit maneger ſlahte guote
er kouſte lop und êre. dô gerou es ſie vil ſêre,
dô man ſîn wort ſô wol ſprach, daz im ie leit von ir geſchach,
und gienc ir ſô nâhen, daz'z wol diu liute ſâhen
und marcten alle garwe, deis wandel nam ir varwe.
ſie gedâhte, ez iſt reht unde wol, daz ich von kumber ſchulden dol.
von grôzer liebe dol ich leit. dar umbe trage ich arbeit,

1600. ſus fehlt. 6. antwurt. 10. zu erwarmen. 30. Nu zu Ewrem man d. i. wee. 35. Vnd ſûro ſeydt dicker vnd me. 45. machten. 46. des.

die ich mir ſelber gewan. ſolt ich wünſchen einen man
immer ze mînem libe, wie möhte er danne wîbe
ſîn rehter unde baz getân, dan er iſt, den ich vlorn hân.
des wil ich vluochen der zît, dô mich mîn unrehter ſtrît
anſtreit, unz er mich überwant. ich hân mich ſelbes geſchant.
des ſchaden wurde guot rât. ich bin, diu den ſchaden hât
al die wîle, ſô ich lebe, ez ſî dan daz mir got gebe
daz heil und die ſinne daz er mich von herzen minne."
daz marcte diu juncvrouwe wol unde tet niht als man ſol.
wan dem manne miſſegât, wer dan helfe unde rât
an ſînen vriunt kêret, wie der ſich ſelbes êret.
wan rât iſt bezzer in der zît, dan helfen, ſô der man gelît.

Diz was in der ſtunde, dô ez ſummern begunde.
diu vögelîn in dem walde lûte unde balde
ſungen manege ſtimme. die rôſen und die brimme
bluoten alle en widerſtrit. ez was rehte an der zît,
ſô man unvreude hazzet. ſich hâte gevazzet
der walt unde ſchœniu kleit gein dem ſumer an geleit,
diu loup grüene und drunder gras, daz ez ſchône gemieſet was
mit maneger hande blüete. diz machet guot gemüete,
wer an vreude hât gedanc und ouch der vögele ſüez geſanc.

Vruo an einem morgen, dô mohte ſie von ſorgen
geſlâfen noch geligen dâ. diu vrouwe ſtuont ûf ſâ.
dô gienc ſie durch ir trûren dâ uber die burcmûren.
ein loube was gehangen, dar kom ſie einec gegangen.
in ein venſter ſie geſtuont, als ſenediu wîp ofte tuont,
den leit von liebe iſt geſchehen. diu muoz man trûrende ſehen.
alſô was ez ir ergân, ir wîze hant wol getân
leite ſie an daz wange und loſte dem vogelſange.

1657. Vmb des. 60. ſelbs. 76. ſummern. 80. prünne. 81. Muoten alle wider ſtreyt. 92. Vnd auch. 98. Da vber. 1700. Da kam ſy ainig gegangen. 5. Alſo was es ergan. 8. Vnd loſte zu dem voglgeſange.

dô ſanc vil wol diu nahtegal. ſie ſprach „wol in, der leben ſal
mit vreuden, als ich hette (mit im an dem bette).
nû muoz ich immer mêre mit grôzem ſchaden ân êre
mîn jugent verſleizen. wem ſol ich daz nû weizen,
daz ich hin vür vergebene einem tôtlichen lebene
muoz ſîn bereit und undertân? des gunt mir, von dem ich ſolhez hân.
daz muoz gote ſîn gekleit.“ Nû was gegangen ir meit
geliche ouch durch banken dar und hôrte ir vrouwen klage gar,
wie ſchuldic ſie wære. ſie muote noch ir ſwære,
daz ſie dâ mohte niht geſtên und wolte wider în gên.
ir klage was ſô jâmerlich. dô ſach diu vrouwe hinder ſich.
und ſprach zehant wider ſie „biſtû deheine wile hie?“
„Jâ ich hân ez gar vernomen, daz iu iſt in daz herze komen.
daz müet mich unde iſt mir leit. ich ſeite iu ie die wârheit.
dô mohte ich des gelouben nieht. ſô wizzet doch daz ichs iu riet.“
„Jâ ich weiz rehte. der mich vrô mächte,
der ſwendet ſîne ſünde als ſtille des mers gründe.
ich mac aber nimmer werden vrô, ez vüege ſich mir dannoch ſô
daz er mich noch vrô geſetze und ouch mir güete ergetze,
von dem ich diſen kumber trac beidiu naht unde tac.
mich riuwet daz ich in ie geſach. von mir kom im ungemach.
diu riuwe kumt ze ſpâte. hæte ich dînem râte
gevolget, daz wære mir guot. wer âne rât dicke tuot
nâch ſînem willen vür ſich, den geriuwet es alſam mich.
nû riuwet mich anders nihtes niht. ich wæne daz der wîbes ſtrit

1712. fehlt. 13. nymmer mere. 20. Des gund mir von dem ſolichs han. 22. Nu was die junckfraw ir maget. 23. Gleich auch durch panck dar. 35. Das mŭet vnd i. m. l. 41. ſchwendet. 42. Alſo. 44. fehlt ſo. 50. Von mir kain vngemach. 56. als mich. 57. nichezit.

ze rehte vor ſolte gân, dâ von ich diſen ſchaden hân.
nû iſt daz reht an mir gebrochen. er hât ſich an mir gerochen
dâ mite daz er mich midet. mîn herze kumber lidet
und nôt biz an mîn ende. an diz geſtraht gebende
bin ich von ſchulden gevallen und dô râtich in allen,
wer ſtæteclicher minne hin vür beginne,
daz der an mînen kumber ſehe und hüete daz im alſam geſchehe.“ —

Nû lâzet diſe rede varn. alt junc rich oder arn
wer der ein wil tihten, ſol die rede rihten,
ſô muoz er wort ſpalten und zwei zeſamene valten.
daz tete ich gerne, kunde ich daz meiſterlicher unde baz.

1766. An dicz geſtrackt gepende. 69. ſtettikliche. 72. Vnd hewt als einem alſame geſchehe. 74. Teuche Jung oder Arn (Rîch junc alt oder arn?). 75. VVer darynne w. t. (VVer von minne?). 78. Vnd zway zuſamen valten (rîme?).

VIII.

Ueber den Räthselvers Jete patiete.

In dem Aufsatze im 6. Bande unseres Neuen Jahrbuches „Weiteres über das niederdeutsche Räthsel vom Ei" sagt S. 156 Dr. Hoefer:

„Beiläufig möchte ich um Erklärung des neuerdings von Wolff, Wodana II, S. 219 beigebrachten, formell an den niederdeutschen Reim erinnernden Räthselverses:

„Jete patiete in d'hagen,
„Jete patiete uit d'hagen,
„Als ge jete patiete pakt
„Jete patiete byt."

gebeten haben, nachdem ich einen geborenen Flamänder bereits vergeblich zu Rathe gezogen habe."

„Es ist wichtig an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufschluß für den andern giebt" u. s. w.

Es scheint, als wenn diese beiläufige Bitte mit dem Räthsel vom Ei, welches bekanntlich so anfängt:

„Ente Potente sat up de benk
„Ente Potente fêl von de benk"

in einer näheren Verbindung steht und wir wollen versuchen, dies durch die Deutung, welche wir dem Flamändischen Räthselverse zu entnehmen geneigt sind, hier anschaulich zu machen.

Hoefer erklärt, bisher ohne Widerspruch, und auch mit überraschender innerer Wahrscheinlichkeit das Räthselwort Potente Bd. 5.

S. 253 unseres Jahrbuches für **Pût-Ente** — Junges der Ente, so wie **Pût-hähnken, Put-höhnken** das junge Federvieh bezeichnet.

Wir lesen den Flamändischen Reim so:

Köter, Put-Köter in dem Hagen,
Köter, Put-Köter aus dem Hagen,
Wenn Ihr Köter, Put-Köter packt,
Köter, Put-Köter beißt.

Ein flamändisches Wörterbuch haben wir bei dieser Deutung nicht zu Rathe ziehen können, in einem holländischen vergeblich ihre Bestätigung gesucht, doch scheint sie uns einer solchen nicht eben zu bedürfen, sondern aus dem Niederdeutschen die innere Berechtigung zu finden. Es kommt auch hier, wie dort auf **Ente Potente**, Alles auf **Jete Patiete** an. Daß sich der **Köter**, der echte nordniederdeutsche und nur in Burlesken und Fabeln überbürgerte Name für einen ordinären Hund, in seiner Wanderung nach Süd-Nieder-Deutschland in einen **Jete** — vielleicht auch **Gete**, da diese Reime aus dem Munde niedergeschrieben werden — verwandelt, möchte einem gerechten Bedenken nicht unterliegen. Dies aber zugegeben, führt uns die Verstärkung „**Jete - Pat - Jete**" (sobald wir nicht **Pa - tiete** eben so irrig wie **Po - tente** abtheilen) nothwendig auf **das** Stammwort, welches in **Ente Pot-ente** uns in gleicher Verszergliederung, ja mit der unverkennbarsten gleichen Reimels-Bildung entgegentritt, auf **Put**, dort **Pot** hier **Pat**. Die hellere oder dunklere Auslautung des im Niederdeutschen so unklaren Vokals u wird wohl wenig Anstoß geben; bleiben wir bei dem Worte **Put** etwas stehen. Wir möchten ihm im Ndd. die Bedeutung des Unreifen, Unerwachsenen zugestehen, und berufen uns deshalb auf

1) die **Pute**, das Junge der **Kunen**, abgekürzt von den in Ndeutsch. Urkunden des 17. Jahrh. vorkommenden **Kalekunen**, d. h. Hühner aus Kalekut, = Truthühner; figürlich noch jetzt ein geistig unreifes junges Mädchen, ein s. g. Backfisch.

2) Das **Puthöhnken**, das **Puthähnken**, kleine Hühnchen und Hähnchen, auch wie Dr. Kuhn uns Jahrb. Bd. 5, S. 249 aus der Mittelmark mittheilt: **Süse, puthinneken, süse.**

3) Den **Put-Köter** — die ordinärste Art der ordinären Haushunde — auch figürlich im herabwürdigenden Sinne: **he is sin Putkoeter** — er benutzt ihn zu allen, eigne Ueberlegung nicht erfordernden Ausrichtungen, er läßt ihn die Kastanien aus dem Feuer

holen. Wir haben oft selbst gehört, daß norddeutsche ehrsame Gutsbesitzer die versatilen Berliner Commissionaire bei Gutskäufen mit dem Seufzer: „Man kann solch einen Putkoeter nicht entbehren" mehr wahr als schmeichelhaft bezeichneten. Das Unreife, Unselbstständige, Subalterne, ist der Grundausdruck in diesem vulgären Namen.

4) Den **Put-junker**. — Auch dieser ist der oft der Wirklichkeit entnommene geistig unreife, sich blähende und doch überall hin und hergestoßene, weil überall anstoßende Landjunker, wie ihn Miller in seinem Siegfried von Lindenberg mit unsterblichen Farben geschildert hat. Auch er gehört zu den Unfreien, den Subalternen, den ewigen Kindern.

5) Das **Put-farken**, ein ganz kleines Ferkel; mir ist nicht gegenwärtig, ob der Ausdruck noch gang und gäbe; in einer Holsteinschen Urkunde des 15. Jahrhunderts finde ich einen **Claus Putfarken**.

6) Die noch jetzt auf Rügen, — vielleicht auch anderswo — gebräuchliche Redensart: **se putten mi hen un her**, d. h. sie stoßen mich neckend hin und her, ich diene ihnen zum Spielballe, zur Zielscheibe. Auch hier ist der Ausdruck, jemand **putten**, d. h. als einen **Put(koeter)** behandeln, auf den Begriff des Unreifen, Unselbständigen sehr gut zu beziehen.

7) Vielleicht hängt damit das Wort: **putschen** — aufhetzen, — **he putscht se tosâm** — er hetzt sie zusammen, sowie das Schweizerische, in neuerer Zeit so leidig bekannt gewordene **Putsch** näher zusammen, was jedoch hier dahin gestellt bleibe.

Ob wir den Stamm in dem Slavisch-Wendischen, wo uns in Niederdeutschland die Eigennamen von Familien und von Orten, **Puttlitz** (Priegnitz), **Pütte** und **Putzar** in Vorpommern, **Putbus** und **Putgard** auf Rügen, in der Altmark der jetzt verschwundene **Puthof 1472 (Riedel, Cod. March. I, 7 p. 211)** so wie der **subcamerarius = Putkamer** in Pomerellen begegnen, ob wir ihn in einer deutschen Wurzel, etwa in dem **butt** — was jetzt noch ndd. Ende, also auch Anfang, bedeutet, oder in dem Laute **Put, Put**, mit dem man das junge Federvieh zur Fütterung ruft, wenn nicht dieser Laut eben von jenem Stamm abgekürzt worden, etwa zu suchen haben, das wollen wir der Forschung Anderer, denen die Muße günstiger, andeutend hiermit empfehlen.

Hätten wir auf solche Weise unserer Deutschung „Köter, Putkoeter" für **Jete patiele** eine innere Berechtigung angeeignet, so würde sich das fernere Verständniß aus dem **rimels** selbst unschwer ergeben. Ein junger Hund im umschrankten Raume (Hag, Hagen), ein junger Hund aus ihm heraus; wollt ihr ihn packen, so beißt er euch — eine einfache Naturanschauung, welche diesen Reim zu einem Kinderreime, später zu einem Reimräthsel, wohl passend erscheinen läßt. Die innere Verwandtschaft mit dem Reime vom Ei, von **Pot-Ente**, ist schon oben angedeutet, und wir schließen mit Hoefer's Eingangsworten:

„Es ist wichtig, an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufschluß für den andern giebt."

Odebrecht.

IX.

Fremdwörter im deutschen Heerwesen.

In dem Aufsatz XX. des achten Bandes des Neuen Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde ist auseinandergesetzt worden, wie unsere Gesellschaft dazu gekommen, Verdeutschungsversuche im Gebiete der Wehr- und Kriegssprache zu machen und welche Mittel die Gesellschaft bis zum Herbste 1848 ergriffen, um ihren Verdeutschungsversuchen Eingang in das wirkliche Leben zu verschaffen.

Man hatte sich an die deutsche Nationalversammlung gewendet und war von derselben aufgefordert worden, die Verdeutschungsvorschläge einzusenden. Die Uebersendung geschah mit folgendem Begleitschreiben.

„Der deutschen Reichsversammlung Ausschuß für Wehrangelegenheiten hat uns durch geehrte Zuschrift vom 29. September 1848 aufgefordert, unsere Vorschläge zur Verdeutschung der im deutschen Heerwesen noch üblichen Fremdwörter zu übersenden. Indem wir dieser Aufforderung durch Beifügung der Anlagen nachzukommen uns beehren, erlauben wir uns noch auf Folgendes aufmerksam zu machen.

Unsere Gesellschaft hat bei ihren Verdeutschungsvorschlägen folgende Gesichtspunkte festgehalten.

1) Eine wirkliche Uebersetzung tritt nur bei denjenigen Ausdrücken ein, deren Wortsinn auch in der fremden Sprache eine sachgemäße Bedeutung hat, wie **Garde du corps** Leibwehr, **Avantgarde** Vorhut xc.

2) Die Fremdwörter, die ohne Rücksicht auf ihren eigentlichen Wortsinn auch in der fremden Sprache nur wie eine Münze gebraucht werden, über deren Werth und Bedeutung man sich zu verständigen hat, werden nicht übersetzt, sondern sachgemäß verdeutscht, wie **Lieutenant** Zugführer (**Lieutenant** eigentlich Statthalter, Stellvertreter), **General** Feldhauptmann (**General** eigentlich Allgemeiner) ꝛc.

3) Die Verdeutschungsvorschläge sind möglichst einfacher Natur, ungesuchte dem Ohre leicht zugängliche dabei möglichst sachgemäße Ausdrücke, (Füsilier Schwärmer ꝛc.) — Die breiten Zusammensetzungen sind so viel thunlich vermieden.

3) Sollten einige der Vorschläge auch auffallend und ungewöhnlich klingen, so ist doch nicht zu verkennen, daß wenige Wochen hinreichen, um das Ohr an technische Ausdrücke zu gewöhnen (**Gensdarm** Landwebel, **Pontonier** Brückner ꝛc.).

5) Die Vorschläge sind dreierlei Art: a) solche, für die sich die Gesellschaft unbedingt ausgesprochen hat. b) solche die außerdem noch annehmbar und empfehlenswerth erschienen. c) solche gegen die sich die Gesellschaft durch Stimmenmehrheit erklärt hat.

Berlin, den 8. November 1848.

Die Berlinische Gesellschaft ꝛc."

Einige Zeit später wendete sich die Berlinische Gesellschaft auch an Sr. Majestät den König von Preußen mit folgendem Schreiben:

„Königliche Majestät!

Ew. Königl. Majestät haben für alles ächt Vaterländische, für Alles was dem deutschen Gemüthe ureigenthümlich entquillt, hohe Begeisterung bekundet. Ew. Majestät haben deutsches Wesen nach allen Seiten hin belebt und gefördert. Auch der deutschen Sprache haben Ew. Majestät zu ihrem Rechte verholfen, haben Mißfallen ausgesprochen, wo in deutschen Landen dem wälschen Laute der Vorzug vor den Klängen der Muttersprache gegeben wurde und begünstigen jedes Unternehmen, für die Reinheit unserer Sprache zu wirken.

Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, Kunst und Alterthum hat sich seit längerer Zeit damit beschäftigt, für die in dem preußischen wie in dem übrigen deutschen Heerwesen noch üb-

lichen fremdländischen Bezeichnungen treffende deutsche Ausdrücke aufzusuchen. Ihre Vorarbeiten sind vollendet.

Als im vergangenen Jahre in allen Gauen unseres Vaterlands der deutsche Sinn zu neuem Leben erwachte, da erwachte zugleich die Hoffnung, es würden in der Reichsversammlung zu Frankfurt Vorbereitungen getroffen werden, um aus dem gesammten deutschen Heerwesen alles Undeutsche zu beseitigen und somit eine einheitliche Uebereinstimmung in der Kriegersprache unseres kriegsgeübten Volkes zu ermöglichen. Die Berlinische Gesellschaft hat deßhalb ihre Vorarbeiten dem von der Reichsversammlung niedergesetzten Ausschusse für Wehrangelegenheiten überreicht.

Da indeß die Berlinische Gesellschaft die Ueberzeugung hegt, daß zur Verwirklichnng deutscher Hoffnungen es doch immer wieder des bestimmten Vorangehens unseres engeren Vaterlandes bedürfe, so wagt die Berlinische Gesellschaft, Ew. Königliche Majestät in tiefster Ehrfurcht um die Erlaubniß zu bitten,

> Ew. Königlichen Majestät die ausgeführten Verdeutschungsversuche der in unserem Heerwesen noch gebräuchlichen Fremdwörter vorlegen zu dürfen, damit für den Fall, daß einzelne der Versuche sich des Allerhöchsten Beifalls erfreuen sollten, dieselben ins Leben eingeführt werden könnten.

Die Berlinische Gesellschaft giebt sich ihren Hoffnungen mit um so größerem Vertrauen hin, da Ew. Königliche Majestät selbst den Weg der Verdeutschung thatkräftig zuerst beschritten, den „Hauptmann" in dem preußischen Heere an die Stelle des „Capitain" gesetzt, auch die „Etage" aus amtlichen Urkunden verbannt haben.

Berlin, den 19. April 1849.

Die Berlinische Gesellschaft ꝛc.

Hierauf erfolgte nach einigen Wochen ein Antwortsschreiben, worin der König der Gesellschaft seine Anerkennung aussprach.

Es steht demnach zu hoffen, daß die Bestrebungen der Gesellschaft nicht fruchtlos bleiben werden.

Verdeutschungsvorschläge
der
Berlinischen Deutschen Gesellschaft.

I. Heereintheilung nach Waffengattungen.

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Infanterie	Fußvolk		
2) Infanterist	Fußmanne	Kämpfer, Streiter, Wehrmann (Fußer, Manne.)	In vielen Fällen bloß zu „Fuß," wie im Französischen oft à pied, à cheval, auch bei uns „Artillerie zu Fuß."
3) Grenadier, 4) Musketier	Stürmer		
5) Füsilier	Schwärmer		
6) Jäger, 7) Schütz	Jäger		s. wegen „Schütz" unten.
8) Tirailleur	Plänkler		
9) tirailliren	plänkeln		
10) Cavallerie	Reiterei		
11) Cavallerist	Reiter	(Mitreiter)	
12) Cürassier	Schwerreiter	Panzerreiter, Gepanzerter, Geharnischter, (Ritter)	
13) Uhlan	Lanzener	Spießer	Uhlan könnte vielleicht als fremder Name beibehalten werden.
14) Dragoner, Chevau-leger, Voltigeur	Leichte Reiter	Springer, (Fußreiter, Stutzner), [Zweikämpfer, Doppelkämpfer]	
15) Husar	Tummler	Renner	Husar wie bei Uhlan.
16) Garde du corps	Leibwehr	Leibwache	
17) Artillerie	Geschütz	Gezeug, Zeug	
18) Artillerist	Schütz		
19) Kanonier	Kernschütz	Schütz	Wo Kanonier und Bombardier bloße Rangstufen sind, verdient Schütz u. Oberschütz d. Vorzug.
20) Bombardier	Wurfschütz	Oberschütz	
21) Ingenieur	Kriegsbaumeister,		
22) Pionier	Schanzer	Schanzgräber (Grubner)	
23) Pontonier	Brückner		
24) Sappeur	Stollner	Bohrer, Senkner	
25) Mineur	Schröter	Schachtner, Schroter	
26) Gensdarm	Landwebel	Landjäger, Landreiter	

II. Heereintheilung nach Abstufungen.

1) Rotte	Reihe	Riege	Wegen Rotte siehe Nr. 3.
2) Section	Schicht		
3) Corporalschaft	Rotte		
4) Zug	Zug		
5) Compagnie	Fähnlein	Hauptmannschaft	
6) Escadron	Geschwader	Fähnlein	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
7) Bataillon	Fahne	Schwarm	
8) Regiment	Banner		
9) Brigade	Schaar	Ban, Bannerschaft	
10) Division	Heerschaar	Haufen	
11) Armee-Corps	Heerhaufen	Heertheil	
12) Armee	Heer	Kriegsheer	
13) Avantgarde	Vorhut		
14) Arrieregarde	Nachhut		

(Zu etwaniger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Zugtheil, Fahnenschaar, Volksschaar, Feldschaar, Schaarenzug, Heerschaft).

III. Abstufungen nach Führer, Aemter und Würden.

1) Gefreiter	Gefreiter		
2) Unteroffizier / Corporal	Rottenführer		
3) Sergeant	Rottmeister		
4) Fähnrich	Fahnjunker	Junker	
5) Feldwebel	Feldwebel		
6) Wachtmeister	Wachtmeister		
7) Offizier	Führer		
8) Offizier-Corps	Führerschaft	Kriegshauptleute	
9) Lieutenant	Zugführer		
10) Premier-Lieutenant	Oberzugführer	erster Zugführer	
11) Seconde-Lieutenant	Unterzugführer	zweiter Zugführer	
12) Hauptmann	Hauptmann		
13) Rittmeister	Rittmeister		
14) Major	Oberstwachtmeister		Das Gemeinsame der Stabsoffiziere wird gegeben durch die Zusammensetzung mit Oberst.
15) Oberst-Lieutenant	Obersthauptmann	Oberhauptmann	
16) Oberst	Oberst	Obrist	
17) General-Major	Feldwachtmeistr		
18) General-Lieutenant / Feldmarschall-Lieutenant	Feldhauptmann		Das Gemeinsame der Generalität wird gegeben durch Zusammensetzung mit Feld.
19) Gener. d. Cavallerie / Gener. d. Infanterie	Feldoberst		
20) General-Feldmarschall	Feldmarschall		
21) General en chef	Feldherr		
22) Subaltern-Offizier	Unterführer		
23) Stabsofficier	Oberführer	Bannerherr	
24) Generalität	Feldhauptmannschaft		
25) Generale	Feldhauptleute		

(Zu etwaiger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Anführer, Heerführer, Heermeister, Feldmeister, Oberst-Feldhauptmann, Ober-Feldherr, Oberanfüheer, Kriegsherr; — und beim Geschütz noch: Ober-Zeugmeister, Oberst-Feldzeugmeister).

IV. Verschiedenes.

Jetzige Benennung,	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Adjutant	Herold	Beireiter (Botschafter, Beimann).	
2) Alarm	Lärm		
3) alarmiren	zusamm. blasen zus. trommeln.		
4) Alarmplatz	Sammelplatz ..	Stellplatz	
5) Appell	Gestellung		
6) Artillerie-Inspection ..	Geschützschauamt		
7) Artillerie-Revisions-Commission	Geschützuntersuchungsamt		
8) Attaque	Angriff .... das Gewehr zum Angriff, das Gewehr zum Anfall.		
9) Auditeur	Richter	Feldrichter Feldschultheiß	
Garnisons-Auditeur ..	Platzrichter		
Brigade-Auditeur	Schaarrichter.		
Divisions-Auditeur...	Oberschultheiß.		
General-Auditeur	Oberrichter	Oberfeldrichter	
10) Bajonett	Spieß	Spitze, Kurzgewehr, Flintenspeer, Flintenspieß (Gewehrdolch, Gewehrklinge).	
11) Bandelier	Gehenk	Wehrgehenk (Hangriemen)	
12) Bataillons-Commandeur	Fahnenherr ...		
13) Bataillon soll chargiren!	Achtung! zum Laden!		
14) Batterie	Stückschaar ... Stückwehr		
15) Bivouac	Freilager	Beiwacht	
bivouaquiren	freilagern	beiwachen	
16) Cadet	Kriegsschüler ..	Heerzögling Heerschüler	
17) Cadetten-Corps	Stift		
18) Cannetille	Raupe	Troddel	
19) Caliber	Weitung	Seele (Stückweite, Bohrung)	
20) Capitained'armes	Wehrwart	Wehrwärtel, Waffenhort, Waffenwart, Waffenmeister (Wehrmeister, Schaffner).	
21) Carabiner	Stutz		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
22) Carré	Viereck		
23) Caserne	Wehrberge	(Bannerhaus)	
24) Charge	Stellung, Amt		
25) chargiren	laden; feuern; angreifen; ansprengen (von der Reiterei)		
Bataillon soll chargiren	s. unt. Bataill.		
26) Chef	Führer; Amtshauptmann		
27) Colonne	Ballen Heersäule	Drunge Schlachthaufen Schlußhaufen	Drunge ist beim Turnen üblich.
28) Colonne formiren	zum B. } sammeln zur H. }		
29) Commandant	Platzoberst	Platzhauptmann (Platzmann)	
30) Commandeur	Befehlshaber		
31) commandiren	befehligen		
32) Commando	a. Befehl b. Befehl c. Sendung d. Sendschaft e. Wehramt	Oberbefehl, Anführung Achtwort, Achtruf, Befehlswort Aussendung Sendmannschaft Schaltamt	Wehramt in Breslau bei der Bürgerwehr üblich.
33) consigniren	heimhalten		
34) Contingent	Beitrag	Beischluß	
35) Contreescarpe	Gegenhalde		
36) Cüraß	Harnisch	Panzer	Luther hat „Krebs"
37) debouchiren	vorbrechen		
38) deployiren	ausziehen	ausrücken	
39) Disciplin	Zucht	Mannszucht	
40) Disciplinarvorschrift	Zuchtordnung		
41) Dislocation	Vertheilung	Verlegung	
42) Distance	Abstand		
43) du jour haben " " sein	Dienst haben		
44) einquartiren	einhausen		
45) Epauletten	Achselschild	Blatt, Achselblatt	
46) Escarpe	Halde		
47) Etappeninspektor	Rastschaumeist.		
48) Examinations-Commission	Prüfungsausschuß		
49) exerciren	üben, Wehrdienst üben	trillen, drillen, einausüben	trille (drille), in Hamburg üblich.
50) Exerciermeister	Drillmeister		
51) Exercierreglement	Wehrordnung	Drillordnung	
52) Feld-Equipage	Feldgeräth		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
53) Festungscommandant.	Platzoberst.....		
54) „ Gouverneur..	Ober-Platzherr		
55) Flanke..............	Flügel, Seite		
56) Formation des Heeres	Heerbildung...		
57) Fourier.............	Feldschaffner ..	Rastmeister Rastweibel	
58) Fourierschütz.........	Rastmacher....		
59) Front..............	vorn, vornhin.	vornum! das Vorn, Stirn, Brust	
60) Garnitur...........	a. Besatz ..... b. Lage, Folge	Kleinzeug	
61) Generalmarsch.......	Sammelruf ...	Heerlärm, Wehrlärm	
62) General-Intendant...	Heerpfleger....		
63) General-Inspection...	Oberschauamt.	Obermusteramt	
64) General-Inspecteur...	Schauherr.....	Obermusterherr	
65) Genietruppen........	Kriegsbauleute	Bausoldaten	
66) Gouvernement.......	Oberplatzamt..		
67) Gouverneur..........	Platzherr......	Statthalter Schaltherr	
68) Ingenieur...........	Kriegsbaumstr.		
69) Ingenieur-Geograph .	Planmeister ...		
70) Ingenieur-Inspection	Schauamt des Kriegsbauwes.		
71) Instruktion.........	a. Dienstweisung b. Unterweisung	Dienstvorschrift (Verhaltbefehl)	
72) Intendant..........	Heerpfleger		
73) Intendantur.........	Heerpflegeamt..		
74) Invalide...........	Heermüde......		
75) Invalidenwesen......	Heermüdewesen		
76) Invalidenhaus.......	Ruhheim......		
77) du jour............	s. ob. unter D.		
78) Lazareth...........	Krankenhaus..		
79) Lazarethwesen.......	Krankenwesen .		
80) Manöver...........	Kriegsspiel	Kriegsübung	
81) Material.	Rohstoff......		
82) militärisch (und Zusammensetzungen mit Militair)...........	meist Zusammensetzungen mit Krieg, Wehr, Heer.	(oft) kriegerisch	
83) Montirung (Montur)	Wehrtracht....	Diensttracht	
84) Munition..........	Schießbedarf..	Kraut und Loth......	„Kraut und Loth" in älteren Schriften sehr üblich.
85) Ordonnanz..........	Sendwache....	Sendling, Sendmann, Sendwebel, Beimann	
86) Ordonnanzoffizier....	Sendführer ...		
87) Parade............	Musterung	Heerschau	
88) Parademarsch........	Mustermarsch .	Schaumarsch	
89) Parole............	Wort	Losung, Feldgeschrei	
bei der Parole.......	im Ringe.....	....	„im Ringe" in älteren Schriften üblich.
90) Patrone...........	Ladung.......	Einsatz, Pflock	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
91) Patrontasche	Schußtasche	Kugeltasche, (Satztasche)	
92) Patrouille	Streifwache	Streife	
93) patrouilliren	streifen		
94) Percussionsschloß	Hammerschloß		
95) Platzmajor	Platzhauptmann	Platzwachtmeister	
96) Piquet	Bereitschaft		„B." ist im Oesterreichischen üblich.
97) Pistole	Puffer		
98) Piston	Amboß	Schlagröhre	
99) Points vor!	Richtmann vor	Führer vor!	
100) Pontontrain	Brückzeug		
101) Portepee	Quaste	Troddel	
102) präsentirt das Gew.	Gewehr vor!		
103) Proviant	Vorrath		
104) Proviantmeister	Pflegemeister		
105) Quartier	Rast, Standort	Herberge, Stand	
Hauptquartier	Hauptstand		
Winterquartier	Winterrast		
106) Quartiermeister	Hausmeister	Rüstmeister	
107) Queue	Rücken		
108) Rapport	Meldung		
109) Rayon der Festung	Bezirk	Geschützkreis	
110) recognosciren	spähen	lugspähen, kundschaften, auskunden	
111) Recognoscirung	Spähe	Lugspähe	
112) Rekrut	Wehrling	Neuwehr, Ersatzmann	
113) Redoute	Schreckschanze	Feldschanze	
114) Reglement	Dienstvorschrift	Dienstschrift	
115) Remontewesen	Roßwesen		
116) Remontedepot	Roßamt		
117) Reserve	Ergänzung		
118) Revisions-Commission	Untersuchungsamt		
119) Revue	Heerschau		
120) Salve	Ladung	Lage	
121) salutiren	begrüßen		
122) Serviswesen	Herbergswesen	Behausungswesen	
123) Signal	Zeichen	Ruf, Heerhorn, Rufzeichen	
124) Spion	Späher		
125) Succurs	Zuzug		
126) Tambour	Trommler		
127) Tambour-Major	Obertrommler	Trommelmeister	
128) Tete	Spitze		
129) Tornister	Ranzen	Packtasche	
130) Train-Angelegenheit	Troßwesen		
131) Train-Depot	Troßamt		
132) Trancheen	Schachtweg		
133) Tschacko	Hut	Mütze, Kappe	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
134) Uniform			
a. als Ganzes.....	a. Wehrtracht.	a. Dienſttracht, Wehranzug	
b. als Theil.......	b. Wehrrock .. Waffenrock	b. Wehrkleid, Heerkleid (Wamms)	
135) Uniformirung.......	Einkleidung ...		
136) Vedette.............	Spähwache....	Lugwache	
137) Veteran............	Altwehr.......		

R. Holzapfel.

X.

Die niederdeutsche Mundart von Danzig.

Unter diejenigen niederdeutschen Mundarten, deren vollständiges Untergehn in der nächsten Zukunft bevorsteht, gehört auch die in Danzig gebräuchliche. Bis zur Zeit der Einverleibung Danzigs in den preußischen Staat (1793) selbst in den höheren Ständen fast allgemein angewandt, erhielt sie den ersten gefährlichen Schlag durch jene Aufhebung der freistädtischen Abgesondertheit, und ihm folgte bald der zweite nicht minder gefährliche durch die siebenjährige französische Occupation. Seit der letzteren können wir daher nur noch ein Scheinleben der Mundart annehmen; bloß das ältere Geschlecht der arbeitenden Klasse spricht noch ausschließlich plattdeutsch, die Jüngeren nur noch mit ihres Gleichen, und auch da nicht mehr richtig. Jene Formenverwirrung, die dem vollständigen Tode der Mundarten als Todeskampf vorherzugehn pflegt, hat schon weit um sich gegriffen; Casus-, Modus-, und Tempusfehler hört man täglich; hochdeutsche Laute und hochdeutsche Worte treten schon wie die ersten Spitzen einer neu auftauchenden Welt immer mehr und mehr hervor. Diesen barbarischen Uebergangsjargon, dem man nur ein baldiges Ende wünschen kann, möchte ich zum Unterschiede von dem echten Plattdeutsch als den hochplattdeutschen (im Folgenden abgekürzt hpd.) bezeichnen. Freilich wird es noch geraume Zeit dauern, bis die letzte Spur plattdeutscher Grundlage in Danzig vertilgt sein wird, denn selbst bei den sogenannten gebildeten, nur hochdeutsch redenden Ständen ist noch plattdeutsche Aussprache, plattdeutscher Accent und eine ziemliche Anzahl plattdeutscher Wörter vielfach im

Schwange, und zwar häufig in solchem Maße, daß man sich genöthigt sieht, diesem Dialekte, der gleichfalls an Barbarismus seines Gleichen sucht, den Namen eines hochdeutschen zu entziehen und ihm den eines platthochdeutschen (phd.) zu geben.

In solcher Zeit des vollständigen Verfalls verlangt denn der echt plattdeutsche Danziger Dialekt um so mehr dringend nach einer wissenschaftlichen Darstellung, als ihm eine solche bisher noch nicht zu Theil geworden ist; denn selbst gelegentlich berücksichtigt finde ich ihn nur in einem einzigen, noch dazu nicht eben umfangreichen Aufsatz eines verehrten Lehrers von mir (Lehmann über die Mundarten der Provinz Preußen, in den Preuß. Provinzialblättern vom J. 1842, Bd. 27). Proben des Danziger Plattdeutschen finden sich, so viel ich weiß, nur bei Firmenich, doch ist der unbekannte Einsender in Bezug auf die Lautverhältnisse nicht ganz genau verfahren, und ich muß es daher ablehnen, jene Sprachproben als Autorität anzuerkennen. Uebrigens versteht es sich, daß ich hiemit dem trefflichen Werke durchaus keinen Vorwurf mache, wovon auch schon meine durchgängige Berücksichtigung desselben im Folgenden zur Genüge zeugt.

Die wissenschaftliche Bedeutung des Danziger Dialekts beruht erstens in seiner vielfachen Mischung mit slavischen und romanischen, sowie mit einigen von außenher gekommenen, nicht organisch darin vorhandenen germanischen Elementen, über welche Punkte ich hoffentlich künftig Gelegenheit haben werde mich weiter auszulassen; zweitens aber in dem Umstande, daß er geographisch fast ganz vereinzelt und selbständig dasteht. Denn während die östlich von der Weichsel gesprochenen Dialekte sich auf einem ganz andern Boden, dem des litthauisch-preußischen Volksstammes, und unter ganz andern historischen Verhältnissen gebildet haben, schließt sich westlich und südlich an den Danziger Dialekt unmittelbar eine große, wenn auch im Abnehmen begriffene polnische Sprachinsel an, die ihn von den übrigen deutschen Dialekten, zunächst von den pommerschen und den weiter hinauf längs der Weichsel gesprochenen bedeutend trennt. Höchstens kann man daher außer der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, etwa im Umkreise von zwei Meilen, das zwischen Weichsel und Nogat liegende Werder, auf keinen Fall aber mehr die frische Nehrung zum sprachlichen Gebiete Danzigs nehmen.

Indem ich durch das Angeführte, sowie durch das, was Grimm

Gesch. der deutschen Spr. 837 ff. ausspricht, mein Vorhaben, die genannte Mundart grammatisch und lexikalisch zu behandeln, hinreichend gerechtfertigt glaube, gebe ich für diesmal als ersten Abschnitt meiner dahin gehörigen Untersuchungen dasjenige, was sich auf die Lautlehre bezieht.

I. Vergleichung des plattdeutschen und des hochdeutschen Lautsystems.

Ueber das Vorkommen unhochdeutscher und das Fehlen hochdeutscher Laute im Danziger Dialekt habe ich Folgendes angemerkt:

1) Das z, überhaupt ein dem Plattdeutschen fremder Laut, begegnet in der Danziger Mundart eigentlich nur in Fremdwörtern, denn selbst das Adj. ganz, welches auch plattd. so lautet, muß als ein dem Hochdeutschen entlehntes Wort gegenüber dem plattd. hêl angesehn werden. Ferner bemerke ich den bisher nur albern erklärten Namen **Dânzig** selbst, außerdem **zoker** (Zucker), **zippel** (Zwiebel), **danzen** (tanzen), **zamft** (Sammt), **peterzilj** (Petersilie), **zafran** (Safran), **zakerment** (Sackerment, als Schimpfwort), **plûz** (eßbares Eingeweide von Thieren, eig. polnisch), **zuk** (Hündin, gleichfalls polnisch). Man sieht, es vertritt das z hier namentlich das scharfe s der romanischen Sprachen, und darin stimmt unsere Mundart mit dem Gebrauche der anderen niedd. Dialekte überein; so finde ich bei Firmenich in verschiedenen Gegenden außer dem erwähnten **zackerment** und **zafferon***) noch die in Danzig dieses z wol kaum enthaltenden Wörter **zalat**, **zaldate**, **zabel**, **zort**, **zaus**, **zent**, **zopp**, **zulltahn**, **zellerie**, **zuppartend**, **zusännche** (Salat, Soldat, Säbel, Sorte, Sauce, Sanct, Suppe, Sultan, Sellerie, Superintendent, Susännchen). So weit ist die Sache in Ordnung; wenn aber mitunter, wiewol selten, Danziger z ein hochdeutsches s vertritt, wie z. B. oft **zid** (Seite) und **zestig** (sechzig) gehört wird, so vermag ich darin nur ein Verderbnis zu erkennen. Bei Firmenich kenne ich kein Beispiel der Art, außer **zestig** in den Danziger Sprachproben selbst (**1, 97 b**) und **zeit** (seit) in der Mainzer Mundart (**H, 55 b**).

*) Bei diesen Citaten aus F. brauche ich die dortige Orthographie, daher die verschiedene Schreibung.

2) Der übelklingendste Laut des Hochdeutschen, das pf (welche Sprache hätte ein Wort wie Korkpfropf?), mangelt im Plattdeutschen.

3) Der Danziger Dialekt kennt das französische g (g') außer bei romanischen Fremdwörtern noch bei mehreren andern, die, wie es scheint, alle aus dem Polnischen hergekommen sind. Dergleichen sind **leg'ak** (Schimpfwort, etwa gleich Lümmel), **drug'eln** (halb eingeschlafen sein), **nug'eln** (zaudern, langsam arbeiten), **pug'eln** (sehr schwer übersetzbar, etwa so viel als sich eifrig mit etwas Unbedeutendem beschäftigen), **pug'eien** (liebkosen), **brå'gen** (laut sprechen, besonders prahlen), **brûg'** (Beule), **bèrg'** (Barsch, eine Fischart).

4) Die langen Vokale â, ê, ô in ihrer Reinheit fehlen.

5) Als Ersatz dafür gelten vier unächte Diphthonge, für â ein Laut, der aus einem betonten o mit kurz nachgeschlagenem a besteht, für ô ein aus langem o und folgendem kurzen u zusammengesetzter Halbdiphthong, und für ê endlich zwei Laute, deren erster nach dem e ein kurzes i, der zweite ein kurzes ä folgen läßt. Die beiden letzteren gehn indessen so vielfach in einander über und sind so unsicher geschieden, daß ich sie im Folgenden gleich bezeichne; nur ist etwa zu bemerken, daß das für hochdeutsches ei stehende ê stets gleich e + i, nie gleich e + ä ist. Ich bezeichne diese unächten Diphthonge, nachdem ich sie hier geschildert habe, der Kürze wegen mit å, ê, ô, als welche Laute sie eigentlich vertreten.

6) Die Diphthonge au, oe, eu, aeu. ue, ae, fehlen. Was den letzten Laut anbetrifft, so ist zu beachten, daß sogar kein hochdeutsch redender Danziger die Vokale in den ersten Sylben von Väter und Feder u. dergl. unterscheidet.

Was die numerischen Lautverhältnisse unserer Mundart anbelangt, so gebe ich hier nur einige Data, wegen deren Vergleichung mit den entsprechenden hochdeutschen Verhältnissrn, worauf ich mich hier nicht weitläufig einlassen kann, auf die von mir in dieser Zeitschrift Bd. 7, S. 83 ff. gegebenen Angaben verwiesen werden muß.

1) Unter 100 Lauten finden sich im Danziger Plattdeutschen 37 Vokale.

2) Unter 100 vokalischen Lauten giebt es

i	e	a	o	u	ei
8	53	18	16	4	1.

3) Unter 100 Consonannten finden sich

k	t	p	g	d	b	ch	f(v)	m	n	l	r	h	s	sch	j	w
8	9	0*)	5	9	2	1	4	5	16	7	10	5	7	3	2	7.

II. Vergleichung der plattdeutschen Laute mit den etymologisch entsprechenden hochdeutschen.

Von den nicht als echt plattdeutsch anzuerkennenden Lauten z und g' ist schon oben gehandelt.

Das t vertritt ohne besondern Grund nie hochdeutsches t (über das Wort Butter vgl. bei d), gewöhnlich dagegen hochdeutsches z (tid Zeit), sz (mot muß) und ss (schlêtel Schlüssel), für welche Laute das t der regelmäßige plattdeutsche Vertreter ist. Auch das unorganische für diese Laute oft im Hochdeutschen stehende's ist im Plattdeutschen ein t, z. B. in den Neutris der Adjectiva, ferner in arwten, krêwt, bet für Erbsen, Krebs, bis. Dagegen ist das unorganische hochdeutsche sz, welches fälschlich für s gebraucht wird, z. B. in der Endsylbe niß, immer nur s im Plattd. Von ôft (Obst) spreche ich unten.

Das k steht, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, in allen den Fällen, wo im Hochd. sowol k als ch erscheint (ein Paar Ausnahmen s. bei ch). Einzeln stehend ist der Name einer Straße in Danzig, welche die Katergasse genannt wird, und von dem früher in der Nähe gelegenen Franziskanerkloster ursprünglich die Patergasse geheißen haben soll. Doch scheint, wenn es sich wirklich so verhält, die Sache mehr auf Rechnung des Volkswitzes als der Grammatik zu kommen.

Das p nimmt die Stelle des hochdeutschen p und pf ohne Ausnahme, sowie die des f im Inlaute und Auslaute ein. In Bezug auf das pf würde sich eine Ausnahme finden, wenn die Wörter empfinden, empfangen und empfehlen auch im Plattdeutschen vorkämen, da hier dann wol schwerlich ein p, sondern ein f stehn würde; indessen mangeln die genannten Wörter unserer Mundart. Für hochdeutsches b finde ich p nur in pukel, pindel und zippel (Buckel, Bündel, Zwiebel). Statt hochdeutscher Gutturalis steht es in krupen (kriechen), doch halte ich es mit Graff für unausgemacht, ob wir hierin einen Wechsel zwischen Gutturalis und Labialis

*) d. h. weniger als ½.

oder vielmehr zwei verschiedene Erweiterungen einer kürzern Wurzel haben, von denen die eine dem Hochd., die andere allen niedd. Mundarten, sowie dem Agſ. und Altn. angehört Ein zweites hieher gehöriges Beiſpiel iſt pofs (Kuß), wo das p wohl nicht weit durch die Mundarten zu verfolgen iſt; ich finde es nur noch in Hinterpommern (Firm. I, 92 b).

Die Tenues haben demnach im Plattdeutſchen faſt ſtets die hochd. Aspirata und ſehr oft die hochd. Tenuis zu vertreten. Die plattd. Aspiraten weiſen dagegen nur einen ſehr geringen Umfang auf.

Das ch erſcheint faſt nur unter einer Bedingung, von der indeſſen erſt unten bei dem Einfluſſe der Laute auf einander geſprochen werden kann. Sonſt tritt es nur ſehr vereinzelt auf, z. B. in lachen (lachen), puchen (ſchelten, eigentlich pochen) und sach (ſah). Zwar hört man die Endſylbe lich auch plattdeutſch oft ſo ſtatt lik ausſprechen, doch iſt das jedenfalls nur hochplattdeutſche Verderbniß; eine eben ſolche finde ich auch in der zu Danzig öfters vorkommenden Ausſprache marcht und kalch (Markt, Kalk), wo man mit Anwendung der Aspirata hochdeutſch zu ſprechen glaubt. Unerklärt bleibt das phd. rachgirig für das einfache gierig; ſteht es für rachengierig oder für raffgierig? In einer Mundart aus dem Odenwalde (F. II, 33a) ſcheint rachgierig ſo viel als hochmüthig zu bedeuten.

Das f erſcheint nur im Anlaute, und zwar für hochd. f und v; im Inlaute und Auslaute tritt ſtatt des f öfters das weichere w ein. In jomfer (Jungfer) iſt das f natürlich als anlautend anzuſehen.

Das d iſt im Plattd. von bedeutend größerm Umfange als im Hochd., denn für alle hochdeutſchen d und t ſteht im Allgemeinen plattd. d. Zwar ſcheint hiemit meine Lautſtatiſtik nicht recht übereinzuſtimmen, denn ich habe unter 100 Conſonanten im Hochd. 8 t und 8 d, im Plattdeutſchen aber dennoch ſtatt 16, wie man vermuthen ſollte, nur 9 d angegeben; indeſſen liegt dieß an beſonderen, erſt unten zu erörternden Verhältniſſen, z. B. an dem Umſtande, daß die häufigen Wörter iſt, und, nicht im Plattd. ihr d oder t nicht haben, daß das hochd. lt zu ll aſſimilirt wird u. a. m. Bemerkenswerth iſt, daß das Wort Butter im Plattd. botter und nicht böder lautet, wie man nach möder und föder erwarten ſollte.

Freilich findet die plattdeutsche Form am agſ. **bulere** eine Stütze, jedenfalls aber ist das Wort eben so unregelmäßig in seiner Form wie räthselhaft in seinem Ursprunge. S. Grimm Gesch. d. dtsch. Spr. 1002 ff.

Das g entspricht im Allgemeinen nur demselben hochd. Laute. Nur in dem Worte Brücke (plattd. **brig**) ist das Hochdeutsche auch später nicht von der allgemeinen Regel der Lautverschiebung abgewichen. Altdeutsch scheidet sich richtig das niedd. **Osinbrugga** (Osnabrück) von dem hochd. **Insprucca** (Insbruck). Das Wort **krag** (altes, schlechtes Pferd), von dem ich nicht weiß, wie weit es sich durch die Dialekte erstreckt, lautet eben so oft **krak**.

Ueber das den Zusammenstoß der Vokale hindernde g ist erst unten der Ort zu sprechen.

Jedenfalls muß bei der Darstellung der Lautverhältnisse einer deutschen Mundart auch auf die Aussprache des g Rücksicht genommen werden, was ich bisher noch fast überall in ähnlichen Arbeiten vermisse. Und doch wäre es grade bei einem so einzeln stehenden Punkte anziehend zu sehen, über welche Ländergebiete Deutschlands sich die eine oder die andere Weise erstreckt, zumal da hierin noch jetzo das Hochdeutsche keine allgemein gültige Regel anerkannt hat, sondern noch unter der Herrschaft der Volksmundarten steht. Ich kenne fünf Aussprachen des g, die sich wol in den meisten deutschen Mundarten alle vorfinden; das g ist nämlich

1) die eigentliche Media, eine Erweichung des **k**,

2) der Laut des j, eine Erweichung des palatalen **ch** (in rechnen u. s. w.),

3) die nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die also dem palatalen **ch** gleichkommt,

4) die Erweichung des gutturalen **ch** (in lachen u. s. w.),

5) die ebenfalls nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die also dem gutturalen **ch** gleichkommt*).

In Danzig, wo die hochdeutsche und plattdeutsche Aussprache hierin völlig übereinstimmt (denn die Abweichungen, die man zuwei-

*) Ich hoffe, daß diese Darstellung möglichst klar ist, gestehe aber, daß ich nur mit Widerstreben an solche Angelegenheiten der Aussprache gehe, da ich weiß, wie leicht hier Unklarheiten und Misverständnisse entstehn. Ob z. B. die Vorbemerkungen bei Firmenich zum Kölner Dialekt einem Andern, als einem gebornen Kölner verständlich sein mögen? S. Germania VIII, 222.

len bei hochdeutsch Redenden hört, sind nur angelernt), kommen alle fünf Arten vor, und zwar nach folgender Regel:

Das erste g erscheint nur anlautend, und zwar vor den dunkeln Vokalen a, e, u, au, und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt (Gang, Gott, Gut, Gaul, Glanz, Glut, Glaube, Grab, Grube).

Das zweite g findet sich 1) anlautend vor hellen Vokalen (e, i, ei, ie, ä, ö, ü, eu, aeu) und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt, 2) inlautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (geben, ging, Geist, Gier, gäbe, gütig, göttlich, Gränze, grün, gleich, glühen; legen, siegen, steigen, zeugen, Aerger).

Das dritte g erscheint auslautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (Steig, Weg, Talg, arg).

Das vierte g begegnet inlautend nach dunkeln Vokalen (sagen, Bogen, Auge, Roggen, sagt).

Das fünfte g sehn wir auslautend nach dunkeln Vokalen (klug, mag, zog).

Die Verbindung von ng habe ich hiebei unberücksichtigt gelassen, da sie eigentlich mit der Aussprache der Muta g nichts zu thun hat; sie weicht in Danzig von der gemeinhochdeutschen Aussprache nicht ab. —

Nach dieser Abschweifung kehre ich wider zurück und komme zum b. Dieses findet sich nur anlautend, gleich dem f, und zwar an Stelle des hochdeutschen b. Nur in dem Worte **bullern**, welches wol sicher das hochdeutsche poltern ist, steht das b dem p gegenüber; in westfälischer Mundart findet sich dieses **bullern** bei F. I, 343 b. Viel genauer als die Muta schließen sich hochd. und plattd. Liquidä an einander. Einige Fälle, in welchen plattd. m und sch dem hochd. n und s gegenüberstehn, finden erst unten ihre Stelle, da diese Abweichungen auf besonderen Verhältnissen beruhn.

Hier ist vor allen Dingen das w zu erwähnen, dessen Gebiet im Plattd. sehr umfangreich ist. Erstens nämlich entspricht es regelmäßig dem hochd. w, zweitens dem in- und auslautenden hochd. b. Drittens aber, und das ist das Merkwürdigste, finden wir es auch für hochd. f, aber nur in folgenden Wörtern: **diwel** (Teufel), **stêwel** (Stiefel), **fiw** (fünf), **elw** (elf), **twelw** (zwölf), **ôwen** (Ofen), **brêw** (Brief), **hâwer** (Hafer) und **stiw** (steif). Ich

schreibe nicht **brêf** und **stif**, weil das plattdeutsche Thema dieser Wörter für das weiche w zeugt, so wie z. B. der Plur. im Plattd. deutliches w hat (auch phd. sagt man Briewe). Die Gründe für diese vereinzelten w sind verschieden. In **stêwel** und **brêw** bewahrt das Plattd. genau den Laut des latein. **aestivale** und **breve**, und erst das hochd. f dieser Wörter wird auffallend; in **diwel** schließt sich die Form genau an das b von **diabolus** an, mit der im plattd. dem inlautenden b stets zukommenden Erweichung; in den drei Zahlwörtern fünf, elf, zwölf hat das Hochd. den niedd. Laut festgehalten, wie in Elfen für Elbe; und in Ofen und steif entbehrt das Hochd. gleichfalls der regelmäßigen Lautverschiebung. Dasselbe findet bei Hafer statt, wo wenigstens das richtigere Haber das seltenere ist. So ist denn in allen diesen Fällen die Unregelmäßigkeit auf der Seite des Hochdeutschen, während das Plattdeutsche höchstens wegen der Weichheit in der Aussprache des ursprünglichen f zu bemerken ist.

Ueber das plattdeutsche l ist nur zu erwähnen, daß es in seltenen Fällen dem hochd. r entspricht, nämlich in **molsch** (verfault), wenn es gleich dem hochd. morsch ist, und in den Fremdwörtern **salviet** und **balbir** (Serviette und Barbier). Vgl. **sallfeete** bei F. II, 19 b (Mundart von Zweibrücken), **salvete** bei Schütz (das Siegerländer Sprachidiom, 1848), und **bolbier** bei F. II, 257 a (Mundart von Schweidnitz). —

Ich komme zu den Vokalen.

Das a und seine plattd. Verlängerung â entspricht im Ganzen dem hochd. a. Doch bewahrt das Plattd. oft eine ursprüngliche Länge, wo das Hochd. sie, namentlich vor Aspiraten, aufgegeben hat, oder verlängert auch mitunter eine ursprüngliche Kürze. Ich erwähne hier **mâken**, **wâken**, **pâp**, **âp**, **lâten**, **fâten**, **wâter**, **kâmer**, **nâr**, **pârer**, **âl**, **wâl**, **gârden**, für hochd. machen, wachen, Pfaffe, Affe, lassen, fassen, Wasser, Kammer, Narr, Pfarrer, all, Wall, Garten. Solche Verlängerung ist denn auch vielfach ins Phd. übergegangen z. B. in der Redensart vom **blâd singen** (vom Blatte singen). Selten finden wir dagegen hochd. Länge für plattd. Kürze; ich kenne hier nur das Wort **gafel** (ebenso in der Mittelmark, in Westfalen und am Rhein lautend), welche Kürze eigentlich dem hochd. Gabel auch zukommt. Altes a weist das Plattd. für hochd. entartetes e oder o auf, in **fast**, **gân**, **stân**, **sall** (fest,

gehn, stehn, soll). Sonst erscheint für hochd. e nur bedingungsweise plattd. a, woron weiter unten; hier möge nur bemerkt werden, daß das plattd. a grade doppelt so häufig ist als das hochdeutsche.

Das i entspricht im Allgemeinen dem hochd. ei, und zwar nur demjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. als i erscheint. Hierin ist der Danziger Dialekt noch ganz genau, und ich habe nur etwa die Kürze in wit (weiß) und glik (gleich) zu bemerken. Für hochd. i ist dagegen derselbe Vokal im Plattd. selten; hieher gehören z. B. die Pronomina mî, dî, wî (mir, mich, dir, dich, wir), die Partikel nich (nicht), und mit Kürze für hochd. Länge die Wörter mosik, fidel, zippel, diser (Musik. Fiedel, Zwiebel dieser). Plattd. i für hochd. a kenne ich nur in twinteg für zwanzig, wo aber das Hochd. einen ungehörigen Vokal hat, und in iller aller vor Superlativen), welches ich auch im nordwestlichen Deutschland wiederfinde (illerbest F. I, 222 b). An Stelle von hochdeutschem e finde ich älteres i in tigen und gistre (zehn, gestern), von welchen Wörtern namentlich das letztere diesen Vokal in den meisten niedd. Mundarten aufweist. Dem hochd. u entspricht das i nur in gille (Gulden), wo sich die Form an das ältere Gülden anschließt. Endlich, um das i auch als Vertreter des hochd. o aufzuweisen, erwähne ich sindag und sinâwend (Sonntag und Sonnabend), während das einfache Sonne in Danzig wol nie mit einem i gehört wird. Uebrigens findet sich der Sonntag und Sonnabend auch sonst vielfach in niedd. Mundarten mit einem i oder ü. — Der Umfang des plattd. i wächst endlich noch dadurch, daß es auch den hochd. Diphthong eu gänzlich in sich aufgenommen hat.

Das u findet sich, genau dem i entsprechend, an Stelle des hochd. au, jedoch nur desjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. ein u war. Kürze statt der hochd. Länge bemerke ich in supen, **buk, struk, up** (saufen, Bauch, Strauch, auf) Einzelne Fälle sind noch die, wo u dem hochd. i entspricht, nämlich in dem ganz verderbten nuscht für nichts, in schurm für Schirm, in schûwen für schieben (genau genommen entspricht freilich das u hier dem e der ersten Silbe von schieben) und in schummer (Schimmer, namentlich in der Bedeutung von Dämmerung, vgl. F. I, 75 a; **127 a; 142 b**). Für hochd. o kenne ich plattd. u nur in puchen

(pochen) und **huken** (hocken); letzteres so auch nach F. I, 496 b jenseit des Rheins gesprochen.

Gewaltig groß ist der Umfang des plattd. e, denn trotzdem daß viele hochd. e durch Apokope fortfallen, zeigt meine Berechnung doch statt 43 hochdeutschen e, 53 plattdeutsche unter hundert Vokalen. Dieses Uebermaß erreicht nun die Sprache auf folgenden Wegen: Erstens, antwortet plattd. e demselben hochd. Laute. Doch entspricht sich häufig nicht die Quantität und zwar sind die hierin abweichenden Wörter im Ganzen in allen niedd. Mundarten dieselben. Plattd. Länge statt hochd. Kürze haben wir in **schêpel**, **êten**, **vergêten**, **bêter**, **brêken**, **sprêken**, **rêknen**, **gêl**, **kêrdel**, **gêrn** (Scheffel, essen, vergessen, besser, brechen, sprechen, rechnen, gelb, Kerl, gern), plattd. Kürze für hochd. Länge dagegen in **bessem** und **ledder** (Besen und Leder). Zweitens, wird das echte ei, welches auch im Ahd. und Mhd. als solches erscheint, im Plattd. zu ê. Nur in **emmer** (Eimer) bemerke ich Verkürzung, wie sie in diesem Worte wol allen niedd. Mundarten gemeinsam ist; vgl. I, 98a; 124b; 270b; 309a; 330a; 462a; 483b; 494a. Drittens, erscheint fast immer das hochd. i und das gleichlautende ie, sei letzteres das organische oder unorganische, als e (die Ausnahme s c h i e b e n s. unter u). Quantitätswechsel bemerkt man in **em**, **en** (ihm, ihn) und in **wêten** wissen (regelmäßig von **wêt** weiß gebildet). Viertens, ist bemerkenswerth, daß nicht selten hochd. a (darf man sagen n a c h gothischer Weise?) zu e entartet; so **nês**, **wêr**, **sêd**, **dêd**, für Nase, war, sagte, that; so **eppel**, **benk**, **ex**, für Apfel, Bank, Axt; so mit Wechsel von Länge und Kürze **bêk** Bach (fast gemein niederdeutsch), **seggen** (sagen, doch hört man auch **seien**) und **hew** (habe). **Nâber** (Nachbar) erwähne ich unten unter einem andern Gesichtspunkte. Als bloß hochplattdeutsche Verderbnis sehe ich das in Danzig oft gehörte **kerb** für Farbe an. Fünftens, ist nicht gerade besonders häufig, dagegen weit verbreitet durch die niedd. Mundarten das Entarten eines hochd. o zu niedd. e. So **derp**, **bên**, **wêk**, **drêg**, **sên**, **vêr** (Dorf, Boden eines Hauses, Woche, trocken Sohn, vor). Sechstens, sehen wir noch mehrere hochd. Diphthonge außer dem schon oben erwähnten ei in plattd. e übergehn, so das ae (mit Veränderung der Quantität in **blêder** und **vertellen** für Blätter und erzählen), da oe (mit Quantitätswechsel in **lêpel** und **kêksche**

für Löffel und Köchin) und das ue (mit Verlängerung in schlêtel und schêtel für Schlüssel und Schüssel).

Das o ist im Plattd. von dreierlei Art. Zunächst steht es statt desselben hochd. Lautes. Länge für hochd. Kürze weisen die Wörter wôrd, kôrn, knôp (Knopf), von denen wenigstens die beiden ersten in fast allen niedd. Mundarten sowie im Phd. ebenfalls die Länge haben; Kürze für hochd. Länge dagegen finde ich in in boddem (Boden eines Gefäßes), domnik (Dominiksjahrmarkt), hof und vorwark (Vorwerk eines Gutes), von welchen Wörtern die drei letzte auch oft phd. mit der Kürze gehört werden. Zweitens, steht o statt des echten hochd. au, und zwar ohne Ausnahme und in strenger Uebereinstimmung mit dem Ahd. und Mhd. Drittens, ist das o ein gewöhnlicher Vertreter des hochd. u. Kürze statt hochd. Länge ist zu merken in bosem (Busen; bössen F. 207b). Das plattd. o für hochd. a endlich, welches nur bedingungsweise erscheint, s. unten; hier ist nur zu erwähnen docht (dachte vgl. F. II, 177b).

Der einzige echte Diphthong des Plattd. ist, wie schon erwähnt wurde, das ei, und auch dieses findet sich nur selten, ein Neuntel so oft als im Hochdeutschen. Seine eigentliche Stelle, und zwar in fast allen niedd. Mundarten, ist in contrahirten zweiten und dritten Personen des Singularis vom Präsens einiger Verba, namentlich gehn, stehn, thun, schlagen, tragen, sagen. So lauten also die hieher gehörigen Formen geist, geit, steist, steit, deist, deit, schleist, schleit, dreist, dreit, seist, seit; auch habe ich den Infinitiv seien für sagen gehört (daneben sind bei dem letzten Verbum freilich auch segst, segt, segen gebräuchlich). Ein einzelnes Wort mit ei ist außerdem weinig, welches man öfters, wenn auch nicht durchgängig, statt wenig hört, ein Umstand, der das Eigenthümliche dieses Worts noch vergrößert (vgl. F. I, 116a; 191a; 385b). Noch zwei Beispiele des plattd. ei sind die Interjection ei und das Subst. ei (ovum).

Eine Zusammenstellung der durchgreifendsten unter den erwähnten Verhältnissen des Vokalismus ergiebt hienach folgendes Resultat:

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
a	a		a	a
i	{ ei		i	e
	{ eu		u	o
	{ aeu		e	e

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
u	au		o	o
e	e, i, ei, ae, oe, ue		ei	i, e
			au	u, o
			eu, aeu	i
o	o, u, au		ae, oe, ue	e

III. Einfluß der Laute auf einander.

Erst durch strenge Sonderung dieses Kapitels von dem vorigen ist eine wissenschaftliche Darstellung der Lautlehre möglich, denn die Erscheinungen sind wegen ihrer verschiedenen Ursachen von ganz anderer Art als die im Vorigen erwähnten. Betrachteten wir den Laut dort gewissermaßen als ein für sich bestehendes Atom, so haben wir hier vielmehr das Wort als ein Aggregat dieser Atome anzusehn und zu untersuchen, wie in demselben jene Atome auf einander wirken. Wir haben es deshalb hier wesentlich mit den Gesetzen der Euphonie zu thun. Da zeigt es sich nun in Hinsicht auf das Plattdeutsche, daß diese Mundart in weit höherem Grade als das Hochdeutsche das Streben nach Weichheit und Wohlklang verfolgt. Dieser Umstand hat allen niederdeutschen Mundarten eine Menge von Lobrednern verschafft, in deren Preis dieser Dialekte man jedoch nicht so ganz unbedingt einstimmen wird, wenn man bedenkt, daß Weichheit meistens erst durch Verderbnis und Entartung der echten Wortformen erlangt wird, und daß schön und weich zu klingen nicht der Zweck der Sprache ist.

1. Einfluß der Consonanten auf einander.

Um eine vereinzelte Erscheinung vorweg zu nehmen, bemerke ich, daß der hochdeutschen Verbindung cht im Plattd. nicht, wie man erwarten sollte, ein **kt**, sondern gleichfalls ein **cht** gegenübersteht, z. B. **lecht, sacht, dracht, dochter, recht.** Doch erweist sich hier, wie so oft, daß der Anlaß zu diesen Abweichungen im Hochdeutschen liegt, denn dem Plattd. kommt hier das **ch** in allen diesen Fällen mit Recht zu, das Hochd. dagegen würde hier ein **g** fordern, was es aber vor **t** außer in synkopirten Formen meidet.

Ganz ähnlich verhält es sich damit, daß hochd. und plattd. **sp** und **st** sich vollständig entsprechen.

Von dem verbreitetsten Mittel die Weichheit der Sprache zu fördern, nämlich der Assimilation, giebt es zwei Fälle, welche wohl durch alle noch nicht ins Hochdeutsche entarteten niedd. Dialekte verbreitet sind, und zwar ist der eine ein Beispiel vom Vorwärts-, der andere eins vom Rückwärtswirken des assimilirenden Einflusses. Folgendes sind diese beiden Fälle:

1) **chs** wird im Plattd. stets zu **ss**, z. B. **sess**, **wass**, **foss wassen**, **lass**, **oss**, **dissel**, **wesseln** (sechs, Wachs, Fuchs, wachsen, Lachs, Ochs, Deichsel, wechseln). Hieher gehört auch **Wissel** (Weichsel), welche Form sich also ganz auf die hochdeutsche Gestalt des Namens stützt und durchaus nicht weder zur Aufklärung der Etymologie noch der lateinischen Form desselben beiträgt;

2) **lt** und **ld** wird im Plattd. zu **ll**, z. B. **hollen**, **boll**, **oll**, **bullern**, **gille** (halten, bald, alt, poltern, Gulden). Doch entsinne ich mich nicht jemals **well** für Welt gehört zu haben.

Andere Fälle der Assimilation mag man in manchen der unten folgenden einzelnen Fälle von Erweichungen erblicken. Wie die Assimilation einen Consonannten scheinbar vernichtet, so wird auch mitunter grade das entgegengesetzte Mittel, die Erzeugung eines Consonanten, zur Erreichung desselben Zweckes, nämlich einer größern Weichheit, gebraucht. Hieher gehören zwei Fälle:

1) Einschub eines **d** oder **t** zum Vermeiden des Zusammenstoßes von zwei Liquiden. So heißt es für Kasserolle nach Synkope des **e kastrol**; so **rentlich** für reinlich (vgl. **räntlich** F. II, 133b in der Mundart von Schmalkalden); so wird ferner aus Kerl, Karl und Perle **kêrdel**, **kârdel** und **pêrdel**, wo später noch ein **e** hinzugetreten ist, weil trotz des Einschubes des **d** der Zweck dieses Einschubes, eine größere Weichheit, nicht erreicht wurde. Diesem Einfügen des **d** stehn griechische Formen mit *β* oder parallel, wie *ἀνδρός*, *μέμβλωκα*, *ἤμβροτον*, *μεσημβρία*, lateinische mit **p**, wie **sumpsi**, **dempsi**, hochdeutsche mit **t** wie wesentlich, anderwärts, anderthalb und eine große Anzahl anderer.

2) Wenn ein auf einen Guttural ausgehendes Substantivum mit der diminutiven Endung **ke** versehn wird, so muß regelmäßig zwischen Stamm und Endung ein erweichendes **s** eingeschoben werden, z. B. **mêkske**, **benkske**, **jongske**, **schlokske**, **rokske**

(Mädchen, Bänkchen, Jüngchen, Schlückchen, Röckchen) u. s. w. Dieser Gebrauch findet sich wol in allen andern niedd. Dialekten. Wenn hie und da ein solches s auch nach einem andern Buchstaben als nach einem Gutturalen eingeschoben wird, so muß ich das für Misbrauch erklären; doch finde ich von dieser letztern Art bei F. nur ein Beispiel, knôwske (Knöpfchen, I, 116a), und zwar aus dem Marienburger Werder. — Eine ähnliche Erweichung durch eingeschobenes s könnte man in den Danziger phd. Ausdrücken Stadtsgebiet und Stadtsgraben erblicken, wenn das s hier nicht vielmehr als ein ableitendes, nicht bloß euphonisch hinzugefügtes anzusehn ist (vgl. Nachtswächter F. I, 526b). Was übrigens die Endung chen anbetrifft, so kennt das Hochdeutsche hierin nur in dem Falle eine euphonische Aenderung, wenn das Stammwort auf ch ausgeht, z. B. Bächelchen, Sächelchen.

Noch ist als eine Erscheinung anzumerken, welche vom Einfluß der Consonanten auf einander zeugt, daß das s in sch verwandelt wird, sobald ein r vorhergeht, z. B. akerschman Ackersmann, bûrschman Bauersmann, andersch anders, worscht Wurst, dorscht Durst, êrscht erst, nâbersch Plur. v. nâber Nachbar.

Daß auch andere Consonantenverbindungen das s zu sch verhärten, ist selten; doch hört man in Danzig maschkenbal (Maskenball; so auch F. II, 257a), eine Veränderung, der auch sogar das z unterliegt in franschbrod (phd. Franzbrod, = Semmel).

Einzelne nicht recht unter eine Regel zu bringende Danziger Erweichungen von Consonantenverbindungen sind folgende: ex Axt, wâr werde, on und, nich nicht, is ist, bên Boden eines Hauses (nach Synkope des e; genau zu unterscheiden von bodem Boden eines Gefäßes*), branwin Branntewein (gleichfalls nach Synkope), as als, fiw fünf, mêken Mädchen, sêd sagte, spitakel Spektakel, jomfer Jungfer, zippel Zwiebel. Auch die Wörter gêl gelb und mêr mürbe gehören hieher, indem sie die einfache Consonanz durchführen, die das Ahd. nur im Nom. Sing. (gelo, maro) kennt. Dagegen ist in ôft Obst nicht etwa ein Ausfall des s zu vermuthen, sondern das t in dem plattd. Worte vertritt hier mit Recht das st, da dieses seinerseits an der Stelle von organischem z steht

*) Merkwürdig ist boddem Boden eines Hauses F. II, 64b, während viele andere Stellen auch in entlegenen Dialekten den Unterschied so wie er in Danzig ist bestätigen.

(vgl. **nidus** mit Nest?). — Ein Fall, worin eine Consonantenerweichung, die im Hochd. vorhanden ist, im Plattd. mangelt, findet sich in **hewt** hat.

Auch die Metathesis wird in dieß Kapitel des Einflusses der Consonanten auf einander gehören. Sie erscheint nur vereinzelt in den niedd. Dialekten; in Danzig kenne ich nur **wraz** Warze, **kerscht** Kruste, **dertig** dreißig, **belken** (wohl für blöken; vgl. F. I, 455b, 468b), **klûn** Knäuel und **gistre** gestern. Eine Form **gert** für Grütze, wie man sie nach andern Mundarten vermuthen sollte, ist mir unbekannt. In allen Fällen von Metathesis ist eine Liquida im Spiel.

2. Einfluß von Consonanten auf Vokale.

Drei Fälle gehören hieher.

1) Die Synkope. Sie findet sich ohne bestimmte Regel und nicht sehr häufig; einige dahin gehörige Fälle sind schon erwähnt, z. B. **bên** Boden, **branwin** Branntewein; sonst führe ich noch an **barwt** barfuß, **trig** zurück, **tûs** zu Hause, **hâwke** Habicht und **henschke** (Handschuh, eig. Diminut. Handschühchen; vergl. die Formen bei F. 1, 525a; II, 201a). Im Allgemeinen beschränkt sich sonst die Synkope auf die Fälle, in denen sie auch im Hochd. erscheint. Als eine nicht ganz zu Stande gekommene Synkope kann man die Fälle ansehn, wo ein volltönender Vokal zwischen zwei Consonanten sich zu einem kurzen e verdünnt, wie z. B. in den hochd. Wörtern Wimper, Eimer, Zweifel u. a. m. So sieht man den Anfang der Synkope, welche in dem eben erwähnten **barwt** vollendet ist, in der Form **parwes** bei F. II, 188a. Das Wort **nâber** (Nachbar) hat wol in allen niedd. Mundarten die erwähnte halbe Synkope.

2) Verwandlung des hochd. **e** vor **r** zu plattd. **a**, z. B. **hârt** Herz, **schwâr** schwer, **spârren** sperren, **wâr** werde, **fârkel** Ferkel, **hârwst** Herbst, **ârwten** Erbsen, **bârg** Berg, **twârg** Zwerg, **stârwen** sterben, **fârdig** fertig. Daß auch das **i** mitunter vor **r** zu **a** wird, zeigen **kârk** Kirche, **kârschbêren** Kirschen (F. I, 100a) und **wârd** wird. Diese Verwandlung verbreitet sich weit durch die niedd. Mundarten.

3) Verwandlung des **a** vor **l** mit folgendem Consonanten in plattd. **o**, z. B. **solt** Salz, **schmolt** Schmalz, **kold** kalt, **boll** bald,

oll alt. Auch diese Verwandlung findet sich in vielen niedd. Mundarten und scheint ihnen gemeinschaftlich anzugehören, doch finden sich in manchen, namentlich den etwas entarteten, schon Formen wie **ball** für **boll**.

3. Einfluß von Vokalen auf Consonanten.

Der weit verbreitete Gebrauch der niedd. Dialekte zur Vermeidung des Hiatus zwischen zwei Vokale ein **g** oder **j** einzuschieben findet sich in Danzig nicht selten, z. B. **nige** neue, **vigelin** Violine, **vijole** Veilchen u. s. w. Ein in dem entsprechenden hochd. Worte stehendes **h** wird vom Plattd. oft nicht als Consonant angesehn und also trotzdem das **g** eingeschoben, z. B. **tigen** (zehn; das Plattd. setzt noch die Form **z e h e n** voraus), **hôge** (hohe) u. dgl. Doch beobachtet der Danziger Dialekt in diesem Gebrauch ein gewisses Maß und eine Beschränkung auf bestimmte Worte; so weiß ich z. B. die in andern niedd. Dialekten gebräuchlichen Formen **blauge** blaue, **kögge** Kühe, **egger** Eier, **friggen** freien, **mäggen** mähen, **buggen** bauen, **sniggen** schneien, **suge** Säue, **krägge** Krähe u. a. m. nicht nachzuweisen. Merkwürdig ist in Danzig das Zahlwort **nêgen**, welches sich wenigstens zu dem heutigen **n e u n** schlecht fügt.

4. Einfluß von Vokalen auf Vokale.

In diese Klasse würde die ganze Lehre vom Umlaut gehören. Dieser ist im Danziger Dialekt in so zerrüttetem Zustande, daß ich darüber keine Regel aufstellen kann, zumal da sich selbst der Einzelne hierin große Schwankungen gestattet. Denn wenn man einerseits Formen wie **kend** (konnte) und phd. **misst** (mußte) hört, so bemerkt man anderseits, und zwar wol noch häufiger, das Aufgeben eines im Hochd. gebräuchlichen Umlauts.

In Bezug auf die vokalische Contraction, welche gleichfalls hieher gehören wird, habe ich nur auf die oben gemachte Bemerkung hinzuweisen, daß der Diphthong **ei** im Plattd. fast immer aus Zusammenziehungen entsteht. Andere Fälle weiß ich nicht anzugeben.

IV. Einfluß der Stellung im Anlaut oder Auslaut.

Von denjenigen Veränderungen, welche ein Laut entweder durch eine ihm inwohnende Natur oder durch seine Stellung im Worte

neben anderen Lauten erleidet, sind diejenigen streng zu scheiden, welche er erfährt, weil er am Anfange oder Ende eines Wortes steht.

1. Anlaut.

Ein genau genommen hieher gehöriger Fall wurde schon oben erwähnt, nämlich der, daß das plattd. **f** und **b** im Anlaute denselben Lauten im Hochd. entspricht, im In- und Auslaute jedoch nicht. Hier erweist sich also eine größere Festigkeit des anlautenden als des in- und auslautenden Lautes.

Der Anlaut **wr**, der nicht hochd. zu sein scheint, da Wrucke (Kohlrübe) und Wrack wohl nur Norddeutschland angehören, findet sich in **wraz** (Warze) und in **wringen** (ringen), über welches letztere man F. I, 239 a vergleiche. Der Anlaut **gn**, im jetzigen Hochd. wol nur durch Synkope entstanden (Gnade, gnug), erscheint in **gnâgen** (nagen, vgl. Graff II, 1014), **gnârig** (mürrisch) und **gnitschig** (knauserig).

Die merkwürdige Form **tachentig** achtzig, die ich sogar in einer ganz entlegenen Gegend bei F. I, 390 b wiederfinde, trug ich früher kein Bedenken so zu erklären, daß sie zunächst nur durch ein Hinüberziehen des Auslauts von und entstanden sei*), wie z. B. in jener Stelle bei F., und daß diese Form sich dann allmälig von der zusammengesetzten Zahl aus auch in das einfache achtzig eingeschlichen habe, wo es ursprünglich ungehörig sei. Doch macht mich jetzt hierin Grimm Gesch. d. dtsch. Spr. S. 249 irre.

Den Fortfall eines Lautes im Anlaut glaube ich nur bei dem Worte **nêwedrig** (mürrisch) bemerkt zu haben, wenn es wirklich, wie ich vermuthe, mit einer kühnen, aber nicht unerhörten Uebertragung der Bedeutung, aus einem ursprünglichen schneewetterig entstanden ist.

2. Auslaut.

1) Einige Wörter, die in ihrer Endsylbe im Ahd. ein **m** zeigen und im Nhd. statt dessen ein **n** haben, lassen das ursprüngliche **m** im Plattd. unangetastet, namentlich **bosem** (Busen), **bessem** (Besen), **boddem** (Boden), und **fâdem** (Faden), welche vier Wörter

---

*) Aehnlich ist in der Helgoländer Mundart **om en dom** (F. I, 8 a) für um und um, was man auch in Danzig kennt. Uebergang zu solcher falschen Worttrennung ist franz. **a-t-il** (**habe-t ille**) u. dgl.

das **m** in den meisten niedd. Mundarten zeigen. Dieser Analogie folgt wol mit Unrecht **spâdem** (Spaten, ahd. **spato**), von welchem Worte ich nicht weiß, ob es das **m** auch in andern Mundarten hat. Das Wort **wassem** (F. I, 522a) ist in Danzig unbekannt.

2) An ein schließendes **n** fügt das Plattd. öfters noch ein **d** oder **t** an, z. B. in **wêsend** (Wesen), **lêvend** (Leben), **êvend** (eben, auch phd. hört man e b e n d), **ritend** (Reißen, Schmerz) u. dgl. Wie weit dieser Gebrauch verbreitet ist, sieht man z. B. aus den in Danzig dieses **d** n i c h t enthaltenden Wörtern **abend** (Ofen, F. I 321 a), **offend** (Ofen, F. I, 493 a), **führend** (Feuern, F. I, 205 b), **bökälesent** (Bücherlesen, F. I, 131 a), **umloopschriwend** (Umlaufschreiben, F. I, 181 a), **töscheud** und **teschent** (zwischen, F. I, 502 a; 540 b), **kumt** (kaum, F. II, 132 a), **Christjant** (Christian, F. II, 133 a), **morjend** (Morgen, F. II, 67 a); weit verbreitet sind noch außerdem namentlich **mant** (nur) und **schont** (schon). So sagt man **êvend** auch in der Oberlausitz, **dôhnd** (thun) auch in Holstein, ja sogar an das Hochd. M o n d und J e m a n d, etwa auch an S ü n d f l u t, darf erinnert werden. Etwas Aehnliches scheint es zu sein, wenn man in Danzig statt Koffer öfters phd. Koffert (vgl. **kuffert** F. II, 200 b und **gestert** F. II, 46 a; außerdem etwa noch das ganz vereinzelte **pulscht** F. II, 54 b),

3) Das **n** wird öfters im Auslaut abgeworfen, z. B. in der Endung **ke** für **chen** und in der Infinitivendung, eine namentlich auch in rheinischen Mundarten sehr verbreitete Erscheinung.

4) Auch das **e** erfährt in Danzig eine Apokope, besonders in den Pluralen und in den ersten Pers. Sing. der Verba, aber auch außerdem sehr oft; eine Apokope, welche dem ungebürlichen Umsichgreifen des **e** einige, doch nicht ausreichende Schranken setzt. Und zwar hat sich diese Abwerfung im Danziger Dialekt so fest eingenistet, daß man selbst von Gebildeten vielfach Stub, Straß u. dgl. hört. Namentlich dem Berliner, der ein solches endendes **e** nicht bloß sehr deutlich ausspricht, sondern oft sogar am ungehörigen Orte hinzufügt, wird hiedurch der Danziger oft sehr auffallend. —

Hier schließt die Lautlehre im engern Sinne. Was sich in die bisher befolgte Anordnung der Erscheinungen nicht fügt, erweist sich eben dadurch als ganz unorganisch, wie z. B. die so häufig gehörten Verunstaltungen der Fremdwörter, von welchen ein Register anzu-

legen überflüssig erscheint. Einige Analogie finde ich nur in der Consonanteneinschiebung bei **fisentiren** (visitiren; vgl. **visentator** F. II, 178b; 181a) und bei **pasternak** (Pastinak; vgl. **palzernacken** F. II, 204b).

V. Accent.

Der Accent ist jedenfalls das Höchste und Geistigste, was in der Lautlehre zur Sprache kommt. Wird daher die letztere in der einzig naturgemäßen Anordnung dargestellt, indem man vom Niedern zum Höhern fortschreitet, so nimmt er die letzte Stelle in derselben ein und bildet somit den Uebergang zur Wortlehre, und zwar dieses mit um so größerem Recht, als durch ihn erst ein Lautcomplex auch äußerlich zum Worte wird. Trotz dieser seiner wichtigen Stellung ist er bisher bei der Behandlung der niederdeutschen Mundarten fast ganz vernachlässigt worden, obwol er auch auf diesem Gebiete, wenn nicht oft, so doch hie und da Anlaß zu ersprießlichen Betrachtungen giebt.

Im Danziger Dialekt ist der Accent nur in einem Punkte vom Hochdeutschen abweichend, aber das so durchgreifend, daß diese Abweichung sich selbst in der phd. Mundart fest ausgeprägt findet. Ich deute hier auf die Neigung hin, bei zusammengesetzten Wörtern den Ton auf den letzten Theil der Zusammensetzung zu rücken. So hört man hier selbst von hochdeutsch Redenden, um so mehr aber in dem unverfälschten Plattdeutsch, viele Zusammensetzungen, namentlich mit den Subst. Sohn, Tochter und Wind, nach dieser Weise betont, z. B. Bauern*sohn*, Bäckers*tochter*, Osten*wind*; so sagt man ferner Hoch*wasser* (ein Gut bei Danzig), Raths*keller*, Herren*leben* (herrliches, kostbares Leben), Festungs*straf* (mit der oben erwähnten Apokope des e) u. s. w. grade wie die benachbarten Elbinger ihren Badeort Kahl*berg*, die Königsberger einen Platz in ihrer Stadt Königs*garten* nennen. Eine merkwürdige hier zu erwähnende Redensart ist noch einem etwas *anmuthen* sein für einem etwas zumuthen.

Von zurückgezogenem Accent kenne ich im Plattdeutschen nur zwei Beispiele. **Oliw** (Oliva bei Danzig) und **intressen** (Zinsen), beide mit dem Accent auf der ersten Sylbe.

Hindeuten muß ich hier wenigstens auf eine Erscheinung, von welcher bei der Lehre von der Zusammensetzung weiter wird die Rede

sein müssen, nämlich die Verlängerung des ersten Theils der Zusammensetzung, z. B. **hûsenschlêtel** (Hausschlüssel), **hûsendèr** (Hausthür), **ôstenwind** (Ostwind), **scherdeldôk** (Schürze, eigentlich Schürztuch; vgl. indessen **schödel** für Schürze F. I, 118b), **fastelâwend** (Fastnacht), **topkefleker** (Topfflicker), **werkeldag** (Werktag u. dgl. Zwar scheint bei manchen dieser Wörter dadurch eine Lauterweichung beabsichtigt, doch dünkt es mich, als habe auch das Streben mitgewirkt, das Zusammenstoßen zweier betonter Sylben zu vermeiden und den trochäischen Grundrhythmus der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten.

So viel für dießmal; meine zweite Abhandlung würde sich, wenn mir Muße und Kraft bleibt, über die Flexions- und Wortbildungslehre der Danziger Mundart verbreiten. Ich denke auch bei diesen folgenden Kapiteln einen Nebenzweck zu verfolgen, den ich schon in dem Bisherigen habe durchblicken lassen, nämlich den, an einem praktischen Beispiele zu zeigen, welche Anordnung ich für die einzelnen Theile des grammatischen Stoffes, welcher Sprache es auch sei, zur meinigen gemacht habe. Uebrigens theile ich diese Anordnung mit, nicht ohne sie vorher bei anderen Sprachen, namentlich der Griechischen, geprüft und bewährt gefunden zu haben.

E. Förstemann.

XI.

Lucifer und Jesus.

Der hôhe got von himelrîch, des wîsheite iſt niht gelîch,
der beſchuof von anegenge ein michel teil der engel,
under den einer was bekleit vil wol mit grôzer ſchœnheit,
als uns ſin tuot daz buoch bekant, **Lucifer** was er genant,
der vil ſchœne was, geloubet mir. ſin ſchœne was der himel zier.
doch ſult ir wunder hœren, wie in betrouc ſin ſchœne.
iu warf von himel ſin übermuot, als er noch vil manegen tuot.
er ſprach: „ad aquilônem wil ich ſitzen ſchône.
dâ wil ich ſtat vâhen. gote wil ich nâhen
und wil mich im gelîchen in dem himelrîche.“
nû hœre, herre: wider her wart geworfen darnider **Lucifer**
in daz abegründe umb ſiner hôchvart ſünde.
lâ dir die rede ze herzen gân und hüete ſich ein islîch man
vor der hochverte, der wîze iſt ſô herte,
daz got niht wolte hengen ſînem ſchônſten engel,
wand er muoz die helle bûwen mit ſînen geſellen.
im iſt ouch gar benomen der gedinge ze widerkomen,
wand er viel âne nôt. im riet nieman den tôt.
dô wart gegeben ein ſolher rât in der heiligen trinitât

---

14. Handſchrift manigem. 18. Got dem w. ich mich n. 22. War gew. da nider L. 25. Lat er diu rede. 29. Daz ir got. 30. ſinen ſchonſten. 32. Immer bawen.

daz ein menſche wurde geſchaffen, der wider ganz ſolte machen
den val der guoten engel. daz geſtuont niht lenger.
der tiuvel begundez nîden und mohtes niht erlîden,
daz der menſche beſæze daz himeliſche geſæze,
dâ von er was gevallen mit ſînen genôzen allen.
er bilte ſich in nater wis und ſleich in daz paradîs,
daz dem menſchen wart gegeben, dar in ze weſen und ze pflegen.
er ſprach dem wîbe lîſe zuo „war umbe wolte got daz tuon,
daz er im verboten hât ſûmelich obez, daz hinne ſtât.“
Er ſprach „nieman daz gelouben ſol. got der weſte vil wol,
ſwâ ir daz obez æzet, daz ir gelîch im ſæzet.“
got kunde übel unde guot. ſich waz des tiuvels rât getuot.
daz wîp daz obez von im nam. ſie riet dem manne, er tæte ſam.
dô ſchancte ſie hern Adâmen und allem ſînem ſâmen
den tôt. daz kleit vil ſêre der menſche immer mêre.
got bî im ſelben daz vernam. dô ſtiez er hern Adâm
ûz dem paradîſe mit ſamet ſînem wîbe.
ach unde wie ſâ zehant wurden verſperret diu zwei lant
der himel undz paradîſe, daz nieman ſô wîſe
wart ſider Adâmes zîten, der dem tiuvel möhte geſtrîten.
daz geſtuont, wizzet, vür wâr mêr dan vünf tûſent jâr,
daz ſich got wolte erbarmen über den menſchen vil armen.
ze himel wart ein ſamenunc von gote in ſîner manunc.
den menſchen er dâhte ze lôſen. hœrt vil lieben diz kôſen.
er ſprach „Aſſur, der vâlandes man hât mir leides vil getân
an liuten und an landen. die hât er in grôzen handen,
wan ein kleinez ſtetelîn, daz muoz mîn ſelbes wonunc ſîn.
welher iuwer wil mîn bote ſîn, der dar kunde die kunſt mîn,
der ſol wizzen vür wâr, daz ich da mit im ſelbe var.

---

44. Vnd moht ſin nit erleiden. 49. Er bildot. 54. Sich war vmbe. 61. Got der chünde vbel vn gut. 65. ſchant. 73. Ach vnd wie ſatze hant. 75. vnd daz. 76. D. n. ſo gug noch ſo weiſe. 85. menchen. 87. aſſur. 88. gegan. 92. wonungen. 94. diu chunſt.

dar inne wil ich nemen ſnel halsperc und ouch helm,
mit mînem vînde vehten, lœſen vil arme knehte.
diu menſcheit ſol mîn halsperc ſîn, mich heln vor den vînden mîn,
daz mîn ir keiner wirt gewar, unz ich ſie genige gar."
dar kom ein engel hêr genant ſente Gabrihêl.
er ſprach „herre, hie bin ich. ſwar dû wilt, dar ſende mich.
wol kan ich die wege ze der ſtat und die ſtege.
ez iſt niht diu êrſte vart, wan nie dhein wîle ſô kurz wart,
ich hân dirre ſtat gepflegen vor allen dînen widerſtrehen."
Dô wart geſant ſant Gabrihêl hin zeiner maget alſô hêr,
diu was von küneges ſtam geborn. got hât ſie zeiner muoter erkorn.
ſie was geheizen Mârià. er ſprach „plêna grâtiâ,
Mârià, dû biſt gnâden vol. got in dir ſelben wonen ſol.
dû biſt geſegent ob allen wîben. got bî dir ſelbe wil belîben."
Dô diu meit die rede erhœrt, ir vreude ſich ein teil zeſtœrt.
trahten ſie bî ſich began, von wan diu botſchaft möhte gân.
dô ſie der engel trûren ſach, vil ſchône er ir zuo ſprach
„Mârià, du ſolt niht ſorgen. dû hâſt gnâde ze got erworben.
du wirſt eins kindes ſwanger. dû ſolt niht beiten langer.
gip dar zuo den willen dîn. gote triuwe, vrouwe mîn.
Jêſus ſol er werden genant. daz ſpricht ze tiutſche heilant,
wan die ſîne wil er heilen von der ſünde meilen."
„Daz ich der einer müeze ſîn, des helfe mir Jêſus, herre mîn,
den dû welleſt heilen von der ſünde meilen,
wand die hânt mich gebunden und alſô ſêre betwungen,
daz mich mîne ſinne irrent dîner minne.,,
Dar nâch ſprach diu maget hêr „ſagt mir, gotes engel, mêr

97. fehlt ſnel. 99. wil ich vehten. 104. ſin genick gar. 105. Dar. 108. du mich. 113. I. habe der ſt. g. 125. diu rede. 127. weiſ ſich. 128. Von wann. 136. Gotes trawe. 138. zetauſche. 139. ſienen. 140. Vor d. ſunden m. 144. Von d. ſunden m.

welhen wis daz muge ſîn, daz ich gebære ein kindelîn?
ich enwart nie teilhaft mannes und hân ouch gedâht
nimmer teilhaft werden, die wîle ich lebe ûf erden.“
Des antwurt ir gezogenlîch der gotes bote von himelrîch
„Vrouwe mîn, der heilic geiſt wirt des gewerftes volleiſt.
der kumt ze dir und lêret dich. vürbaz ſoltû niht vrâgen mich.
got in ſîner geheime hât dirz behalten eine.
giſtû im den willen, dû wirſt ſîn ſarc inne.“
Maria, dir wart der engel, lâ in niht bîten langer.
jâ ſol er ze himel varen, ſînem herren wider ſagen.
dîn bîtet, vrouwe, mit jâmer — — — — — — — — —
ze helle her Adâm unde her Abrahâm,
her Iſaac und vil der veter iezuo vil manegen tac her.
ir heil iſt, vrouwe, dir geſant. dû lœſe ſie von der helle brant.
dîn bîtent weinunde ûf erde alt unde junge,
wan von dînen worten entſliuzent ſich die porten
des himels und der helle. antwurte, vrouwe, ſnelle,
ſprich ein wort, enpfâch ein wort, des himeliſchen vater hort,
ſînen einbornen ſun, der uns der ſünden abe wil tuon.
Dô ſprach diu vrouwe ûz güete und von ganzer diemüete
„gotes dienerin ich bin, geſchehe mir nâch den worten dîn.“
Nû helft mir brüeven alle, wie (wol) gote diemüete gevalle.
ich ſagiu vür die wârheit, von wârer diemüeticheit
geviel im Mârîâ baz denn dâ von daz ſie maget was.
der tugende kraft iſt ſô getân, daz ſie got ſelbe wolte hân.
wand er niht vant ze himele, dâ er ſich möhte genideren,
dô kom der ſelbe heilant nâch diemüete ûf der erde lant.
er namz an ſich ſô volliclîch, daz ir ân in niht iſt gelîch.
diſe tugent beſunder lêrt er ſîn lieben junger.
er ſprach, als uns diu ſchrift ſeit „lernet bî mir diemüeticheit.“
ô diemüete aller tugende prîs, nieman kan wizzen welhen wis

151. müg geſein. 156. erde. 164. der daz. 166. ſarig inne. 175. vîd der vater. 186. vaters. 191. dienærinne. 192. prieven. 197. daz. 200. wol han. 201. van ze h. 206. D. ir an in icht iſt geleiſt. 208. lieb.

dû ze himele quæme und dâ her ûz næme
got ſîn einbornez kint, als uns diu buoch ſagent diu ſint;
wan dô Maria daz wort geſprach, vil wunderliche daz geſchach
daz gewan diu reine mit got ein kint gemeine.
ſwer nû got zuo ſich welle bringen, der ſol mit vlîze dar nâch ringen,
daz er habe diemüeticheit, wan niendert ruowet diu gotheit
wan dâ wâriu diemüete iſt, als man an den buochen liſt.
ſwer ân diemüete dienet got, wizzet, der iſt der tiuvel ſpot
und pfliget guoter witze niht, wan (alle) tugende ſint ân ſie enwiht.
nû bite wir got den guoten durch willen ſîner muoter,
daz er uns welle diemüete geben, daz wir verdienenz êwege leben.

Dar nâch, als ez got wolte und ez alſô weſen ſolte,
dô genas des kindes diu meit gar und gar als man ſeit,
ân elliu menneſchlichiu meil. des half ir daz ſelbe heil,
wan gar ân wandel was ir leben, dâ von wart ir der ſegen gegeben,
den nie gewan vrouwe ê noch gewinnet nimmer mê.
ez iſt ir ſunderliche geſchehen. des müezen wir ir lobes jehen.
Dô din geburt was getân, dô huop daz kint diu werc an,
dô huop ez ſâ ze ſtunde des menſchen lôſunge.
der die ê hete gegeben, der wolte nâch der ê leben.
er lie ſich nâch der alten ê beſniden, als man tet ê.
an dem ahten tage vergôz er êreſt, ſîn bluot aller hêreſt
umb deheine ſîne miſſetât, der ſünde nie getân hât.
der menſchen lîp an ſich twanc, des habe er immer danc.
er tet ez uns ze lêre, daz wir immer mêre
beſniten unſer ſinne nâch der gotes minne.
die ſinne ſint der ſêle tor, wil dû ſie beſnîden, ſô lâ hie vor,
ſwaz dir ſünden bringen mac, beidiu naht unde tac.

---

214. daz her. 232. ſiner lieben muter. 234. leben amen. 236. Vnd daz er. 249. et. 253. nach ê. 261. ze einer lere. 264. n. d. lieben g. m.

dû ſolt diner ougen offenliche nnd tougen
alſô meiſterlichen pflegen, daz ſie nimmer iht geſehen,
dâ von diu ſêle enpfâhe leit und verlieſe ir reinicheit.
ſwer nâch der werlte dicke wil hin umbe blicken,
der wirt ze ſalze, ſam geſchach einer, diu hin umbe ſach,
von der wir an der ſchrift leſen, hern Lôtes kone iſt ſie geweſen.
daz ich iu daz bediute, ſô wizzen alle liute,
daz diu tier ſalz niezent gerne, daz ſie deſte ſterker werden.
alſô geſchiht uns, ſwenne wir die werlt ane ſehen mit gir.
ſô koment die hellcknaben, daz ſie ſich an uns mügen laben.
Beſnide ouch dîniu ôren, daz ſie iht gerne hôren,
ſwaz wider gotes hulde ſî, ſô wirſtû grôzes jâmers vrî,
wan ſwer der wære, der gerne hôrt nâchrede, luge, müezigiu wort,
dem tuot der wiſſage kunt eine ſolche ... ſtunt,
daz im der ſelbe ſeitenklanc wirt ein jæmerlich geſanc.
Dû ſolt den munt beſniden mit ſô grôzer blîde
an rede und an ſpîſe, daz er dich iht verwîſe
ze Babilônje in daz lant, dâ dû die ſêle lâzeſt zehant,
wan redet ze vil diu zunge, ſô wirt ſie brinnunde.
ſam geſchach dem richen man, der einen zaher nie mohte gehân
ab hern Lazarns vinger. des muoz er brinnen immer.
læſtû dich aber an den vraz, ſô, wizze, wirt dîn vreude laz,
wand als ſant Job gelêret hât: ſwer ſîm gelüſte nâch gât,
des ſpîſe wirt ze gallen in im, ſô er muoz wallen
in dem helliſchen ſiedeviur. dâ wirt im alrêrſt vreude tiur.
Der ſmac beſniten weſen ſol, daz er iht die dröuwe dol,
die der wiſſage den kunt tuot, die an ir ſmacke ſint umbehuot.
er ſpricht „vürwâr daz wizzet, ſwer ſich ſtætes vlîzet,
daz er habe ellich edeln ſmac, dem kumt noch ein ſolher tac,

---

270. Offenlichen vnd auch taugen. 272. immer. 283. daz ſaltz. 292. grozzers. 296. Ein ſölich ſtunt. 297. ſeit tenchlanck. 303. babiloni. 311. Læiſt du. 312. So wizze ſo. 314. ſim. 320. dræu. 322. vmbe hütt. 325. ælleich.

daz er mit ſtanc wirt überladen. unglich iſt der vrum dem
ſchaden,
wan daz niht vrumt hie als ein hâr, daz wirt gebuozt dort
manegiu jâr.
Dar nâch ſoltû wenden den ſin hin zuo den henden,
die ſoltû beide richten ûf ein ſolih ſlihten,
daz dû diu werc würkeſt gern, diu dir ſin vrum und gote
zêrn
und dînen ebenkriſten. des vlîz dich mit allen liſten,
ſô wirt gegeben dir der lôn und ze himelriche diu krôn,
diu dir envüeret nimmer wirt. ſich, ſolhen lôn ez dir birt.
wiltû gotes volgære ſîn, ſô beſnîde alſô die ſinne dîn.
ſint ſie aber verwahſen dir, ſô ſoltû vürbaz volgen mir,
ſô nim den aller wehſten ſtein und beſnide ſie dâ mite alein.
daz lêret dich Verſeforâ, wande ſie tet ez ſelbe ſâ:
dô der engel wolte hân erſlagen ir kint, daz ſie hete ge-
tragen,
wand ez noch niht beſniten was, ſie bôt den ſtein, daz kint
genas.
der wehſe ſtein, deiſt [diu] riuwe. daz ſagich iu bî triuwe.
ſie wil niht eines tages gern, ſie muoz, die wîle man lebet,
wern;
ze der gehœret bîht und buoz, die ouch der menſche haben
muoz.
ſie machent den ſtein wehſer vil, wand ez iſt niht ein kin-
des ſpil.
und beſnîdeſtû alſô dich, ſô wil got dir geben ſich,
als uns diu ſchrift geheizen hât und als wir leſen an einer
ſtat.
ſie ſpricht „ſwer urliuges beginnet und den ſic gewinnet,
væt er ein vrouwen ſô wol getân, daz er ſie zer ê welle
hân,
ſie muoz ir hâr abe ſniden, daz alte gewant vermîden
und dar zuo ze drîzic tagen ir muoter und ir vater klagen.
Jêſus des ſtrîtes began. dô er geſigt dem tiuvel an,

---

327. wir. 332. hintz den h. 333. peiden. 342. wæchſten. 355. wæhſe. 356. pi miner tr. 361. wæchſer. 365. diu fehlt.

der ſtrît im alſô ûz ergie, daz er ein ſchœne vrouwen vie.
menſche, daz was diu ſêle dîn und wiltû nû ſîn brût ſîn,
ſô muoſtû abe dir ſniden gar alles dînes lîbes hâr.
daz iſt alle übervlüzzecheit. wiltû des brûtegam ſîn gemeit,
dar nâch ſô muoſtû tuon von dir daz alte gewant, geloube mir;
daz iſt dîn alte [bœſe] gewonheit, diu ie an dir was gote leit.
dar nâch ſô muoſtû fêre klagen dîn muoter, diu dich hât getragen
in die ſünde maneger hande. des vleiſches gir dû dâ verſtande.
diu muoter iſt ſô geerbet, daz ſie ir kint verderbet.
der vater ungehiure daz iſt der übel tiuvel.
der trahtet, wizzet wærlîch, wie er diu kint værlîch
elliu muge ertœten und bringen zen êwegen nœten.
lâ dir von herzen leit ſîn, daz dû ie wurde ir kindelîn.
daz tranc der liebe dir got ſchenct, ſô er dich im ſelben lenct,
ſô wirt dir ûz dem wazzer wîn, ſô er verkêrt die zeher dîn
in des heilegen geiſtes trôſt und alſô ſuoze mit dir kôſt.
hie wil ich enden ſchône die circumciſiône. —
Sâ wart daz kint Jêſus genant, als der engel tet bekant.
ô Jêſus, welch ein ſüezer nam, daz dîn dem gotes ſun gezam.
Jêſus, als ſant Bernhart ſeit, dem munde ein honeges ſüezecheit,
den ôren ein ûzerwelter ſanc, dem nie deheiner gliche klanc,
ein jubilus dem herzen [und kan] zeſtœren allen ſmerzen.
nû hœret michel wunne, wan diu geborne ſunne
Jêſus offen wolte ſîn lieht zehant der heideniſchen diet.
ez het geſeit her Balaâm „ein ſtern der ſolte ûf gân
von Jacob und ein menſche erſtân [ſehet al die vreude an]
ſolte noch von Israhêl ſô gewaltic und ſô hêr,
der mit gewaltiger hant beſæze Idumêam daz lant.
ſîn afterkunft vür wâr, geloubet mirz, vil manegiu jâr
warten ſie dem ſelben ſtern. ſie hieten in geſehen gern.

382. alliu. 384. bræukom. 387. alt böſe. 392. verſtander. 394. iriu chint. 399. zu den. 414. den. 418. geleich gechlanck. 423. lichte. 429. Sold noch von iſrael. 432. Beſæzz.

got ouch ir willen vârt und ſâ, dô er geborn wart,
hiez er ûf gên ein lieht, dâ bî diu heideniſche diet
bekante âne gevære, daz der **Juden** künc geborn wære.
dri künege edel unde rich bereitten ſich gar êrlich.
ir opfer woldens bringen diſem ſelben kinde.
an ir opfer tougen zeicten ſie ir glouben.
ir opfer was wirouch mirren golt, als manz dem kinde opfern ſolt.
ſie geloubten daz er wære ein got [künec in] menſchlicher bære.
daz golt bediutetz künicrich. von künegen nieman was im glîch;
daz wirouch ſin gotheit, diu mirre ſin menneſcheit.
daz opfer ſie dô nâmen, ze **Jerûſalêm** ſie quâmen
in die ſtat küniclich. dô bâten ſie gar offenlich
den gebornen künec in zeigen, des die **Juden** wâren eigen.
„wir hân geſehen ſinen ſtern. mit opfer wellen wir in êrn.“
Herôdes trûren dô began, dô er die rede alſô vernam,
er vorhte vil ſêrez kindelin, ez verſtieze in von dem riche ſin.
daz riche in niht an erbet. er vorhte, daz ern verderbet,
der rehte künic, der dâ quæme, ob in die **Juden** ze künege næmen.
die wiſen er vrâgen began daz ſie diu buoch ſæhen an,
war in ſeite diu ſchrift ze **Betlehêm** die geſchiht.
dô nam er ſich tougenlich die künege hêre unde rich.
dô vrâgter ſie, ze welher ſtunt in der ſtern wurde kunt.
die zît ſie im ſagten, dô in daz lieht betagte.
dô verlurn ſie des ſternes ſchîn, der ir geleite ſolte ſin.
daz geſchach umb anders niht, alſam der meiſter lêre giht,
wan dô ſie des menſchen rât nâmen, an der ſelben ſtat
verlurn ſie daz gotes lieht, als noch hiute vil ofte geſchiht.
Herôdes lie die herren varn. er bat ſie im her wider ſagen,

437. irs. 438. war. 439. liehte. 445. Dem. 446. Den ſelben ch. 449. vnd golt. 467. forth. 473. Die er fr. beg. 476. da geſchiht. 479. ſiu. 482. Daz in daz liehte betahte.

ob ſie daz kint vunden, daz ſie imz wolten kunden.
er ſprach, er woltez heten an. dô trahte der ungetriuwe man,
wie er dem kinde daz leben mit untriuwen möhte genemen.
die herren varn begunden und an denſelben ſtunden
erſchein in der gotes ſtern. wizzet, ſie ſâhen in vil gern.
in liuhte der ſelbe liehte ſchîn, unz ſie vundenz kindelîn.
ſie giengen ſchiere ân allen grûs ze dem kinde in daz hûs.
dô vunden ſie daz kindelîn bî Marîen der muoter ſîn.
ſie knieten nider alle gelîch und betten in an vil vorhticlîch.
ſie opferten im mit andaht ir opfer, daz ſiem heten brâht.
des nahtes in geſaget wart, daz ſie ſô rihten ir vart,
daz Herôdes iht wurde innen, wie ſie wæren komen von hinnen.
Nâch dem ſelben râte ein ander ſtrâze drâte
ſie ir geverte wanden heim ze ir landen.
künc Herôdes begunde beiten, wand im die künege ſeiten,
wie ez læge umbez kint. ſie, wæne, im noch niht komen ſint.
dar umbe warten er began. ſich, dô ſante der vâlandes man
ze Betlehêm in daz lant; er hiez tœten zehant,
ſwaz man kleiner kinde dar inne mohte vinden,
diu wæren in ſolher alters vriſt, ſam er wânte weſen Criſt.
tœten er wolte den gotes ſun. ſich, des nam er kleinen vrum,
wan undern andern kindelîn wart im ertôt daz kint ſîn.
hie wart gehôrt jâmers ruof. der kinde müeter lûter wuof
hôch in dem lufte erſchal. ô wê welch jâmer dô erhal.
Rachêl weinet ir kint, wan ſie ze tôde erſlagen ſint.

Das voranſtehende Gedicht oder Bruchſtück früherer Zeit (was ſchon der Reim kund gibt) iſt in einer Münchener Papierhandſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts (vor 1453), Catal. pag. 467. Col. 118b—122a enthalten.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

---

500. der. 503. liht*. 521. Der chünich. 522. Wenne. 523. Vnd wie ez læg vmb daz ch. 538. ruff. 540. wilhe ein iamer. 541. iriu.

XII.

Ueber die Fabersche Sprachorgel.

Die Zeitungsgerüchte, welche über Erfindung einer Sprechmaschine aus dem Süden her auftauchen, bringen uns das Modell einer solchen in Erinnerung, mit welchem vor länger als 7 Jahren der deutsche Mechaniker Joseph Faber (aus Manheim gebürtig in Wien ansäßig) alle größeren Städte Deutschlands bereiste. Das Auftreten des Mannes war sehr anspruchslos, die Ausstattung seines Apparates etwas dürftig und durch die Hinzufügung einer Puppe mit beweglichem Munde auch ein wenig burlesk. Dies und daß man meistentheils seine Frau im Zimmer vorfand, erregte den Verdacht einer Täuschung, sei es durch ein verborgenes Kind, wie bei dem bekannten unsichtbaren Mädchen, oder durch Bauchrednerei. Doch die Offenheit, mit welcher viele Theile der Maschine gezeigt wurden, die Uebereinstimmung dieser mit der Theorie, welche Herr Faber sich über die Sprachelemente gebildet hatte und gern vortrug, entfernten bald den Verdacht und man bedauerte lebhaft, daß der Mann nicht Unterstützung gefunden hatte, seine wichtige Erfindung vollständiger und äußerlich ansprechender auszuführen.

Warum sollte es nicht möglich sein, nach richtiger Erkennung der Wirksamkeit unserer Sprachwerkzeuge mechanische Vorrichtungen herzustellen, die ihre Thätigkeit nachbilden. Erzählt doch schon D. J. J. Becher in seinem Buche „Närrische Weisheit und weise Narrheit (1725), daß er einen Orgelmacher gekannt, „welcher zwar „nicht gestudirt, aber von Natur ingeniös war, welcher lange Zeit „darüber gesessen, ob er durch Kunst einige Buchstaben redend expri„miren könnte, daß gewißlich ein großer Theil Buchstaben im

„**A B C** seine Orgelpfeiffen gesungen und theils sehr **naturel exprimirt** haben" ꝛc. Ferner hatte ja auch Wolfgang v. Kemelen bereits noch weitere Grundlagen zu einem solchen Werke hingestellt: Warum sollte ein sinniger Mann auf diesen nicht weiter bauen können? Wenn solche Betrachtungen die Zweifel schwächten, wurden sie ganz beseitigt durch genaurer Beobachtung der Maschine selbst.

Diese bestand*) aus drei Theilen: 1) der Windlade, 2) dem Kehlkopf, 3) der Mund- und Nasenhöhle.

Die Windlade ersetzt die Thätigkeit der Lungen. Es war ein Blasebalg, der durch ein Pedal bewegt wurde, allerdings ein sehr starrer Ersatz des **musculi inspiratorii** und **exspiratorii**. Aus diesem Blasebalg führte ein Gummirohr den Luftstrom in den künstlichen Kehlkopf, dessen genauere Einrichtung der Künstler nicht zeigte, von der er aber so viel mittheilte, als man zu erfahren wünschte. Die Ansicht, welche er selbst darüber aussprach, theilen wir hier in den Worten eines Arztes mit, der sich gründlich mit der Untersuchung des Kunstwerks beschäftigt hat.

„Herr Faber (sagt dieser Gelehrte) ist der Ansicht, daß die Verschiedenheit der Tonhöhe besonders von der verschiedenen Weite der Stimmritze abhängig sei und daß schon eine höchst geringe Veränderung in der Weite den Ton sehr beträchtlich modificire. Es ist dies deshalb sehr bemerkenswerth, weil mehrere Physiologen und darunter Liscovius derselben Ansicht sind, und der letztere schon eine merklichen Unterschied in der Tonhöhe wahrgenommen haben will, sobald die Stimmritze ein $\frac{1}{700}$ einer Haarbreite sich veränderte, wogegen andere und vor allen Joh. Müller durch seine sehr zahlreichen Beobachtungen am künstlichen und natürlichen Kehlkopf zu dem Resultate gekommen sind, daß die größere oder geringere Weite der Stimmritze von gar keinem oder sehr unerheblichem Einfluß auf die Tonhöhe ist. Das Urtheil des Herrn Faber scheint hier um so mehr ins Gewicht zu fallen, da er es in der Nachbildung der Stimme am weitesten gebracht hat und man ihm eine genaue Kenntniß der akustischen Gesetze so wie ein fleißiges Studium der lebendigen Vor-

*) Man vergleiche die Mittheilungen des Herrn Med.-R. Schmalz in Caspers Wochenschrift vom 3. Februar 1843, meine eigne Mittheilung in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung vom 12. Dezember 1843, eine dritte von Bodz-Reymond in demselben Blatte vom 24. Jan. 1843. Poggendorff Annalen der Physik 1843 Bd. 58. Die sonst hier erwähnten Mittheilungen sind ungedruckt und vom Herrn **Dr.** v. Bärensprung zur Benutzung freundlichst gewährt.

gänge bei der Stimmerzeugung nicht absprechen kann. Als einen Beweis seiner Ansicht führt Herr Faber den Umstand an, daß man hohe Töne beim Singen länger aushalten könne als tiefe Töne, weil nämlich bei tiefen Tönen in jedem Moment eine größere Menge Luft durch die weitere Stimmritze ausströme als bei höheren Tönen durch die engere Stimmritze. Die Beobachtung ist richtig, aber sie beweist noch nichts; denn es ist im Mechanismus des menschlichen Kehlkopfs begründet, daß mit einer Verengung der Stimmritze gleichzeitig auch eine Vermehrung der Spannung der Kehlbänder verbunden ist, vorausgesetzt, daß die Länge der Stimmritze dieselbe bleibt. Beweisend würde es sein, wenn der Mechanismus an der Sprechmaschine ein solcher wäre, daß die Stimmritze willkührlich verengt und erweitert werden könnte, ohne daß dadurch die Länge und Spannung der Bänder eine andere würde. Wenn man auf diese Weise Umfang der Tonhöhe von einer Octave oder mehr erreichen könnte, dann müßte man allerdings zugeben, daß es nicht auf die Spannung der Bänder sondern allein auf die Weite der Stimmritze ankäme. Dieser Mechanismus würde aber schwer herzustellen sein und es ist viel wahrscheinlicher, daß die Sprechmaschine den Zusammenhang zwischen Weite der Stimmritze und Spannung der Bänder, wie er sich bei Menschen findet durch eine andre Einrichtung ersetzt.(!)"

So weit diese Mittheilung welche ein tieferes Eingehn des Erfinders in die Sprachbildung bekundet. Aus einer andern Mittheilung entnehmen wir, daß die Stimmbänder an dem künstlichen Kehlkopf in der Sprechmaschine des Herrn Faber auch von Kautschuk gebildet waren und daß für die Wirkungen des complicirten Muskelsystems am natürlichen Kehlkopfe, welche Joh. Müller bei seinen Versuchen durch verschiedene Belastung des künstlichen Kehlkopfes ersetzte, Herr Faber das geeignetste Mittel nur in der Stärke des Luftstroms gefunden habe. Da aber bei gleichbleibender Spannung der Stimmbänder durch stärkeres oder schwächeres Anblasen, der Ton nur um eine Quinte modificirt werden kann; so setzte Herr Faber, wie er sagte, eine Vorrichtung hinzu, mittelst welcher gleichzeitig eine verschiedene Spannung der Stimmbänder und eine Veränderung in der Weite der Stimmritze bewirkt wurde. Der Mechanismus wurde nicht erkannt, da die einmal zusammengestellte Maschine nicht leicht auseinander zu nehmen war.

Aus dem Kehlkopf, über dessen Struktur wir jetzt ausführlicher gehandelt, trat der Luftstrom in die Mundhöhle, die der natürlichen des Menschen genau nachgebildet und überall mit Kautschuk umkleidet war. Diese konnte genauer vom Beschauer der Maschine untersucht werden. Der Oberkiefer war fest, der Unterkiefer beweglich. Der Nasenkanal war durch eine Gummiröhre ersetzt und gewährte jedem die Ueberzeugung von dem Einflusse dieses Organs auf die Bildung der sogenannten Nasallaute. Man konnte diese Gummiröhre in die Hand nehmen und durch einen beliebigen Druck das p, welches die Maschine sprechen sollte, in m verwandeln. Bekanntlich bildet sich das p durch ein Zusammenpressen der Lippen und Ausstoßen des Lautes, das m durch Zusammenpressen der Lippen und Rückdrängen des Lautes, der dann durch die Nase entweicht. Wer in dem Momente, wo er etwas hart das Wort M a m a sprechen will, die Nase fest verschließt wird Laute hervorbringen die wie P a p a klingen. Dies gelingt besonders, wenn man mit zugepreßter Nase das Wort M a m a sehr oft und schnell hinter einander spricht; wobei der Mund mehr mechanisch arbeitet und die besondere Muskelanstrengungen versagen, welche sonst auch bei gehemmtem Nasenstrom, die Aussprache der Wörter einigermaßen möglich machen. Die Maschine entsprach jenem raschen Sprechen, wo nur die Hauptorgane thätig sind. Es gehörte dieser Versuch zu den überzeugenden, daß hier nicht Täuschung im Spiele sei; weil ein verborgenes Kind oder eine daneben stehende bauchredende Frau durchaus nicht merken konnte, ob man in dem dunklen Kasten das Gummirohr zusammendrückte oder nicht.

Die verschiedenen Theile des künstlichen Mundes wurden durch Dräthe, die mit 16 Tasten in Verbindung standen, bewegt und während Herr Faber mit den Füßen den Blasebalg in Thätigkeit setzte, arbeitete er mit den Händen sehr angestrengt zur Hervorbringnng der Laute. Vierzehn dieser Tasten gaben die Laute **a**, **o**, **u**, **e**, **i**, **r**, **l**, **f**, **w**, **s**, **sch**, **b**, **d**, **g**. Eine Taste brachte durch Veränderung der Stimmritze die Hauche **h**, **ch** hervor, eine andere öffnete den Nasenkanal um die Veränderung des **p** in **m** des **t** in **n** zu bewirken. Durch geschickte Benutzung des ersten Nebenhauches **h** und **ch** brachte Herr Faber zugleich die Verstärkung des **b** in **p**, des **d** in **t**, nnd des **g** in **k** hervor. Auf seiner Maschine gaben also die Tasten **bh** zugleich niedergedrückt das **p**, **dh** das **t**, **gh** das **k**.

Bei Hervorbringung der Sylben wurden die Tasten der zugehörigen Buchstaben sehr rasch hinter einander gegriffen, was viel Anstrengung machte. Schreiber dieses gewann eine neue Ueberzeugung von dem Wegfall jeder Täuschung, indem er den Herrn Faber aufforderte, so schnell als möglich mit der Maschine zu sprechen. Da konnte denn hie und da ein Vergreifen bei den Tasten nicht ganz ausbleiben und es ergab sich, daß die Maschine diese Fehlgriffe auch wirklich sprach.

Die Maschine konnte flüstern, deutlich sprechen und singen. Das lautlose Sprechen war besonders geeignet, die genaue Nachbildung der etwas scharfen Consonantlaute zu beobachten. Die Selbstlaute näherten sich in ihrem Klange der Wienerischen Mundart. Ein Umstand, der von der treuen Nachbildung des Lautes durch die Maschine zeugte und deren Heimat dadurch verrieth. Wenn einmal der Klang eines Wortlautes so bestimmt durch ein Instrument festgehalten wird, muß er auch an ihm in seiner Eigenthümlichkeit auftreten und man würde durch solche Maschine im Stande sein, bestimmte Sprachweisen festzustellen. Hätten Aegypter, Griechen und Römer solche Sprechmaschinen hinterlassen, würden wir über die Aussprache weniger zweifelhaft sein. Manche Beschauer der Maschine schöpften aus dieser treuen Nachahmung der Mundart den Verdacht, daß ein verborgener Mensch in der Maschine spräche; während es doch auf der Hand liegt, daß Nachahmung nur etwas Besonderes nachahmt und in Wien nicht der Berliner Dialekt nachgebildet werden konnte. Das Singen umfaßt nicht viel über eine Octave und war nicht eben erquicklich. Es wurde durch Begleitung einer kleinen Orgel unterstützt, welche der Mann spielte, während die Frau jetzt langsam die Tasten der Sprechmaschine anschlug. Dies schien der Zweck ihrer Anwesenheit bei den Vorstellungen mit der Maschine zu sein. Die gewöhnliche Sprache der Maschine war etwas rauh und zischend; sonst klar und bestimmt. Das Weiche des geschmeidigen lebendigen Mundes entbehrte sie. Den Namen Euphonia, den Herr Faber dem Instrument gab, bewährte das Instrument durchaus nicht. Richtiger möchte es durch Anthrophonium oder deutsch durch Sprachorgel benannt werden.

Wo ist es aber jetzt? Wo tönt es? Erhebt es vielleicht von Neuem seine Stimme im Süden und giebt sich, wie ein altes vergessenes Buch als neue Auflage, nun als neue Erfindung wieder?

Immerhin! Möge es nur kommen, von Herrn Faber oder von einem glücklichern Nachfolger gespielt. Es ist wünschenswerth, das Räthsel zu lösen, welches über dieser seltsamen deutschen Arbeit schwebt. So gelungen und deutlich hat noch keine Maschine gesprochen; daher auch die vielseitige Besorgnis einer Täuschung, gegen welche aber Vieles schon erwähnte spricht. Wir rechnen noch dazu, daß wir mit aller möglichen Vorsicht mißtrauender Beobachtung prüfend nichts Verdächtiges wahrgenommen haben. Der Hauch der Laute, den wir das Ohr ins Innere des Kastens hineinhaltend scharf auffaßten, war kalt, und konnte unmöglich von der warmen Menschenstimme eines eingeschlossenen Kindes kommen. Die Uebereinstimmung der Bewegung des künstlichen Mundes mit den Lauten war so genau, daß ein nebenstehender Bauchredner unmöglich alle Einzelheiten so bestimmt wiedergeben konnte. Also Täuschung war hier nicht. Der berühmte Physiolog Joh. Müller, mit ähnlichen Versuchen beschäftigt, hat die Maschine mehrmals besichtigt, viel mit dem Erfinder verkehrt, unseres Wissens jedoch nie einen Verdacht der Täuschung geäußert, obwohl er der Theorie der Sprachbildung, die ihr zum Grunde lag, seinen Beifall versagen mochte. Alles dieses muß uns auf die neue Sprachmaschine gespannt machen, wie es unser Bedauern erregt hat, daß die Fabersche verschollen ist, die einen bedeutenden Fortschritt auf diesem Gebiete der Darstellung enthielt und großer Vervollkommnung fähig war. Wenn man erwägt, wie rasch auf den Gebieten der Technik jetzt die größesten Schwierigkeiten beseitigt und überraschende Wunder geschaffen werden, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß unter den Händen sinniger und mit den erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüsteter Künstler in den sieben Jahren, seit Faber in Berlin war, seinem Entwurfe entsprechende genauere und wohltönendere Sprachorgeln entstanden wären, und daß wir vielleicht neben den jetzt erfundenen schreibenden elektrischen Telegraphen auch unmittelbar redende könnten erhalten haben.

August.

XIII.

Diſz iſt von Kaiſer Lucius tochter wie mit liſten yr er enthielt vnd ſi doch ain ritter erwarb mit liſten.

Zv Rom̄ ain riche^{s} kaiſſer ſas der Lucius gehaiſſen was
Der hett ain tochter ſchon vnd zart wol geborn̄ von hocher art
Zu der hett er lieby groſz Niendert vaud mā ir genoſz
An tugend vnd an der geber Nū hett der kaiſer ain diener
Der wz ain ritter from vnd veſt Der mocht weder ru noch reſt
Noch gar kain geſtift nit han̄ Die min̄ hett in gezindet an
Nauch der Junckfrow ſtond ſī gir Ains maulſz kam er auch zŭ ir
Do er ſi allaine ſach Haimlich er zŭ ir ſprach
Nū ſag mir edele maget dz Ich hăn dich lieb gar on̄ maſz
Wz ſol ich dar vm̄ geben dir Das du wolteſt ginnē mir
By dir zŭ ſchlauffen nū ain nacht Si ſprach zŭ hand vnbedacht
Tuſſend guldin vnd nit mer Dar vm̄ ich von dir beger
Des ward der ritter fro Er gab der ſchenē maget do
Vor nacht die tuſſend guldin Do nu die ſon̄ v̄ber den ſchin
Vnd die vinſter nacht wz komē Alſz im der held hett vir genomē

1. vor ſas ſteht wz. 27 v̄ber vielleicht aus v'lor entſtanden.

Alſo kam er do gĕgan. Zŭ der maget wolgetăn
An dz bett legt er do ſich Vnd entſchlieff gar ſchnelleclich
Do er die gantzē nach(t) do lag Vnd anders nit dē ſchlauffen pflag
Des morgē do die ſonn vff gie[ng] Die Jūgfrow dz nit enlie
Von dem bette gieng ſi dan Vnd legt zŭ ſtond ir claid' an
Dar nauch wackt ſi den ritter gŭt D' wart betriept in vnmŭt
Dz er verſchlauffen het alſo Zŭ der maget ſprach er do
Liebe Junckfrow mīeclich Ich bit mit gantzē fliſz dich
Dz du kerreſt her zŭ mir An dz bet dz iſt min gir
Si ſprach dz bin ich vnberait Ich ſag dir für ain warheit
Ich han dir mit vnrecht getŏn Wañ Ich mit dir gedingt hŏn
By dir zŭ ſchlauffen ain gantze nacht Dz hŏn Ich alſo volbraucht
Vm̄ tuſſeud guldin dz bĕſchach Nū hiſtu geweſen ſo ſwach
Dz du hauſt dz antlit din Gen dem ſtoltzen lib min
Nie gĕkert zŭ ainē maul Dz mŭſtu von mir ſpot vnd ſchal
Fürbas ewĕclichen hoñ Do ſprach der betriept(e) man
Der ſchlauff haut mich betrogē ſer Vnd bit dich zŭ komē her
Zŭ mir an dz bette din Si ſprach dz mag doch nit geſin
Wie vil er die maget hat Dz hett er an ir niendert ſtat
Dar nauch der ritter ſprach zŭ ir Wz ſol ich nū geben dir
Dz ich by dir noch ein nacht Sol ſchlauffen alſz ich hŏn erdacht
Des antwurt im die maget vin Ich nim̄ tuſſent guldin
Vnd lauſz dich mit mir ſchlauffen gan Die ander nacht by mir beſtŏn
Der ritter wolt(e) nun fürbas Sin gelück verſŭchen bas
Do nun komē wz die nacht Die tuſſend guldin er do hrăcht
Die gab er auch der clūgen maid An dz bett er ſich lait
Zŭ im ſi ſich zŭ ſtond legt Zu iglicher wiſz der ritter tett
Alſz er vor mălſz het getăn Der ſchlauff gieñg in abe' an

---

39. 65. 82. ſteht bött.

Dz er ſo inn dem ſchlauff lag Biſz v̄ber in gieng der liecht tag
Des hett der ritter vſſerkorn Die tuſſend guldin aber v'lorn
Die maget von dem bett(e) trat Dar nauch wackt ſie den ritter drăt
Der ritter trurē ſer began Mer dañ Ich nieman ſagē kañ
Er ſprach vſz betrieptē mŭt Nū ſag mir Junckfrow edel vnd gŭt
Mag Ich nū dz hŏn von dir Dz du welleſt ginnē mir
Die drittē nacht by dir zŭ ligen Si ſprach dz ſy dir vnuerzigen
Ob du bringſt tuſſend guldin Die nim Ich dar vm̄ von dir in
Er ſprach die wil Ich dir geben Doch gedacht er im do neben
Nū hŏn ich vff die erſte nacht D' magt, all min barſchaft bracht
Zom andrē maul hŏn Ich zwăr Min erb vnd eigē verſetzt gar
Vnd dz gelt dz Ich dem wib Geben hŏn vm̄ irē lib
Der mir nie ward vnder tŏn Wil ich nū by er beſtŏn
Dz mir dz werd zŭ tail So muſz Ich min gelück vnd hail,
Mit andren wegē ſŭchen draut Er rait zŭ ſtond inn ain ſtatt
Zŭ ainē burger der wz rich Er ſprach zŭ im gar zogenlich
Nū ſag mir lieber fründ min Machtu mir tuſſend guldin
Gelichen der bedarff ich wol Dar vm̄ ton ich dir wz ich ſol
Der burg' ſprach die lich ich dir Wz gewiſſenhait tŭſtu mir
Der ritter ſprach nū ſag mir nū Wz du begerſt dz will ich thon
Do ſprach zŭ im der burger Ich wil dir ſagē vil gewer
Dz ich dir gib ain friſt vnd zil Vff ainē tag den ich deñ wil
Nennē hie vffenbăr Dar vff ſoltu mir gantz vñ gar
Alſz miñ gelt wider geben Zŭ ſicherhait wil ich do neben
Des von dir hŏn ain prieflin Beſtetigot mit dem ſigel din

135. ſteht prieſzlin.

Der sol wesē vest vnd gůt Geschribē mit dim aignē plůt
Ob du dar in woltest simig sin Vnd mir nit gebest dz gelt min
Gantz vnd gor vff dz zil Dz ich dir vff setzē wil
Dz ich dañ sol gewalt hŏn Dinen lib zu griffen an
Vnd dar vſz schnidē wz ich wil Des frischen flaisches din alſz vil
Dz deñ alſz swer mig gesin Dz ich do mit dz gelt min
Mig wider wegen an der wăg Ob dir dz also behag
So lich ich dir dz gelt vil gern D' ritter mocht dz nit enberñ
Er versprach im alles das Zeton wz er im vor las
Er schraib zů stund ain brieffelin Mit dem aignē plůt sin
Alſz zwischen in daz waz geret Sin insigel er dar an tăt
Do mit der brieff geuestnet ward Den gab er do mit der vart
Dem burger in die hand sin Von im die tussend guldin
D' ritter do zů stond enpfieng Do mit er von dannē gieng
Er sprach sit ich dz gelt hŏn So sol ichs wiſzlich legē an
Dz ich es nit v'lier sam ee Oder ich můſz iemer me
Vůr bas liden iamers pin Vnd in grosser armůt sin
Er gieng zů stond zů ainnē mā Der wz ain maist' lobesam
Der natůrlichē kunst gelert Sins rautz er do begert
Er sprach lieber maist' min Ich thon kunt der wiſzhait din
Mīnes hertzē haimlichait In trůwen si dir dz gesait
Dz Ich von hertzē lieb hŏn Des kaisers tochter wol getŏn
Mit der bin ich ain worden Dz mich die maget hochgeborn
Zů nacht by ir schlauffen lieſz Dar vm̄ ich ir zů lon gehieſz
Zway tussend beraitt' guldin Die hatt si all genomē in
Nů haut d' schlauff betrogen mich Dz ich die zwo necht stettechlich
Gantz vnd gar des schlauffes flag Biſz v̌her mich erschain d' hell tag
Vnd hon an dem megetin Nit volbraucht den willē min
Vnd ist dz gelt v'lorñ mir Nů hon ich zů ir solich gir
Dz ich von ir nit mag gelŏn Dar vm̄ ich entlechnet hŏn
Tussend guldin gůt vnd swer Von ainē richē burger

V'lüſz ich die ſam̄ jenes gůt So můſz ich lebē in armůt
Dar zů ſchand vnd laſter hān Nū bin ich her zů dir gōn
Vnd beger des rautz din Tů mir mit diner wiſzhait ſchin
Wie ich vor ſchlauff werd behůt Dz ich nit von minē gůt
Alſo rinklich mig geſtōn Dz ich ſwerlich entlechnet hōn
D' wiſz maiſter zů im ſprach Zwiſchend des golters vnd lilach
An dem bētt des megetin Do lit ain clains briefflin
Dz haut die tugend vnd kraft Wer kompt an dz bet gehaft
Vnd von dem golter wird bedeckt D' muſz ſchlauffen biſz mā in weckt
Die magt ſchon vnd miñeclich Sit du dich hauſt gentzlich an mich
So wil ich dir geben ain raut Dz diñs hērtzē will ergaut
An der maget hüpſch vnd clůg Du ſolt ſůchen mit fůg
Vnd(er) des golterś dach lis Dz briefflin in ſtiller wis
Dz wirff dañ von dem bett hin dan Vnd leg dich zů ſtond hin an
So wider vert dir glück vnd hail Dir wirt die magt ſchon zů tail
Der ritter ward ōn māſſe fro Zu der Junckfrow gieng er do
Vnd gab ir dz gold zů hand Ab zoch er do ſin gewand
Vnd ſůcht dz briefflin ſtill vnd liſz Inn aller d' geberd vnd wiſz
Sam er wolt behaltē ſin gwand Dz briefflin er vil ſchier vand
Dz warff er ver von dem bett Die magt dz nit gewaret hett
D' her do dz nit enlie Zů ſtond er an dz bett(e) gie
Vnd legt ſich dar an gar ōn ſwe' Vnd tett ſam er entſchlauffen we'
Dīe magt īr gewand ōch vō ir ſwaiff Dz bett ſi auch zů ſtond begraiff
Si legt ſich zů dem ritter dar Si hett des nit genomē war
Dz d' ritt' lobeſan Hett den brīeff geworffen dan
Do nū die wond' ſchon maidt Sich het zu dem ritt' gelaidt

218. für gentzlich beſſer gelan. 223. ſteht doch liſz.

Nū merckend wie es dar nách ergieng Gar liepplich er sy vme fieng
Dz erschrack die maget ser Si sprach owe mine' er
Ich bin lasterlich betrogen Her nu bisz so wol gezogen
Vnd schon bie der erñ min So wil ich alles dz gelt din
Vil gern wid' geben dir Dz du vor haust geben mir
Er sprach din red ist gar entwicht Si spraeh her nū tů mir nicht
Schaden hie an minē erñ Ich will dir gentzlich wid' keren
Zwär din gold zwiflach Hin wid' do der ritt' sprach
Zů d' magt miñecklich Gebest du mir dins vatters rich
Vnd sin gewalt gantz vnd gar Ich mecht dich nit geweñ zwär
Dz du begerst an mich hie Der ritt' do nit enlie
Mit d' maget er do rang Alsz vil bisz er si doch bezwang
Bisz sin will ward gar vollbrächt Alsz er im dz hett erdaucht
Er macht vsz der magt ain wib Zů stond si do zů des ritters lib
So grosz vraud vnd lieb gewan Mer deñ ich gesagē kan
Auch hett der werd(e) ritt' sider So grosz lieb hin wied'
Do er dar an gedächt nie Wie es mit dem burg' gie
Dem er dz gelt schuldig wz Vir wör sond ir wissen dz
Dz sich die frist v'gangen hett Die dem ritt' wz vff gelett
Dar an [d]er dem burger Solt bezalñ dz gelt ön geue'
Ÿber die frist warn xv tag V'gangē zwar mit rechter wag
Dz er sich mit d' miñe spil Bekummert het alsz vast vnd vil
Dz es im nie kam in sin můt Wie er entlecbnet hett dz gůt
Do er lag ains maulsz am bet Vnd kurtzwil mit d' frowē hett
Do gedacht er an dz gold Dz er dem burge' geben solt
Vnd daz dïe frist wz zergan Vil ser süfzen er began
Er wainet vast vnd bitt'lich Do dz vernam die miñeclich
Zů stond si zu ime sprach Sag mir waz ist din vngemach
Dz du so gar betrïebet bist Er sprach ich hön ön arge list

283. besser Daz er. 302. steht Fünffzen er begēn.

Dich alſz lieb gehapt biſz her Vnd dinneʳ miñ noch ſtetz beger
Dz ich dz kom zŭ vngeniſt Dʳ tod mir dar vm̄ kinftig iſt
Si ſprach wie mag dz geſin Dz laufz mich wiſſen herre min
Dʳ ritter ſprach dz ſag ich dir Ain burger haut gelichen mir
Berait die tuſſend guldin Die du hauſt genomē in
Jetz von mir zom leſten măl Dar vff hat er geſetzt den wal
Ob ich im nit bezal ſin gelt Vff ain tag den er mir mălt
So hatt er vollē gewalt zwŏr An minē lib gantz vnd gar
Allenthalb(en) wŏ er wil Dz flaiſch dar vſz ſchnidē alſz vil
Dz das gelt mig widʳ wegen Nū bin ich ſo by dir gelegē
Dz ich von groſſer liebe din Vʳgeſſen hŏn der gelt ſchuld min
Wañ ich daz erkeñ vnd vind Daz xv tag vergangen ſind
V̈ber den tag dar vff ich ſolt Dem burger widʳ geben dz gold
Dar vm̄ mŭſz ich liden pin Vnd vʳlieren daz leben min
Dz iſt ăĭn vrſach dz ĭch wain Zŭ im ſprach dz wib vil rain
Du ſolt dir dar vm̄ firchtē nicht Vnd mit trurē hŏn kain pflicht
Gang bald hin zŭ dem burgʳ Vnd mach im den ſeckel ſwer
Gib im dz gelt zwifaltig Ob er dir das dañ vʳzig
Vnd nit wolt ăĭn beniegen hŏn Gib im dz er geuordrē kan
Vnd laufz in nemē wz er wil — — — — — — — — —
Wañ dz wil ich dir alles gebē Ob ich gefriſten mig din leben
Des ward der (herre) fraidē rich Er rait do vil ſchnelleclich
Zŭ dem burger rich vnd gŭt Den grŭſt er mit hochē mŭt
Er ſprach vil lieber frŭnd min Ich hŏn thŏn wider den willē din
Dz ich dir nit gehaltē hŏn Dz ſol ich dir zŭ bŭſz ſtŏn
Dz gelt will ich dir zwiflach geben Gar willeclich ăn widʳ ſtreben

337. ſteht main. 347. Hier fehlt ein Reim, etwa und wære ſin noch alſo vil oder ſin ſi lützel oder vil.

Do ſprach zu̇ im d' burg' Nū merck von mir die rechte mer
Ich wil nū do by beſtōn Alſz ich mit dir gedingt hōn
Nach lut vnd ſag des brieffs min Ich beger nit des geltz din
Hin wid' do d' ritt' ſprach Sit dir das gelt nit zwiflach
Von mir behagt dz ich dir ſol So bit ich dich tū ſo wol
Vnd vorder do vi̊r wz du wild Wañ mich des alles nit beuilt
Dz will ich dich bezalē nū Zwo̊r dz iſt dir wol zu̇ tōn
Do ſprach der burg' mit gewalt Zwo̊r din red iſt manigualt
D' machſtu vor mir gar zu̇ vil Wañ ich nit anders main noch wil
Dañ dz du halteſt zu d' friſt Wz inn dem brieff gēſchribē iſt
Geueſtnot wol mit dinnē plu̇t Vnd mit dinnē inſigel gu̇t
Dz wil ich habē hie von dir Sus machtu nit ledig ſin vō mir
Zu̇ ſtond d' burg' mit gewår Hieſz den ritt' vil gewer
Vachen vnd fierē vi̊r gericht Dz ward do v'zogen nicht
Inn dem ſelben kingrich wz Geſetzt vnd gebottē dz
Wer ſich mi̊t gu̇ttem willē ve'band Vm̄ ſchuld wie die wz genant
Der mo̊cht do vō nit geſtōn Dz recht mu̇ſt ſich dar nåch ergan
Nū wz die frow in triebſal zwo̊r Ir knecht hett ſi geſendet dar
Die ſoltend das erfarñ hie Wie es irem bu̇len ergie
Die knecht komē wider zu̇ hand Zu̇ d' frowē haim gerant
Vnd ſagtē ir die rechte mår Wie der ritt' gefiert wår
Vir dz gericht offenbaur Do dz die frow ward gewar
Zu̇ i̊r ſelb ſi do ſprach Sol er nū ſolich vngemach
* * * Dz er den ritt' leben lieſz hie
Wolt er im dz ginnen nicht Der richt' ſprach wz im geſchicht

---

377. ſteht wol. 395. ſteht Irn̄. *** Hier fehlt offenbar etwas, vermuthlich 1 Bl., da mit dieſem auch eine neue Lage von 4 Bl. beginnt. Es enthielt die Verkleidung der Frau, und Verhandlung der Sache vor dem Richter. 407. ſteht micht. 408. ſteht ritt'.

Gnand hie von dem burger Dz gīnn ich im ōn all geuer
Die frŏw kert fich zom burg^s dar Si fprach lieber fründ nim war
D^s ritt^s ftaut gefangē hie Wz hilft dich dz ain recht ergie
Vber den vil ellendē man Dz er dz leben folt v^{s}lōn
Vie weg^s ift dir dz gold rott Dañ des fromē ritters tod
Silber vnd gol(t) nū nit enwildt Dz nim von im bifz dich bevildt
Gentzlich năch dem willē din Dar vm̄ will ich behaft fin
Do fprach hin wider d^s burg^s Her nū merckend dife mer
Vnd găb er mir ain kingrich gar Ich liefz in nȳme^s leben zwăr
Dic frow fprach zŭ im do Nit liebe fraind red alfo
Sit im d^s richt^s gund zŭ leben So foltu in auch hie ergeben
Der burg^s fprach ich ton fin nicht Ich beger ain fchlecht gericht
Dar vm̄ zŭ fprechen hŭtt zŭ tag Nauch mines brieffes lut vnd fag
Vnd nauch des lands gefatzt vñ bot Dz rieff ich ōn allen fpott
Dĭe frow fprach zŭ dem richt^s do Sit den fachē ift alfo
Dz nū der vaige burg^s dŏrt Wed^s mit bet noch mit geltz hord
Nit wil lauffen wifen fich So beger ich vefteclich
An dich vil lieber richt^s fid^s Dz du gericht fitzeft nid^s
Zŭ richten baiden ŏn gewe^s Dem ritt^s vnd auch dem burg^s
Ieglichem nauch d^s anfprăch fin D^s richt^s fprach trut herre min
Dz fol billich hie gĕfchehen Ain glich recht fond ir fehen
Die frow fprach zom burg^s Nū fag mir hie gewer
Wŏ wiltu fchnidē den ritt^s in Dz flaifch vfz dem lichnam fin
Des antwurt im d^s burg^s fid Zŭ der bruft do dz hertz lit
Will ich fchnidē den jungē mā Sins flaifches alfz vil her dan

---

419. *etwa:* als vil du wilt. 434. *für* minen brieff lút.

Biſz ich mins geltz behaft bin Dz do mit wirt gewegē hin
Die frow ſprach zŭ dem richt' Her nŭ merck vil gewer
Du hauſt geſprochē offenlich Du welliſt in baidē ain recht gelich
Lon wider varn ŏn gewer Dem ritt' ſam dem burg'
Sit dem nŭ alſo iſt So beger ich zŭ der friſt
Dz ditz geſatz vol braucht werd Des der ritt' hie begert
Dz vor menger wil vnd zitt Iſt gehalten ver vnd wit
Vnd des gemainē land ſit Quicūque ſangwie ăc9 effud(i)t
Sangwis eius effudit' Dz betüt in tüſcher ker
Wer v'güſt des andrē plŭt Inn zorns wiſz vnd vnmŭt
Des glich im auch geſchech Dz mā ſin plŭt flieſſen ſech
Wer den andren bringt zom tod Dem tŭt mā billich die ſelb not
Nŭ iſt d' burg' zŭ raut worden Mit dem ritter hoch geborñ
Dz flaiſch von ſinnē lid(en) ſchnidē Dz ſol der ritter zŭ ſtond liden
D' burger ſol nŭ vachen an Zŭ ſchniden wŏ er wil den mā
Doch ſol er ſich hietten eben Dz das plŭt nit flieſz do neben
Wañ dz iſt vor gedaucht nie Da[n] ir baider gediñg ergie
Wañ wie dz plŭt rint do mit So mŭſz nauch detz lands ſit
Vnd nauch alten geſatzt vnd bott D' burg' liden ſolich not
Sam d' ritter liden mŭſz Dz iſt dar vber die recht bŭſz
Des ſprach d' burg' zŭ d' friſt Sit den mären alſo iſt
So haiſt mir geben dz gelt min Ich main die tuſſend guldin
Die ich im gelichē hŏn So will ich in nŭ ledig lŏn
Dz andrē zŭ ſpruchs gantz vnd gar Si ſprach ich ſag dir dz vir wŏr
Dz er git kainē pfeñig dir Du hauſt hŭt oft gehert von mir
Dz er dir gerñ hett geben Gol(t) vnd ſilber vil do neben
So wolteſt du nŭ den lichnam ſin Vnd kain gelt vō im nemē in
Si kert ſich gen dem richt' dar Si ſprach her nem̄ des ritters war
Ich hoff er ſell ledig ſin Gib vrtel lieber herre min

460. mit für nit. 468. So für be. 474. d. i. ſanguinem alicujus.

Der richtʳ ſprach do offenbŏr Es iſt dʳ rittʳ gantz vnd gar
Nū ledig von dem burgʳ Alſz ich dz offenlich bewer
Wañ dz flaiſch mag vō dʳ hüt Mit nichten werden vſz gerit
Es mŭſz dz plŭt fieſſen do mit Des habend ſi gedacht nit
Inn der tădíng ſtill vnd liſz Sit nū dʳ burgʳ wiſz
Dz gelt vō im nit nemē wolt Wedʳ dz ſilbʳ noch dz gold
Doch dz ſin nutz geweſen wer Dz ſol der rittʳ gar ŏn ſwer
Von hinnē ledeclichen gan Der burgʳ ſol nū fürbas hŏn
Zŭ im kain anſprăch nit mer Alſz er hatt gehapt biſz her
Dz ward die frŏw hoch gemŭt Si danckt im ſins gerichtz gŭt
Vrlob nam die frow rich Von in allen gemainlich
Vff den maidē ſi do ſas vnd rait zŭ hus ŏn vndʳ lŏſz
Si hettē all geſworē des Die do warē ingeſes
Vor gericht offenbaur Si wer ain mā geweſen zwăr
Si ſpraucħē all vſz ainē mŭt Dʳ iung rittʳ from vnd gŭt
Der ietzond hin gerittē iſt Dʳ haut mit ſinnē clŭgē liſt
Vnd mit groſſer wiſzhait Den rittʳ hie behiet vor laid
Do mit nam es alles end Dʳ burgʳ gieng zŭ hus behend
Er ward zŭ ſpott offenlich Dʳ rittʳ auch berait ſich
Dʳ von dem tod erleſt wz Er rait zŭ ſtond ŏn vndʳlauſz
Zŭ ſinnē bŭlen widʳ hain Nū hat die miñeclich vnd rain
Die wil geziert iren lib Vnd wz widʳ wordē zŭ wib
Do ſi den rittʳ komē ſach Gar liepplich ſi zŭ im ſprach
Nū ſag mir hertz lieber mā Wie biſtu hüt dem tod engan
Der rittʳ ſprach dz ſag ich dir Es lag hüt frŭ hert mir
Es wer ain vrtel ſchier geben Vber min lib vnd auch min leben
Dz vndʳ ſtond ain iungʳ man Ain ritter clŭg vnd lobeſam
Wiſz vnd dar zŭ wol geſprech Gnăden vol vnd nit zŭ găch
Der hat mit dʳ wiſzhait ſin Mich erleſt vſz groſſer pin.
Er haut es auch braucht dar zŭ Dz ich ſitzen ſol mit rū
Vnd aller anſprauch ledig ſyn vir bas von dem bürgerlin
Dar vber gab dʳ richtʳ Die ſelben vrtel vil gewe
Des ward dʳ burgʳ do zŭ ſpot Die frow ſprach ſit dich nū got
Erleſt von groſſer pin vnd laid Mit des ritters wiſzhait

So hetteſt du in billich mit dir Her zů huſz brauch(t) hie vir
Dz er mit vns enbiſſet hiet Er ſprach zů ſtond er dannen ſchied
Dz ich nit waiſz wŏ er hin kam — — — — — — — —
Si ſprach nū ſag mir lieber mā Ob du den ritt' wol getŏn
Solteſt fürbas ſechen mer Kantteſt du den tegē her
Er ſprach zů d' frowē rich Zwăr ich kenn in aigenlich
Die fraw dz nit lie Inn die kamer ſi do gie
Vnd legt die mannes claid' an Alſz ſi vor maulſz hett getŏn
Vſz d' kame' ſi do trat Sam ain man d' můt hat
Do dz d' ritt' ward gewar Dz ward ſin hertz erfrayet gar
Er kuſt ſi an iren rottē mund Vnd ſprach zů d' ſelben ſtund
Geſegnet ſi die zit vnd friſt Dar inn din lib geborn̄ iſt
Dar nauch mit groſſ' wirdikait D' kaiſer gab die ſchene maid
Dem ritt' clůg zů ee wib Er trüttet irē werdē lib
Mit groſſen eren ŏne miſſewend mit frid ir leben nam ain end
Dz helff vns der raine tegē Dz wir gottes frid pflegē
Vnd wir ſin gnăd erwerbē Vnd in ſinē frid erſterben
So wirt vnſer ſelē raut in v G dz geſchribē haut
Inn gottes
namen amē
Ich hā vſſ gnăd

Vorſtehende Erzälung iſt aus Beeſenmeyers Papierhandſchrift, von welcher ich im Quellenverzeichnis der „Geſammtabenteuer" Bd. 3, S. 795—96 Bericht gegeben, und auch dieſen Inhalt derſelben berürt habe. Die Geſchichte dieſer Dichtung, hin durch die Franzöſiſchen ſieben weiſen Meiſter, die Lateiniſchen und Deutſchen Gesta Romanorum und den Meiſtergeſang, iſt ebendaſelbſt Seite CXXXVIII und in der Berichtigung dazu erörtert, bei den Sagen vom Zauberer Virgilius, welcher in den gesta Romanorum auch als Zauberer auftritt. Mit der Proſa derſelben ſtimmt

589. fehlt eine Reimzeile.

unser Gedicht sehr genau, doch ist jene nicht etwa aus diesem aufgelöst. In beiden ist der Gold für Menschenfleisch Leihende noch kein Jude, ebenso wenig als in dem Französischen sieben weisen Meister-Gedicht, welches diese Grausamkeit als Sache einer andern Grausamkeit darstellt, indem der Schuldner dem Gläubiger, seinem Vasallen, für eine Beleidigung, das Bein hatte abhauen laßen. Shakspeare's Kaufmann von Venedig hat, wie unser Meistergesang, den Judenhaß ins Spiel gebracht, und das Räthsel der drei Kästchen damit verbunden, welches sich auch selbständig in der Englischen Sammlung der Lateinischen **Gesta Romanorum** (Kap. 99 der Engl. Uebersetzung von Swan, Deutsch bei Gräße II, 249) befindet: nur ist es umgekehrt eine wunderbar aus dem Schiffbruche gerettete Schöne, welche durch ihren Scharfsinn einen Kaisersohn gewinnt.

Der buchstäbliche Abdruck zeigt die Schreibweise der Alemanischen Handschrift von 1459. ŭ ist aus dem älteren ů entstanden, wie noch der Halbkreis über u unsrer Schreibeschrift. ă und ŏ bezeichnet die breite doppellautige Aussprache des langen â, und ist manchmal auch ausgeschrieben **haut, raut,** wie **frŏw** für **frouw.** Einigemal steht auch ĭ, ĕ für kurzes und langes e. Für **ü** ist, auch mundartlich, **i** und **ie** herrschend, sowie **e** für **ö,** und **ai** für **eu.**

v. d. Hagen.

XIV.

Modedeutsch des 14-, 15ten und 19ten Jahrhunderts.

1. Nach Laßbergs Liederſal CCXVI.

Man redet ditz, vnd mainet daz;
Der Tůtſch wil lernen, der bedarf baz
Ains guoten tolmetſchen ietz denn ie.
Nu hôrt, ich wil uch ſagen, wie
Man nüewer Tůtſch(e) tichte vil:
Wenn ainer den andern ſlachen wil,
Er dråt im zerſerten durch den grint.
Ain alter man haizt ain kint,
Ob er nit (der) witze hat.
Man gicht och, ainer kunſt kat,
Eb er alſus lutzel kan.
Ain bôſwicht haizt ain biderb man
Hinder ſich ze mezzen.
Wer zůrnet, der wil frezzen
Den lůten irů ogen uz,
Verbrint den ainem ſin hus,
Der ſait, ez ſy zerrunnen.
Ainer kam nie an die ſunnen,
Der zu der werlt nit wandel hat.
So git och ſinen geſten rat
Ain wirt, der erlich ſpiſet.
Man ſpricht, ainer hab verwiſet

Die lût, git er in ſwachen rat.
Man ſait, der tiuvel beſtanden hat
Ainen, der boſlich tuot.
Wer laidig iſt, der hat nit muot.
Frôlich lût hant vôgelin vunden.
Man gicht, ainer hab erſlunden
Beckil hub vnd ſlappen dran,
Ob erz vmb win verſetzen kan.
Wer wenig trinkt, der trinkt ain ſaich.
So tribt man och der lus(e) laich;
Daz hiez hie vor gejucket.
Man gicht ainer [hab] under trucket
Den andern, des er gewaltig ist.
Wer niempt fürcht, der fürcht ain fiſt.
Ich han gehôrt wol dri ſtunt licht,
Daz man aim ſtuol ain ſurt gicht.
Ain hengſt wirt dick ain merch genant.
Loſt ainer bald, er komt gerant;
Gat er gemach, ſo ticht er;
Trit er liſ, ſo ſlicht er.
Nimpt ainer ain wip, daz haizt geſchent.
Wer lôgent daz man ficht, der blent
Al die ez geſechen hant.
Wer die lût betrûgt, der beſchizt ain lant.
Lûgt denn ainer, daz haizt gefidert.
Armet ainer, der wirt genidert.
In zornes wys ſpricht man, ſy ſchaiz.
Ain krieg haizt man zn rais.
So haizt hoffart ain gebreſt,
Ain hocbi burg ain giren neſt.
Ain tumber man haizt ain goch,
Ald ain tôfel. man ſpricht och:
Dů welt iſt geſorten mit bôſem kût.
Wer mild iſt, der behaltet nût.
Wer finz verzert, der hat verſchizzen.
Ubel lût fint unverwizzen.
Ain gelerter haizt ain buoch biz.
Iſt ainer ſwarz, ſo haizt er wiz

Als ain gebůtlachti kra,
Můgt iemen icht, daz haizt, er gra.
Wen nůt můgt, der hat nůt gallen.
Groz lůt haizent quallen.

So haizt ain gepur ain holz pock.
Ain wit balzer haizt ain ſchopf(?)
So iſt ain kugel huot ain tach.
Man gicht, ain kurzer man der flach
Ainem langen biz an ſin kin.
Diſt Tůtſch het frůmbd(en) ſin:
War umb flůg' ain kurzer man
Ain, der im nůt hat getan,
An ſin kin ald an ſin munt?
Alle minner ſint verwunt:
Sy bluotent aber nicht.
Minnet ainer nit, man gicht,
Daz er nit apfel ezzen mug.
Z'war daz tunket mich ain lug;
Er izzet ir licht me zem tag,
Denn ainer der wol minnen mag.

Der über muot und hoffart hat,
(S) Wie nider im ſin ſa(i)ch gat,
Der haizt ain hoch ſaiçher.
Ditz iſt ain ſelzen mår.
Ain tůfel haizt ain zornig man;
Ain wib haizt [ainer], der nit zůrnen kan.
Ainz haizt ſo, daz ander ſus;
Ich ſait' ez in aim jar nit uz,
Waz man neuwer Tůtſche hat.
Min herz(e) gar in wunder ſtaſ,
Wie ain frůmbder Wålſcher man
Iemer Tůtſch gelernen kan.
Hie mit wil ich ez lazen ligen
Und diſer red' lan ſin geſwigen.

Sprache, Vers und Reim geben dieses Gedicht dem 14ten Jahrhundert; im 15ten galt es noch, wie die Aufnahme in die

große Sammlung zeigt, über welche ich auf das Quellenverzeichnis zu „Gesammtabenteuer" Bd. 3, S. 763 verweise. Einiges mag zwar erst dieser jüngern Abschrift gehören, sowie die Schreibung und manche Fehler. Jene ist hier in sich berichtigt, namentlich bei s und z, der Ableitung und Biegung gemäß. Das Schweizer i und ü für iu (55. 61) habe ich belaßen. Ergänztes ist durch runde Klammern bezeichnet, Ausgewiesenes durch eckige. — Z. 7 ist zerserten wol von serten (sart, surten; gesorten und gesarten), Angelſ. serdan (Lat. serere), inire, stuprare (mehr in Ziemanns Wörterb.), welches seltene Wort hier gleich noch zweimal vorkömmt (38. 55), sodaß dröut für drât zu lesen wäre. 8 der Alte wird wieder zum Kinde. 10 kat ist kât, kwât, Kot (Niederd. kwâd klein — die Quaden), und dazu wol kunne aus kunst und Ob aus Eb zu beßern. 13 umgekehrt. 14 „die Augen auskratzen" heißt's noch, sowie „mit den Augen verschlingen," auch vor Liebe „einen freßen," und das Herz freßen durch die Augen, den bösen Blick. 17 zerinnen wird schon in Nibel. (676. 6413. 8445), Iwein, Wigalois, so allgemein gebraucht. 18 wie noch „ans Licht," für „zur Welt" kommen. 20 Auch schon in Nibel. 3874. 22 verwiset stimmt zu vürwise, urwise in Nibel. 3672. 23 wie jetzo „eingenommen" oder „beseßen". 26 entgegengesetzt galt muot für Unmut, Nibel. 650. 5041, wie gemûte im Eckenliede 18 des a. Drucks. 27 wie Kinder sich über ein gefundenes Vogelnest freuen. 30 wie noch „Haus und Hof durch die Gurgel jagen." vgl. 57. 31 saich für Nichts, wie 10 kât, 36 sist, und jetzo „Dreck, Schiß" in solchem Sinne gemein ist. Anständiger steht sonst dafür „Ei, Bohne, Haar (noch), Stroh, Faden." 32 spielt das Tanzlied den Läusen auf. So wird ein solcher Kopf „der Läuse Tanzboden" genannt. 34. „unterdrücken" ist jetzo dafür der gewöhnliche Ausdruck. 38 versteh' ich nicht. Vgl. zu 7. 39 merch, merhe, ist weiblich zum geschlechtlosen march, mark; so wird noch „Mähre" geringschätzig für beide Geschlechter gebraucht. 40 rennen, von rann, rinnen, ist eigentlich rinnen, laufen machen, wie noch „einem ein Speer durch den Leib rennen;" dann, in Nibel. schon, rennen, doch nur auf angetriebenem Rosse; wie sprengen, richtiger Mhd. sprangen, Ahd. sprankôn. 37 tichen (teich, tichen; getichen) heißt eigentlich fördern, (nachdenklich) beßern. 43 wie noch „schänden," zwar im gewaltsamen Sinne. 44 ebenso noch „blenden, mit sehenden Augen blind machen."

46 **beschizen** gilt noch für betrügen, wie bei Luther u. s. w. 47 „gefiedert" im Sinne von lustig, windig; oder „gefüttert," mit Zuthat, da veder auch Pelzwerk heißt (Nibel 1474), woraus füttern, Futter, misverstanden ist, und mit vuoter, Futter zur Nahrung, nichts zu schaffen hat. 48 entsprechend dem jetzigen „herunterkommen." 49 in der Studentensprache gilt **schizen** naturgemäßer für Fürchten. 50 „Zureise," im alten Sinne von **reise**, Aufgebot zum Kriege. 51. 52 beides noch anwendbar. 53 **gouch** ist eigentlich Kuckucksbrut (Nibel. 3481). **tûfel**, wie noch „dummer Teufel;" **tump** ist aber jung, unerfaren, unbesonnen. 55 vgl. zu 7. **kût** ist wol Wechsel (vergl. mein Wörterbuch zum Tristan **kût**). 56 behält, bewart. 57 ist die Folge von 28. 58 **verwizzen** besonnen, verständig; wie **gewizzen** bewust und Bewustsein, (Gewißen) von **gewizzen** wißen. 59 wie „Bücherfreßer, Bücherwurm." 61 **gebûtlachti** versteh' ich nicht. 62. 63 **mûgt** von **muejen**, mühen, verdrießen. 63 wie die Taube. 64 die „Quallen" genannten Seegewächse? 65 wol eigentlich ein „Holz-, Wald-Bauer," der Holz fällt und zum Verkaufe bringt. 66 **witbalzer** scheint dasselbe, vom alten **wite** Holz: noch in Widehopf, Krammet, (alt **kranewit**); Engl. **wood**, Isl. **vid**. Der Name Witekind enthält die Sächsische recht eigentliche Stamm-Sage, und dazu stimmt Ahd. **Widuminna** Echo, und Nord. **Ividia** Hamadryade. Der Reim fordert **schok**, aber auch unverständlich. 67 **tach** ist eigentlich Hochd. für Dach. 68 **slach** ist slahe, schlage, hier für treffe, reiche. 74 vergißt den alten Minne-Speer, Pfeil, des Herzens. 77 bezieht sich wol auf den ersten süßen Apfelbiß, nach welchem der Mensch in den sauren Apfel, ja ins Gras beißen muß. 81 **steht aber** für über. 83 im verwandten Sinne, wie noch ein Ueberweiser oder Neunkluger ein „Klugscheißer" heißt. Uebrigens weiß ich Einen, der einem gleich Großen, auf gleichem Boden, über den Kopf weg „saichen" konnte. 85 vgl. 24, anders als 54. 86 weibisch, wie 8 kindisch.

---

2. Parlamentsrede im Jahre 1849.

Das Deutsch dieser Rede ist, mit ihr selber zu reden, „selbstredend" verständlich, und obgleich es zunächst in Berlin sich ausspricht, so findet es doch überall Widerhall und gilt für das gesammte constitutionelle Deutschland, welches darin wenigstens ein-

stimmig ist. Die Jahre der großen Errungenschaften und noch größeren Leidenschaften 1848—49 haben auch diesen Gewinn gebracht oder befestigt. Die langen Periodenketten gewähren den neuen und umgeprägten Worten das gehörige Vollgewicht, und diesen mangelt es auch, „wenn ich mich selber recht verstehe," — nicht an inhaltschwerem Sinne. Die Rede steht hier, wie sie im Jahr 1849, Nr. 104 durch das Organ der Tante Voß sich vernehmen ließ:

„Zeitstimme.

Aus einer verhaltenen Berliner Parlamentsrede.

(Bevorwortung. Da wir vor der Hand keine ersten und zweiten, rechten und linken Berliner Kammerreden hören und lesen können, so möge folgendes Schwanzstück einer in Petto gebliebenen Parlamentsrede einstweilen als Stellvertreter dienen. Sie ist so viel als möglich in den hohen Kammerton gestimmt und im doppelten Contrapunkt gehalten.)

„Meine Herren, es hat sich immer mehr und mehr herausgestellt, daß die glorreichen März-Errungenschaften des Völkerfrühlings 1848, wo das politische Selbstbewußtsein allgemein erwachte und zur Selbst-Regierung mündig ward, nur von den gesinnungstüchtigen und thatkräftigen Individuen recht verwerthet und gründlich ausgebeutet werden, welche so große Thätigkeit entwickelt, die europäische Aufregung durch allseitige Propaganda zur tellurisch-kosmischen Agitation gesteigert, die Massen bearbeitet, die unteren Schichten der Gesellschaft aufgewühlt, die Proletarier, Bummler und Lummler zum Barrikadenbau und Kampf aufgestachelt, und selber als Blusenmänner durch Putsch und Krawall die Reform und Revolution in Angriff genommen haben, indem sie, als Urwühler, in nahe Aussicht stellten, dadurch das Volk der Urwähler, die Urquelle aller Souveränetät, von dem mittelalterlichen Feudalstaate, sowie von dem neuern Roccoco-, Zopf- und Polizei-Staate zu befreien, ihn durch Versetzung auf den politischen Rechtsboden zum Rechts- und Vernunft-Staat, und zu dem nur allzu lange beanstandeten socialen Communismus des kosmopolitischen Völker-Lebens zu erheben; damit dem absoluten Volkswillen, welcher endlich seine volle Geltung beansprucht, schuldige Rechnung getragen werde, und das naturwüchsige souveräne Volk, nachdem seine unveräußerlichen Menschen-Rechte gewährleistet und das neue tricolore Evangelium des Johannes Jacobus überall angenommen sind, hoch erhaben über

das veraltete historische und göttliche Recht, im constitutionellen Leben, dessen Tragweite noch gar nicht zu ermessen ist, seinen Glanzpunkt erreiche, und sich fortan auf der Höhe des Zeitalters bewege.

Meine Herren, selbstredend müssen die Volks- und Vertrauensmänner, die sich durch Reformbankets, Zweck- und Festessen, Aufzüge, Festreden, Sturm- und Monstrepetitionen und Manifestationen aller Art, in würdiger Haltung, maaßgebend dabei betheiligt haben, die Lösung dieser gewichtigen Zeit- und Lebensfragen anzustreben und anzubahnen, unter dem Schaumspritzen der Weltgeschichte, und das große organische Werk, die mit demokratischen Formen umgebene Monarchie, eine Wahrheit werden und ins Leben treten zu lassen, auch der Früchte solcher Geistesarbeit theilhaftig werden.

Ja, meine Herren, alle diese Männer in Rede, deren Leistungen niemand in Frage stellen, sondern davon die Weltgeschichte Act nehmen, und sie bewahrheiten wird, haben sich um das Vaterland, um die Menschheit, um ihre materiellen Interessen und den Cultus des Genies unsterblich verdient gemacht. Sie verdienen im Friedrichshain auszuruhen.

Meine Herren, meine Herren, die Gewalt der wirklichen Dinge und die moralische Wirkung selbst der unmoralischsten Begebnisse beherrschen die Welt. Der Zeit- und Weltgeist ist in ein neues Stadium eingetreten: damit es an den Tag komme, wie in der Neu- und Jetztzeit die Partei der retrograden Tendenzen, der Reaktionäre und konservativen Aktionäre, der Aristokraten und Hof-Kamarilla, sammt ihrer verthierten Soldateska und Landwehr, in ihrer allgemeinen Verknechtung und Verdummung, — und andererseits die Faktion und Fraktion der Bewegung und des Fortschrittes, der radikalen Demagogen und Demokraten, der weißen und rothen Republikaner vom reinsten Wasser und röthesten Vollblut, sammt der allgemeinen Bewaffnung, jene Partei mit ihrem „zu spät," diese mit ihrem „zu früh," in zwei feindliche Heerlager und weiter noch in sich selber gespalten sind, und sich so lange in den Haaren liegen, bis die rettende That einschreitet, der allgemeine Belagerungszustand und das kriegerische Standrecht alle Misverständnisse und Uebelstände beseitigt, den Anstand und Wolstand herstellt, und bis endlich eine octroyirte Constitution alle Stände verständigt und vereinbart." (Beifallssturm, Wutgeschrei, Bravo und Zischen zur Rechten und zur Linken.) Hasper."

XV.

Schiller.

Vom Nutzen der Messe.

von

Heinrich dem Teichner.

(Zu Schillers: Gang nach dem Eisenhammer.)

Das nachfolgende, meines Wißens noch ungedruckte Gedicht*) befindet sich nebst einer größern Sammlung von Spruchgedichten Heinrich des Teichners in der Münchner Handschrift Cod. germ. 574, Papier, XIV. Jahrhundert, Fol. Es enthält allerdings nur den Kern der Schiller'schen Erzählung, ohne alles romantische Beiwerk; aber es legt Zeugnis ab für das Alter und die Verbreitung der Legende, und aus diesem Grunde scheint es mir der Mittheilung nicht unwerth zu sein.

Stuttgart im Dezember 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

---

*) Es steht schon aus der großen Donaueschinger Sammlung in Laßbergs Liedersaal CXIV (Bd. 3, S. 315), wie ich in Gesammtabenteuer Bd. 3, S. 764 nachgewiesen habe, mit Bezug auf Germania VII, 422. VIII, 204. Die Münchner Handschrift liefert es meist richtiger und vollständiger: doch verbeßert und ergänzt Einiges auch Laßbergs Abdruck, deßen erheblichste Lesarten ich beifüge. — Das Altfranzösische Gedicht, im Auszuge bei Legrand fabliaux et contes t. V, p. 74, gibt Méon nouveau recueil de fabl. et cont. t. II, p. 331, und wiederholt C. v. Orell Altfranzösische Grammatik (Zürich 1830) S. 361: Maria bewahrt durch ein Wunder ihren Diener. Der Stoff ist übrigens noch viel älter, und findet sich schon in der Indischen „Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir" anfangs des 12ten Jahrhunderts, verdeutscht von H. Brockhaus (Leipzig 1843) Thl. II, S. 53, freilich Indisch eigenthümlich, da ein Menschenopfer gebracht werden soll, und dieses den Königssohn selber trifft, der von Vater und Mutter gegessen wird. H.

Ainer bat mich lêr ze geben,
wie er sölt zer kirchen leben,
dâ der briester mefse hât.
dô sprach ich: an ainer stat
schribt sant Augustin dâ von
acht nütze sunder wân,
die man von der mefse enpfâht,
der dâ bî stât mit andâht:
daz er den selben tag
îne lîpnar wol bejag;
und waz müeziger wort
wirt des tags von im gehôrt,
daz nimpt im diu mefse ab;
und ob er iht gesworn hab
välslich eid, des vil geschiht,
des bringt ouch diu mefse enwiht
und erlœst in von den fchulden;
er mag ouch niht fterben dulden
von des gæhen tôdes slag;
er derblint ouch niht den tag;
er mag ouch niht werden gris,
er belibt in ainer wis,
die wîl er unsern herren siht;
sô hât er ouch verlorn niht,
al sîn trite sint gemezzen,
daz er gots niht mag vergezzen;
dannoch ist daz allerbest,
ob erz halt gelebt, daz lest,
daz er an dem tag verschied,
daz er gotes lîchnam hiet
als genzlich ân allez widerstreben,
als im in der briester hât gegeben.
als schribt sant Augustin dâ von
— — — — — — — — — — —

6. waun. L. lieſt beſſer: Schribet uns Sant Augustin Da von acht nütz ſunder ſin. 10. vn̄ b. 12. im fehlt. — hat L. 15. Läſzlicher. L. 23—26 fehlen L. 28. er. 31. Als gar vnd gantz an w. L. 34. fehlt. 33—35. Augustin Davon ſol man gern ſin By der m. alle t. L.

man mag bi der mefse al tag,
wan man iendert kan und mag.
Man list von ainem edelman
daz der stach ûf ainer plan,
dem wart ain oug gestochen her
ûz dem kopf mit ainem sper,
daz ez im ûf dem wange lag.
dô sprach der kneht: „wê der klag,
lieber herre, sunder zorn,
daz ir daz ouge habt verlorn?
daz lit iu ûf dem wang her nider.“
der herre sprach zem kneht hin wider:
„tummer kneht, geloubst du daz
daz dem ouge geschehe kain haz
oder kainer slahte ungemach,
daz sînen schepfer hiut ansach,
sô bist du niht geloubhaft.“
von des grôzen glouben kraft
muost der kneht sehen und wizzen,
daz daz ouge, her ûz gerizzen,
in die höl hin wider gie
und stuond als schône, alse ie,
sam ez nie verrücket wær.
sô sprichet unser schöpfær:
„waz ir habt ze würken muot,
sô solt ir daz öbrost guot
an dem anvange suochen:
dar nâch wil ich iuch beruochen
allez des ir dürftig sît.
mit der mefs man niht verlît
dehain geschefte nutzhaft.
ez wirt wol dâ mit verschaft
und versûmt daz schedlich wær.
sölt ain mensch gevallen in swær,
daz versûmt er mit der mefs,
daz des ungelückes prefs

38. pan. L. 39. ûzz g. 42. nu we der tag. L. 57. verûcht. — verrûret. L. 60. ebrost. — ewig. L. 67. waerk.

wirt verwandelt in ain guot
die wil er meſse hœren tuot.
Daz wart uns an aim bekant,
der ze sterben was gesant
unwizzende zuo ainem kalch,
dâ man vesticlich enpfalch,
der des kalches maister hiez,
daz er in den kalch stiez,
wer im köm des morgens zuo
an dem selben morgen frno.
dar umb sô west er niht ain wort,
daz er liden solt den mort.
dô het er ain gewonhait:
wan er für ain kirchen rait,
dâ er meſse haben kund,
dâ belaib er ûf die stund,
daz diu meſse ain ende nam.
alsò fuogt sich daz er kam
underwegen in der gâch,
dà ain briester meſse sprach.
da belaib er unz ûf den segen.
dâ mite het er daz verlegen,
daz ain ander kam getrapt
mit der êrsten botschaft,
den der maister het verbrüet.
alsô belaib er ungemüet.
daz kom von der meſse dar.
dâ bi sült ir nemen war,
daz man kain gelücke niht
mit der meſse übersiht,
noch versûmt sich nibt dà mit.
man versûmt wol übel sit,
als ich ê gesprochen hân.
wan ich bi der meſse stân

75. kalch : kalkofen. 77. kalsz. — kalks. L. 78. beßer er den in den k. L. 79. beßer des ersten zu. L. 82. daz mort. L. 89. in gech. — in der gach. L. 93. gedraft. L. 95. beßer m. da verbrût. L. 96. wol gemût. L. 101. Man v. kain gewin nicht. L. 102. ü. geſchicht. L.

und hân iht in mîm gedanc,
daz mir ward diu wîl ze lanc
und ich mich dâ mit versoum,
wan ich dann her wider goum
und ez betraht biz ûf den grunt,
sô gedenk ich sâ ze stunt:
wâ hin hân ich, tummer, muot!
nu ist er hie, der allez guot
baidiu füegen und geben muoz.
dâ mit wirt mir sorgen buoz,
daz ich die trahtung von mir trîb
und bî ganzer meſse blîb,
und misselang mir nie dar an.
Zeim mâl was ich in dem wân,
daz ich tagwaid rîten wolt,
und gedâht mir, ob ich solt
meſse hœren in der stat,
daz mir diu wîle würd ze spât,
daz ich niht möht komen dâ hin.
alsô rait ich in dem sin
ân meſse nâch mînem schaden,
und kom ûz den rehten pfaden
und verrait in wildez gehag,
daz ich an dem andern tag
kûm biz âbends dort hin kam.
daz ich mir zainer tagwaid nam,
dar ûz sô wurden grôzer zwô,
und was zaller zît unfrô
unde laid grôz herzensêr.
dâ von getuon ichz nimmer mêr,
daz ich von der meſse îl.
ez wirt nimmer kain wîl

105. lieht. — licht. L. 106. wird dů meſſz. L. 107. da by verſan. L. 108. gaun. — hin w. gan. L. 111. wan. — wa. L. 112. ders. L. 113. gen u. f. L. 114. zwivelz. L. 118. Denn ze aim. L. 119. ich ain t. L. 121. an. L. 126. den fehlt. — auch L. 127. v. mich in ein w. hag. L. 129. hintz abent. L. 131. w. mir. — vz war mir gr. L. 132. ze allen ziten. — al dů wil. L. 135. sy. — meſſz ſo yl. L. 136. Wann ez iſt. L.

in dem tag als wol volbrâht,
als der si mit andâht
bî der mefse vinden lât.
und waz er nâch der mefse begât,
daz ist allez wol behuot.
ez wirt sîn ende selten guot,
dem diu mefse ist unmær:
alsô sprach der Tichnær.

138. beßer sich für si. L. 140. der zit. L. 142. end sust s. L. 144. tichtnår. L. So ist der Name hier immer entstellt.

XVI.

Goethe.

1. Ueber die drei Balladen von Goethe: der Sänger, der Fischer, und der Gott und die Bajadere.

Wenn die Lieder Göthe's, zumal die aus seiner Jünglingszeit herstammenden ziemlich allgemein für einen der werthvollesten Schätze der deutschen Dichtkunst gehalten werden, so scheinen mir die Balladen desselben Dichters, und zumal einige derselben einen gleichen Rang einzunehmen, und zwar eben so sehr, ja noch in höherem Grade wegen des ihnen zum Grunde liegenden Gedankens als wegen der Ausführung. Bei den drei obengenannten tritt dieß noch deutlicher durch die Vergleichung derselben hervor, und diesem Zwecke sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Die Hauptverhältnisse des Menschen sind es, welche sich in ihnen darstellen, aber in jedem derselben ein besonderes. In dem Sänger tritt der Mensch dem Menschen selbst gegenüber, in dem Fischer die Natur oder die Außenwelt, in der Bajadere die Gottheit. Die zweite Ballade unterscheidet sich aber noch dadurch von den andern beiden, daß sie sinnbildlich ist. Der Fischer ist der Vertreter des Menschen überhaupt, während der Sänger und die Bajadere dieß zwar auch sind, aber zunächst in ihrer Besonderheit gelten. In dem Sänger leuchtet uns die Gewalt der Kunst, in dem Gott und der Bajadere die sittliche Kraft unverkennbar entgegen; in dem Fischer verbirgt sich der tiefere Sinn, aber wie wir in der Person des Fischers selbst einen Zustand, so werden wir in

dem Wasser und in der Nixe auch eine Gewalt, die der Natur oder der Außenwelt überhaupt auf diesen Zustand, zu erkennen haben. Darum ist der Sänger handelnd, der Fischer leidend, duldend, die Bajadere beides zugleich; der Sänger ist der Glückliche durch die ihm inwohnende Macht auf Andere zu wirken, und so beglückt er durch seine Kunst zugleich seine Zuhörer, obgleich er auch ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Hingabe an seinen Zauber bedarf, ja wohl auf den Lohn nicht ganz Verzicht leistet; der Fischer ist der Stille, Sinnige, Ruhige und doch Unruhige, denn die Ruhe des Innern ist oft nur ein Schein, und verhüllt ein Verlangen, eine Sehnsucht nach einem unbekannten, vielleicht falschen Glücke, und der in der Brust schlafende Gedanke erwacht träumerisch und tritt wie ein Trugbild vor ihn hin; die Bajadere ist die Sinnlich-Glückliche, aber sinnlicher Genuß befriedigt nicht, entwürdigt den Menschen, erweckt das tiefe Gefühl der Reue in ihm, und nur durch die Hülfe der Gottheit ermannt sich, wer gesündigt hat, und besiegelt seine Besserung durch die freudige Aufopferung selbst des Lebens, um in einem neuen Dasein seine höhere Wiedergeburt zu feiern.

So bieten denn diese drei Gedichte eben so viel Unähnlichkeit als Aehnlichkeit dar; sie breiten das ganze menschliche Leben in seinen drei wichtigsten Verhältnissen aus, in der reinsten Freude, in der tiefsten krankhaften Sehnsucht, und endlich in seiner Schwachheit und Kraft, in seiner Erniedrigung und Erhebung. Die reinste irdische Freude bereitet die Kunst an sich sowohl wie durch ihre Wirkungen; an sich durch die Begeisterung, in welcher der Künstler lebt und welche ihn, soweit es möglich ist, von den irdischen Schranken löst und befreit; der Begeisterte ist, wie es das Wort sagt, in höherem Sinne Geist, er, d. h. sein Geist ist begeistet, Apollo bewohnt ihn, er gehört in diesem Zwischenzustand zu den Göttern, er sitzt als Halbgott an den Tischen der Unsterblichen und genießt mit ihnen Ambrosia und Nektar. Ich sage die reinste Freude wird dem Künstler zu Theil, tiefere, glühendere Gefühle flößt die Liebe ein, und etwas anders ist vollends das höchste, edelste Glück, das, wie auch Göthe sagt, unsre Mängel verbessert und unsre Fehler ausgleicht; und so müssen wir die Sittlichkeit der Begeisterung als ein höheres Glück vorziehen, und die Frömmigkeit, die den Willen Gottes zu dem ihrigen macht, als das höchste Glück bezeichnen; aber so rein wie das künstlerische, so ohne Beimischung ist das sitt-

liche und fromme Glück nicht, denn die letzteren kämpfen fortwährend mit den Lockungen der irdischen Lust, mit der unreinen Begierde, mit dem Stolze, mit der Selbstgerechtigkeit, sie haben eine unlautere Färbung, sie sind sich des Ringens, ja der Möglichkeit des Ermattens, des Unterliegens bewußt, ihr Glück ist ein unsichres und nur insofern ein höheres und höchstes, als es mit dem Siege, mit der wachsenden Verbesserung unsrer Mängel, mit der Ausgleichung unsrer Fehler, mit der freudigen Unterwürfigkeit unter die Aussprüche und Fügungen des Himmels, mit der Anerkennung der göttlichen Liebe auch bei den allgemeinen und besondern Leiden wahrhaft verbunden ist. — Die Begeistrung allein ist die reine Freude, denn sie ist an sich sittlich, edel und fromm, ohne es bestimmt zu wollen, ohne sich dessen bewußt zu sein; aber sie ist auch nicht wie die Liebe, oder wie der Schlaf halb oder ganz zuständlich und leidend; auch die höchste Begeistrung nimmt uns nicht das Gefühl unser selbst, es ist noch immer ein bewußtes, ein thätiges Hingeben an die höhere Kraft, die doch auch unsre eigene ist oder es in diesen Augenblicken wird, es ist ein Leben nicht außer uns selbst sondern nur außerhalb der schlechteren Hälfte unseres Wesens. Freilich es ist auch ein Kampf, aber es ist ein ganz andrer als der sittlich-fromme. **There is a pleasure in poetic pains, Which only poets know,** sagt der englische Dichter Cowper, es gibt ein Vergnügen bei den dichterischen Mühen, das nur die Dichter kennen. Und dieß gilt nicht nur von der Dichtkunst, sondern von der Kunst überhaupt. Ja die Begeistrung hat nicht einmal mit diesen Mühen zu thun; sie fangen erst an, wo jene den Gipfel bereits erreicht hat; denn die Begeisterung ist ja der Zustand, in welchem der Künstler von der höheren Anschauung befruchtet wird und die Mühen oder Geburtswehen und Schmerzen liegen mittinne zwischen der Zeugung und der sinnlichen Erscheinung des Erzeugten. Möge dann die Bescheidenheit des Künstlers der Freude über die seiner Ahnung und Hoffnung nicht ganz entsprechende, über die mangelhafte Schöpfung einigen Eintrag thun, der wahre Künstler wird sich doch gestehen können, daß er so viel geleistet hat, als es seine Besonderheit vermochte, und allerdings die Freude über das Erreichte jener vorangegangenen geisterhaften Anschauung, das heißt der Wonne der Begeisterung nachsetzen. — Aber die Kunst gewährt auch noch in einer andern Hinsicht die reinste Freude, nämlich durch ihre Wir-

kung. Der Mensch ist nach Göthe's Ausspruch nur eigentlich lebendig, wenn er sich des Wohlseins Anderer freut. Und das geschieht bei der Ausübung der Kunst. Das Wohlsein Anderer läßt sich allerdings durch Wohlthätigkeit, durch Anstalten, durch Staats- und Religionsverfassung auf eine entschiedenere, nachhaltige und allgemeinere Weise befördern. Aber wie gerührt auch diejenigen sein mögen, welche dabei als Geber und Empfänger betheiligt sind, so fehlt doch meistens die Lebendigkeit der Gegenwart, oder hat abermals eine schwächende Beimischung des Mitleids oder der Scham, und das dadurch gestiftete Glück wird überdieß oft zweifelhaft und unsicher. Nur der Künstler gewährt Anderen das unmittelbare und reinste Glück, die eigentliche Freude, sie, die unvergleichliche, die, wie Klopstock sagt nur „allem, was schöner ist, gleicht, allem, das hoch sich erhebet, allem, was ganz rühret das Herz! Denn sie lebt vorzugsweise in der Gegenwart, in dem Genusse der Gegenwart, und während der Empfänger dabei der eigentlich Beglückte ist, hat der Geber, das heißt der Künstler, den Nachgenuß und Mitgenuß, und diesen um so mehr, je thätiger er bei der Veröffentlichung seines Werkes ist.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht die einzelnen Künste miteinander, so ist klar, daß die Begeisterung bei Künstlern aller Art gleich stark und folglich gleich beglückend sein kann, und daß hier nur die mindere oder größere Empfänglichkeit einen Unterschied macht, so daß wir also den Pindar bei der ersten Erleuchtung zu einer seiner Oden hinsichtlich der geistigen Erhebung nicht höher preisen können als den Phidias, da bei den berühmten Versen des homerischen Rhapsoden das Bild des Zeus in seiner Seele aufstieg, oder als Raphael, wann er seine Madonnen, oder als Mozart, wann er die Töne seiner Zauberflöte im Geiste vernahm. Wohl aber ist der Mit- und Nachgenuß der Künstler bei der Verbreitung ihrer Werke verschieden. Der Maler und der Bildhauer stellen ihre Arbeiten vor den Augen der Schaulustigen auf, und wie belohnend auch der Gedanke sein mag, Andern einen hohen Genuß bereitet zu haben, es ist doch meistens eine stille, schweigende Freude. Noch schwächer ist sie bei dem Dichter, der seine Werke durch den Druck vervielfacht in die Welt schickt, und die Wirkung, welche sie bei Anderen hervorbringt, nur selten von Einzelnen vernimmt, meistens auf eine todte und unsichere Art durch das Lob oder den Tadel schreibender

Geschmacksrichter oder aus dem Munde sprechender Beurtheiler erfährt, wenn er nicht etwa seine Gedichte einem Kreise von Zuhörern vorträgt und so ein Zeuge des gegenwärtigen Eindruckes wird. Hier hat die Tonkunst den Vorzug vor allen ihren Schwestern, und zumal die Tonkunst in der Vereinigung mit der Dichtknnst. Darum hat Göthe auch den Sänger gewählt und an ihm die Wonne der Begeistrung wie die Freude über die bei Andern hervorgebrachte Wirkung dargestellt, bei einer Versammlung, die uns die ganze menschliche Gesellschaft vertritt. Es ist ein König mit seinen Hofleuten, Herren und Frauen, Rittern und Staatsmännern, er ist beim Mahle, er hat den Scepter niedergelegt, er ist ein Mensch mit Menschen, er ist fröhlich wie seine Gäste, er labt sich an Speise und Trank wie an Gespräch, es scheint ihm und den Seinigen nichts zu mangeln. Da erschallt ein Gesang vor dem Thor der Burg und des Saals, und jetzt wird er es sich bewußt, daß die Freude des Mahles noch erhöht werden könne. Er sendet nach dem Sänger, dessen Töne schon näher auf der Brücke erschallen, der Bote eilt, der König ruft den Sänger hinein, den Alten; und dieser ist seinerseits nicht unempfindlich gegen die Herrlichkeit, die sich ihm darbietet, gegen die Pracht des Saales, die Menge der Gäste, die Stattlichkeit der Ritter, die Schönheit der Damen; aber er ist ja nicht gekommen zu genießen, er soll den Genuß bringen, er schließt die Augen, um sich durch die Eindrücke von außen nicht stören zu lassen, und verschmäht es zugleich, sich durch irgend etwas anders zu begeistern als durch seine Kunst selbst, und die Wirkung seines Gesanges zeigt sich sofort, den Rittern und Damen blitzt nicht mehr die Freude des sinnlichen Genusses und des geselligen Vergnügens aus den Augen, die Blicke der Ritter künden Mannlichkeit, Tapferkeit, Kühnheit, die Damen werden sich ihres tiefsten weiblichen Gefühls, der holden Scham, bewußt, sie senken die Blicke in den Schooß. Aber der König bleibt nicht bei unthätigem Genuß stehen, er vergißt über die Kunst den Künstler nicht. Zu lohnen vermag der Herrscher. Und was ist der höchste Lohn, den ein Herrscher ertheilen kann? Antheil an seiner Macht? Aber die kann der Sänger nicht gebrauchen, er würde sie zurückweisen, er müßte seine Kunst aufgeben, wenn er dem Könige als Staatsmann oder Krieger dienen wollte. Nun denn Gold! Gold ist ja über Alles, wie Pindar singt. Das wird auch der Künstler nicht verschmähen, Gold

ist Besitz und Ehrenzeichen zugleich. Eine goldne Kette soll der Lohn sein, gewiß ein ausgezeichnetes Kleinod, denn er läßt sie holen*), oder er läßt sie, um den Auftritt noch feierlicher zu machen, ihm von der Hand vielleicht eines seiner Großen, oder einer der schönen Damen darreichen. Aber siehe, der Dichter verschmäht auch diese, doch auf die bescheidenste und zarteste Weise, indem er in dergleichen Köstlichkeiten ein geziemendes Geschenk nur für die Vertheidiger des Landes, für sie, die ihr Leben für König und Heimat einsetzen, oder für den Kanzler, für den Rathgeber, für den Vollzieher der Friedensgewalt erblickt, jedoch mit einem leisen Bedauern die dunkle Seite in dem Leben des Letzteren andeutet. Die Geschäfte des Kanzlers sind Lasten, während die Kämpfe der Ritter trotz der Gefahren eher erhebend als lästig sind, und die goldne Kette, auch sie ist doch nur eine Last, sie ist eine neue Fessel, die den Träger an sein Amt, an seinen Herrscher knüpft. Segensreich sind jene Geschäfte zwar, ehrend ist die Kette, aber sie drückt dennoch. Und so dient dieser Gedanke zum Uebergange auf das Lob der Freiheit, welche die Kunst und zumal die Gesangskunst gewährt. Auch der Sänger kann der Unterthan eines Königes sein, aber er ist dennoch mehr als Andre der freie Mensch, der sich mit dem Vogel vergleichen darf. Wie dieser der äußerlich freie ist, so ist er es auch, denn er schweift durch Wald und Feld; und wenn er auch nicht in den Zweigen wohnt wie jener, so schwingt sich doch sein Geist noch über die Zweige und Wipfel empor; und singen kann er wie der Vogel, und wohl schönere Gesänge; singen muß er, denn das Lied dringt ihm aus der Kehle, und eben dieses Lied ist sein Lohn. Er bedarf nichts, nichts wenigstens von den Herrlichkeiten der Welt, von den Besitzthümern, nach welchen die meisten Menschen so begierig streben. Das Wenige, was er bedarf, die einfachen Nothwendigkeiten zur Fristung des Lebens, Speise und Trank, Kleid und Wohnung, können ihm selbst die Aermeren unter seinen Zuhörern gewähren; er ist ein willkommener Gast, er ißt und trinkt mit ihnen,

*) Die ältere Lesart ist: Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette holen.
Die neuere ist: Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel
Eine goldne Kette reichen.

Die ältere schließt sich durch deu Ausdruck „zum Lohne“ an die vorletzte Strophe an, wo es heißt:

Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

übernachtet bei ihnen, und statt des abgetragenen Gewandes findet sich wohl ein frisches, aber er behilft sich auch mit dem Mantel des Diogenes „bleibt ihm der Freund, die Cither nur.“ Er will keinen Lohn, als den ihm sein Lied gewährt. Und doch — er hat eine Bitte. Die Gabe des Bacchus ists, welche ihn reizt. Wohl empfängt er auch unterwegs auf seinen Wanderungen von dem Winzer Trauben und einen Becher Most. Aber er will auch einmal etwas Ausgezeichnetes haben, er will den besten Wein, den besten Becher Weins, er will ihn in purem Golde. Was vermag den Sänger zu dieser Bitte? Ist es das Getränk selbst, oder ist es nur der Wunsch, den König nicht durch eine Zurückweisung seines Anerbietens zu beleidigen? Macht er es nun nicht dadurch gut, daß er den besten Wein verlangt und zwar im Golde, in dem eben zurückgewiesenen Golde*). Nicht als Kette will er das Gold, den goldnen Becher will er, aber nicht um ihn, das goldne Gefäß, zu behalten, nein, nur um das edelste Naß aus dem edelsten Erze zu schlürfen. Und er versteht es zu genießen, es ist ein seltener Genuß. Er setzt den Becher an, er trinkt ihn aus; und er genießt nicht still. Er ruft: Ein Trank voll süßer Labe! Doch er vergißt bei dem Genuß, zumal bei dem unerwarteten, nicht des schönsten Gefühls, des Dankes, eines Dankes, in welchem er den König auf die einfachste Weise an den Vorzug, den ihm die Macht giebt, erinnert, — es ist ihm kleine Gabe, den Gast, den Fremdling, den Wanderer zu erquicken, und auf eine nicht geringere Weise als er sich selbst und seinen Hof erquickt; aber der Sänger nennt den König nicht, der König verschwindet ihm vor der Gesellschaft, und diese wird ihm zur allgemeinsten Versammlung. Er erinnert sie an den Dank, den Alle dem höchsten König, Gott, dem Geber alles Guten und aller Genüsse, schuldig sind. Unbefangen spricht er es aus, daß er dieß Gefühl tief in seiner Brust trägt, daß er der wahre Weise ist, denn, wie Witthof sagt, „ein dankbar Herz ist nur des Weisen Theil;“ unbefangen wünscht er auch von ihnen nicht vergessen zu sein, aber nur, wann es ihnen wohl ergeht, wann sie sich wieder einmal rein erfreuen, wie dieß wohl nur selten der Fall ist. Aber

*) Die ältere Lesart heißt: Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.
Die neuere ist ungleich bezeichnender:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

mit diesem Angedenken sollen sie das edelste Angedenken an Gott und den daraus herfließenden Dank verbinden. Das sind die letzten Worte des Sängers. Sein Gesang war erhebend, beseligend für die Zuhörer gewesen, sich selbst hatte er abermals als Dichter in seinem edlen Stolz, in seiner Freiheit und zugleich in seiner Bescheidenheit gefühlt; aber diese Freude, welche er besitzt und welche er verbreitet, ist doch nicht das Höchste, es ist der Dank gegen Gott, zu dem er sie auffordert, und ihn gewiß am tiefsten selber fühlt, und den seinigen gegen die Gesellschaft ihm anschließt, die Versammelten sollen Gott für ihr Wohlergehen eben so warm danken, wie er für den ihm gewährten Trunk, also aus der innersten Fülle ihres Herzens; und so sind die zuletzt gesprochenen Worte noch edler als die vorhergesungenen, und der Eindruck, den der Schluß der Ballade auf den denkenden Leser macht, ist ein feierlicher und frommer.

In eine ganz andre Stimmung versetzt uns der Fischer, der einsame, denn als solchen müssen wir ihn uns denken. Auch der Sänger wandert einsam seines Wegs, wenn er nicht etwa eine Mignon bei sich hat; aber er gesellt sich leicht zu einem andern Wanderer, denn er theilt mit Odysseus oder Mahadöh das Verlangen, die Gesinnung der Menschen zu erforschen; und, wenn ihm dieser fehlt, so hat er andere Gesellschaft, der Thiere des Waldes und der Wiesen, der Erde und der Luft, zumal der Vögel, der Singvögel, seiner Sanggenossen, oder der kleinsten Sänger, die schaarenweis die Lüfte fröhlich durchziehn, der summenden Bienen, der spielenden Mücken, auch der klagenden im Schilf und Moraste, der Frösche und Unken, sie alle hört er gerne, ruft sie, singt ihnen zu; aber am liebsten verkehrt er doch mit den Menschen, mit allen, und zumal mit den unbefangenern, mehr noch Kindern der Natur, mit den Bewohnern der Ebenen, der Gebirge, der Ufer, mit dem Landmann, dem Hirten, dem Gärtner, doch auch mit den Städtern, mit Handwerkern, Künstlern, Gelehrten, mit den Reichen, Vornehmen, Mächtigen, ja mit dem Könige selbst und seinem Hofe, in deren Mitte wir ihn so eben sahen; aber nichts hält ihn, er ist auf der Wanderung der Kunst, wie auf der Wanderung des Lebens, und er kommt nicht eher zur Ruhe als bis ihm das Alter daheim zu bleiben gebietet, oder ein Wirth ihn aufnimmt, der ihn nicht wieder aus seiner engen Behausung losläßt, der Tod. — Aber der

Fischer, er sitzt, er ist nicht ganz unbeschäftigt, aber es ist eine träge Beschäftigung, nur das Auge ist bei ihm thätig, er sieht nach der Angelruthe, ob die Spule sich bewegt, ob die Leine zuckt, ob ein Fisch von dem Köder angezogen, sich der Beute bemächtigen will, um selbst dadurch zur Beute zu werden; das Wasser zwar ist in Bewegung, es rauscht, es schwillt, aber er ist es nicht, er sitzt „ruhevoll, kühl," bis tief ins Innerste hinein, „bis ans Herz hinan." Sein Auge ist nur auf Einen Punkt hingerichtet, sein Gefühl schweigt, und die Natur reizt ihn auch nicht, denn sie ist nicht für ihn da, das Wasser mit seinen Bewohnern ausgenommen, aber auch diese schweigen, die stummen Fische, und sein Geschäft ist ein feindseliges, blutiges, mordendes, ja sogar ein quälerisches, denn er zieht die Gefangenen in eine fremde Welt und Umgebung hinauf, wo sie unheimisch sind und sich nicht wohl befinden, Luft und Licht martern sie, und sie verschmachten allmälig, bis der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Der Fischer ist demnach das Bild des Menschen, der der Natur feindselig gegenübersteht, wie er denn auch seit dem Sündenfall als solcher erscheint, der sie, gleichwie die Zukunft, doch häufig vergeblich erforschen möchte, denn die Natur schließt ihre Geheimnisse seinem Blicke so leicht nicht auf, nur ein paar armselige Proben ihres großen Reichs, einige kleine Fische sind es, die seine mühselige Beharrlichkeit, seine Grübelei, seine Verschlagenheit belohnen. Aber siehe, da taucht die Beherrscherin der Fluten, das feuchte Weib, hervor und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein. Wer ist diese Nixe? Es ist eine Fata Morgana, es ist des Fischers eigener brütender Geist, oder doch das Gebilde desselben. Er, der die Brut der Gewässer, die Schützlinge der Nixe verlocken will, um sie durch List in die glühenden, tödtenden Stralen der Sonne hinaufzuziehen, er wird durch das von seiner eigenen Phantasie hervorgerufene Trugbild gelockt und verführt. Sie ist die Zauberin, welche ihm nicht bloß Vorwürfe macht über sein feindseliges kleinliches Benehmen, sondern welche das Leben dort unten vor seine Blicke heraufbeschwört, und das für ihn tödtliche mit dem lieblichsten Licht beleuchtet, mit den sanftesten Farben schmückt. Da unten wird er nur von den weichen Wellen gewiegt und umschmeichelt, dorthin dringt kein Sturm, da waltet Ruhe, eine ganz andere Ruhe als er jetzt hat, als die Ruhe des Lauschens und Lauerns, es ist die der Befriedigung, des Genusses, dort erst wird es ihm wohl, ja noch

mehr als das, es wird ihm wohlig, dort gibt es keine Krankheit, dort ist alles frisch und gesund. Und bildet er sich das bloß ein? Nicht doch, die ganze Natur gibt ihm scheinbar einen Beweis davon. Die Sonne und der Mond, sie kommen hervor aus dem Meere, wo sie geruht haben, sie beginnen ihre mühseligen Fahrten, um nach Vollendung derselben dahin zurückzukehren und sich wieder zu laben und zu stärken. Die Wellen sind es, in welchen sie ihr Gesicht baden, um wieder aus klaren Augen zu schauen, das Wasserbad macht sie doppelt schön, wie ja auch der Mensch sich in dem feuchten Reiche reinigt und kräftigt. Der ganze Himmel sogar läßt sich in die Flut hinab, spiegelt sich, verklärt sich in ihr. Und dem Menschen nicht minder dient die ruhige Wasserfläche zum Spiegel, und diese Fläche ist weicher als die schönste Wiesenau, und der kühle Thau dort wird nicht von der Sonne verzehrt, er ist ewig. — Die Nixe ist demnach das Bild der Verführung und zwar der siegenden Verführung, denn eine solche Stimme spricht nicht Einmal, sie spricht oder sie singt aufs neue, ihre Rede ist Gesang, und wenn sie auch nicht spräche, nicht sänge, die Neugier, die Forschgier des Fischers bleibt dieselbe, die bis ans Herz kühle, todte Ruhe hat ihn, den Einsamen, den Unthätigen geplagt, jetzt ist die bethörende Hoffnung leibhaft vor ihm aufgetaucht, sein Auge, in derselben Richtung bleibend, wird nun noch starrer als zuvor, das Geheimniß tritt ihm ja als Lösung nah und näher, wie die Welle ihm den Fuß benetzt, den schon zum Hinabgleiten bereiten, den nackten, und seine bisher herzlose Ruhe wird zur treibenden Unruhe, zum dämonischen Verlangen, sein Herz wächst ihm, seine Begierde hat nicht mehr Raum, droht ihm die Brust zu sprengen, er kann sich nicht mehr halten, sein Puls klopft sehnsüchtig nach endlicher Befriedigung, Sättigung, wie der Liebende beim Gruße der Geliebten. Wie dieser ihr entgegengeht, sie in seine Arme schließt, ohne daß es eines neuen Reizes bedarf, so ergeht es auch dem Fischer, und die Stimme vollends, der lockende Ruf tönt noch immer aufs neue, da ist es um ihn geschehn, er wird gezogen, aber er läßt sich auch gerne ziehn, er sinkt willig in die Arme der Verführerin, in den wirbelnden Schooß der Tiefe, und wird auf ewig von ihr hinabgeführt.

Das Sinnbild des Wassers ist übrigens vortrefflich gewählt, da ihm eine Naturwahrheit und Wirklichkeit zum Grunde liegt, Die Urstoffe und Elemente haben, besonders wo sie als Masse wir-

ken können, eine berauschende, betäubende Kraft auf die sinnbegabten Wesen. Die Mücke wird von der leuchtenden Flamme des Lichtes angezogen und umkreist sie so lange, bis sie ihr zu nahe kommt und eine Beute des heißen Todes wird. Das flackernde Lichtauge der Schlange verwirrt den Vogel und er fliegt seiner Mörderin zuletzt in den geöffneten Rachen; daher mag der Naturtrieb manche Thiere, wie den Löwen, vor dem Glanze des Feuers warnen oder vor dem stieren Auge des Menschen zurückscheuchen. Bei Feuersbrünsten laufen nicht selten Hausthiere von selbst in die Flammen. Die Luft übt auf hohen Punkten, besonders schroffen, wie auf Thürmen, Klippen, überhangenden Felsen, auf viele Menschen eine gleiche Anziehung aus, so daß sie ein fast unwiderstehliches Verlangen beschleicht, hinab zu springen, und dieß soll am Rande von tiefen Erdklüften, an den Trichtern feuerspeiender Berge, auf Vorgebirgen, die übers Meer hinausragen, noch stärker sein, insofern dort zwei oder mehrere Elemente, Luft mit Erde, mit Feuer, mit Wasser zusammen wirken. Am meisten aber zieht das Wasser an, das stille eines Herthasees, wie das bewegte eines Stromes, der glatten oder der brausenden Meeresfläche. Denn hier kommt für den äußeren Sinn das Bewegliche der Masse, selbst wenn es scheinbar noch so ruhig ist, während die starke Flamme stets flackert, für den inneren Sinn das Geheimnißvolle hinzu, das nur etwa die dem Blick unergründliche Erdkluft mit ihr theilt. Das Wasser ist dennoch zugleich der Erde am nächsten und verwandtesten, aber nicht als Dienerin sondern als Herrscherin, da es einen weit größeren Raum der Erdoberfläche einnimmt als die Erde; es umgiebt, es durchdringt die feste Masse, und wie es in ewiger Beweglichkeit unter und auf der Erde ist, so erweitert es diese auch oberhalb derselben hoch hinauf in das Reich der anderen Nachbarin, der Luft, steigt geistig in Dämpfen zu ihr empor um alsbald wie vom Heimweh getrieben zurückzukehren: „Vom Himmel kommt es, Zum Himmel steigt es, Und wieder nieder Zur Erde muß es Ewig wechselnd.“ Vor Allem ist es jedoch geheimnißvoll. Die Einbildungskraft hat zwar auch die übrigen elementarischen Reiche bevölkert, aber von den Salamandern wissen die Hellseher, die Dichter am wenigsten, mehr schon von den Gnomen, von den Elfen und Sylphen; am weitesten jedoch reicht ihre Bekanntschaft mit den Nixen, und, wenn ich nicht irre, so ist selbst von der nüchternen Forschung die Frage nach einer

Menschenwelt auf dem Grunde des Meers noch nicht vollständig verneint.

Diese Naturseite der Anziehungskraft und des Wundersamen, Zauberischen für den äußern Sinn und für die Forschung und Grübelei ist also sehr glücklich durch die Naturkraft des Wassers versinnbildet; in ihr erblicken wir die Verführung, die geistige und sittliche, die von etwas Aeußerlichem ausgeht, aber der der schwache Mensch willig entgegenkommt, so daß es dann endlich heißt „Halb zog sie ihn, halb sank er hin," und wir haben dabei nicht bloß auf die sinnliche Begier des Genießens zu achten, sondern eben so sehr auf ein geistiges Verlangen, wie bei Faust, alles zu erforschen, und wie jene, so kann auch dieses den Menschen einseitig beherrschen und ins Verderben führen. Denn an sich ist die Befriedigung der sinnlichen Lust etwas Natürliches und durchaus Tadelloses, sie wird erst schädlich und strafbar, wenn sie dem Genuß sich zum Nachtheil des Geistes ergiebt, wenn sie andere Verhältnisse beeinträchtigt, wenn sie dnn Frieden in dem ganzen Wesen des Menschen trübt; und eben so ist es mit der Forschbegierde. Der Mensch muß freilich forschen, es ist seinem Erkenntnißtriebe gemäß, ja er muß, wie Göthe sagt, sogar „bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei, er würde sonst nicht forschen," aber er muß dann zugleich so bescheiden sein, das Begreifen nicht erzwingen zu wollen, oder er muß nicht glauben, deß es Jedem beschieden sei, das bisher Unverstandene, Unentdeckte zu verstehen, zu entdecken, er darf sich also einem solchem Triebe nicht leidenschaftlich ergeben. Dergleichen unaufgelöste Geheimnisse giebt es wohl auf allen Gebieten, in der Naturwissenschaft ist es die Alchymie oder Goldmacherei, in der Heilkunst das Lebenselixir oder der Unsterblichkeitstrank, in der Größenlehre die Quadratur des Zirkels, in der Mechanik das **perpetuum mobile**, in der Staatswissenschaft der ewige Friede oder die beste Staatsverfassung, in der Theologie die Transsubstantiation oder der Zustand nach dem Tode. Bei allen diesen Aufgaben ist die Hoffnung auf endliche Lösung, oft auch die Ehrsucht des Forschers die Nymphe, welche ihn verführt, und bei einigen der angeführten Beispiele, etwa bei der Goldmacherei und dem Stein der Weisen, ließen sich selbst die einzelnen Vorspiegelungen, mit welchen der Fischer gekirrt wird, deuten, wiewohl dieß ein undichterisches, mißliches und unnützes Bestreben wäre. Es kommt auf den Sinn

des Ganzen an. Diese Ballade ist demnach eine warnende, abschreckende, und mithin sittliche. Der Mensch soll im weitesten Sinne nicht einseitig sein, er soll sich vom Halben entwöhnen, um im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben. Und wie soll er das? Auch das sagt die Ballade, und wenn nicht mit klaren Worten, so ist es doch leicht zwischen den Zeilen zu lesen. Was ist es, das den Fischer dem zauberischen Einflusse der Nixe zugänglich macht? Seine kühle, bis ans Herz kühle Ruhe ist es. Vor solcher Ruhe soll man sich daher in Acht nehmen und thätig sein nicht bloß mit dem Arm und dem Auge, sondern auch zumal mit dem Herzen, warmen Antheil soll man an dem Glücke seiner Mitmenschen wie an dem eigenen und an seinem Geschäft nehmen, und dieß Geschäft soll eben auch kein erkältendes, hinterlistiges und mörderisches sein, oder wenn es ein solches wirklich ist, wie das hier bildlich vorgeführte des Fischers, so soll der Mensch auch dieß als ein nothwendiges, ein sittliches und menschliches treiben, und nicht wie der einsiedlerische kühle Fischer Goethe's. Er soll eine Geliebte von Fleisch und Bein hier auf der Erde und nicht ein Schattenbild seiner eignen Phantasie umarmen. Die Natur, und dazu gehört der Mensch, ist der würdigste Gegenstand seiner Untersuchungen, und der Mensch soll untersuchen und denken, aber er soll darüber nicht das Leben vergessen, das auch im Schaffen und Genießen besteht, nicht bloß in der Einsamkeit, sondern auch in der Geselligkeit Genuß und den höchsten finden; und wann er dort unten gewesen ist und gesehen oder nicht gesehen hat, was die heulende Tiefe verhehlt — und verstehen wir darunter die Geheimnisse, die der Erdgeborene nicht begehren soll zu schauen — möge er dann mit Schillers Taucher ausrufen: „Es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht!"

Die dritte Ballade, der Gott und die Bajadere, hat den Beisatz „indische Legende." Wir wissen aber nicht, oder mir wenigstens ist es unbekannt, wie weit der Dichter einer solchen gefolgt ist, oder was daran sein Eigenthum ist, ob die Handlung, welche den dem Gedicht inwohnenden Gedanken in sich schließt, in der Legende eben diese Stufen durchgeht, oder ob der Dichter es ist, der diese so angeordnet hat, um den Gedanken ins Licht zu setzen. Aber sowie wir das Gedicht haben, birgt es in einfacher und edler Form den köstlichsten Inhalt, und, wie Dante die Geschichte des sittlichen Lebens in seinem dreitheiligen Gedichte dem katholischen Glauben

gemäß durchführt, so ist dasselbe hier geschehen, nur daß uns hier das Inferno erlassen ist, und mit dem Purgatorio sogleich angehoben wird, mit der Erhebung der Seele aus dem Inferno, aus dem Schlamme der Sinnlichkeit, aus den Flammen der Begierde und aus dem Froste der Herzlosigkeit, und zwar der Erhebung und Reinigung durch die Liebe, die das Sinnliche nicht ausschließt, sondern, wie Dscheleladdin Rumi sagt: „Lieben heißt sein eigen Ich entbehren," hier durch die Liebe der Jungfrau, die dem Manne, der sie geprüft hat, durch dessen Liebe sie sich des edleren Seins bewußt geworden ist, und dem sie mit Leib und Seele angehört, nun in die Flammen nachfolgt, um aus diesem herbsten Reinigungsbade zur höchsten Wonne emporzusteigen. Der indische Mythus, worauf die ganze Erzählung beruht, ist die Incarnation oder die Fleischwerdung der Gottheit, ihre Erscheinung auf Erden in menschlicher Gestalt, und sie wiederholt sich in der indischen Lehre mehrmals, während sie in der christlichen Religion nur einmal vorkommt, mit dem großen Unterschiede nämlich, daß jene indischen auf Erden erscheinenden Götter fabelhaft, Christus geschichtlich ist, daß jene Götter Phantasiegebilde, Christus eine Wirklichkeit, ein wahrer Mensch und Gott zugleich war, wobei es immer merkwürdig bleibt, daß die Einbildungskraft auf eine doppelte Weise der Geschichte vorgegriffen hat, auf eine gröbere Weise durch die griechische Fabellehre, wo die Götter von Geburt an körperlich sind, auf eine zartere, der christlichen ähnliche, durch die indische, wo die Götter erst den irdischen Körper annehmen. Hier ist es Mahadöh, der Herr der Erde, und ich halte es für unnütz nach der Abstammung und dem Stammbaume des indischen Göttergeschlechts zu fragen, um dem Mahadöh die rechte Stelle anzuweisen, wie ich denn überhaupt bei dieser Betrachtung das Einzelne der drei Balladen nur soweit berücksichtige, als es zur Aufhellung des Ganzen beiträgt. Genug, Mahadöh ist der persönliche Gott, er kommt herab, er kommt zum sechstenmal, und ich gestehe offen, daß ich mit dieser Zahl nichts anzufangen weiß. Aber er kommt, um, gleichwie Christus, unsers Gleichen zu werden, Freude und Qual mitzufühlen, hier zu wohnen und sich Alles selbst geschehen zu lassen, alle menschlichen Erfahrungen an seiner eigenen Person zu machen. Denn der Obere kann nur dann den Niederen richtig beurtheilen, wenn er sich in den Stand setzt, lebendig in dessen Verhältnisse, die äußern wie die innern, einzugehen. Das

Geschäft des richtenden Gottes ist aber zu strafen oder zu schonen, in welcher Bezeichnung das Erstere durch das Letztere gemildert, und das Ergebniß seines Strafurtheils schon angedeutet ist. Aber er kann nur strafen oder schonen, wenn er die Menschen menschlich sieht, das heißt mit Beziehung des Begriffes „menschlich" nicht auf die Menschen sondern auf den Gott, wenn er sie mit den Augen des Menschen ansieht, und auch hierin liegt die Schonung, weil er auf diese Weise in der Sünde mehr die Schwäche als die Bosheit erkennt. — Auf die Erde hinabgekommen durchwandert er dann die Städte, als die Hauptorte der menschlichen Irrthümer und Vergehungen, er belauert die Großen, denn bei der Klugheit und Verschmitztheit derselben bedarf es des Scharfblicks und der Benutzung der Gelegenheit, er achtet auf die Kleinen, die sich unverstellter darbieten, und so gelangt er Abends in die Vorstadt, wo die letzten Häuser sind, zu den von der Sitte und der Aufsicht entlegeneren und daher wohl dem Laster am meisten zugänglichen Wohnungen. Er nähert sich dem Hause einer Bajadere, eines verlorenen schönen Kindes, eines Mädchens, das um die Gunst der Männer durch Abtödtung aller Scham und aller edleren Empfindungen, zumal des Gefühls der wahren Liebe, bult, und sich dazu aller Künste bedient; ihre Wangen haben keine natürliche, sondern eine erkünstelte Farbe, sie sind geschminkt, gemalt. Der Gott grüßt sie zuerst, und zwar mit der ehrenden Anrede „Jungfrau," und sie ist nicht unempfindlich gegen eine solche Begrüßung, sie antwortet: „Dank der Ehre!" aber sie eilt auch gleich hinaus und bittet ihn zuvor, zu warten, und auf seine Frage, wer sie sei, verheimlicht sie nichts, sie setzt hinzu, wo er sich befinde, sie sucht ihn, noch ehe er eintritt, zu reizen durch Musik und Tanz, durch Bewegung und Geberde „sie rührt sich, die Cymbel zum Tanze zu schlagen, sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen, sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Kranz." Letzteres auch wohl nach Sitte der Einladung. Ja sie zieht ihn schmeichelnd zur Schwelle in das Haus, das noch düstere, denn der Gott ist in der Dämmrung gekommen. Sie verheißt ihm, die Hütte sofort lampenhell zu machen, und ihn zu laben, etwa, wenn er müde ist, durch ein Bad, durch Salben, und dann nach seiner Wahl durch Ruhe, Freuden oder Scherz. Das hätte sie vielleicht auch Anderen gethan, aber sie fühlt doch vielleicht schon etwas Innigeres als sonst, sie ist geschäftig für ihn, und wird

es um so mehr, je leidenhafter der Fremdling scheint, den sie auch wohl nicht bloß aus Gefallsucht und bloßer Artigkeit sondern mit einer Regung des Herzens „schöner Fremdling" genannt hat. Und der Gott erkennt eine sanfte, milde Natur in ihr, ein menschliches Herz trotz des tiefen Verderbens, etwa wie der Heiland bei der Ehebrecherin, trotz der Kälte und Gleichgültigkeit, welche man bei ihr vermuthen sollte, eine keimende Zuneigung. Er schöpft Hoffnung, sie zu retten, und wo und wann, möchte man nebenbei fragen, dürfte man je diese Hoffnung aufgeben? Aber hiemit hebt auch die Heilung an, und zwar durch die Prüfung. Er verlangt Gehorsam, sie muß ihm Sklavendienste thun, und sie verrichtet sie nicht nur, sondern gern, „immer heitrer wird sie nur," und was sie vorher zwar auch, aber aus eigennütziger Absicht, that, was nur Künste waren, das wird nun Natur, ihre Bildsamkeit zeigt sich, sie wird eine andre, es geht nach und nach eine durchdringende Veränderung mit ihr vor, ihre Besserung ist nicht bloß äußerlich, nicht bloß Blüthe, sie ist noch mehr innerlich, sie ist keine taube, sondern eine fruchttragende Blüthe, ihre Dienstbarkeit geht ihr von Herzen. Diese Läuterung wird Gehorsam genannt, und mit Recht, jede wahrhafte Sinnesänderung vom Bösen zum Guten ist ein Gehorsam gegen das göttliche Gebot, gegen die Forderung, die der Mensch an sich selbst richtet, sobald das Gewissen in ihm erwacht. Aber Gehorsam und Liebe zu Gott verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Hier stellt sich diese höchste Liebe noch als persönliche, ja halb und halb noch als sinnliche Liebe dar, und deßhalb findet es Mahadöh gut, auf die erste Prüfung eine zweite folgen zu lassen. Er prüft sie schärfer und schärfer, er, der Kenner der Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens, er prüft sie durch Lust, Entsetzen und grimmige Pein. Durch Lust! Er küßt sie, er zeigt ihr Gegenliebe, und jetzt wird sie sich der ihrigen erst bewußt, sie wird gleichsam willenlos, sie steht wie gefangen, sie weint zum erstenmal, es sind Thränen der Ahnung, der Wehmut, der Wonne, sie vergißt alles, was sie bisher wünschte und wonach sie strebte, sie beugt sich im Uebermaaß ihres Gefühls zu seinen Füßen, nicht um Genuß, nicht um Lohn; aber nun ist sie keine Bajadere mehr, sie ist eine wirklich Liebende, und auch die Geliebte des Gottes, und so wird auch die sinnliche Freude geheiligt und nimmt den Charakter der Reinheit an. Durch Lust hatte er sie geprüft, denn eine solche Wonne war

ihr noch nie zu Theil geworden; aber nur wenige Ruhe gönnt er ihr, spät entschlummert sie und früh erwacht sie, und nun durch Entsetzen prüft er sie, denn todt findet sie an ihrem Herzen den vielgeliebten Gast. Sie stürzt auf ihn nieder, sie will ihn durch ihr Angstgeschrei erwecken, umsonst, man entreißt ihr den kalten Leichnam und trägt ihn zum Scheiterhaufen, zur Flammengrube hin. Sie fällt bewußtlos hin, aber sie erwacht wieder, die Todtengesänge der Priester erwecken sie, sie eilt dem Geliebten nach, sie drängt sich durch die Menge der Zuschauer, und jetzt erst auf deren Fragen: „Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?" wird sie ihren Verlust ganz inne. Sie nennt ihn ihren Gatten, sie hat ein Recht dazu, Verzweiflung ergreift sie, sie will nicht an seinen Tod glauben, an den Untergang ihrer kurzen Seligkeit. Aber die alte Lehre, daß nichts Irdisches bleibend ist, daß der Tod nichts verschont, und die Blüthe wie die Frucht, die Alten nach allmäliger Entkräftung, und die kräftige Jugend wider Aller, wider ihr eigenes Erwarten, dahinrafft, diese alte Lehre tönt ihr aus dem Munde der Priester entgegen, und mit ihr zugleich eine zweite, noch herbere, daß der Erblichene nicht ihr Gatte gewesen sei, daß sie keine Pflicht als Bajadere gegen ihn habe, daß sie ihm zu folgen weder verpflichtet noch berechtigt sei, dieß sei nur Pflicht und Recht der Gattin gegen den Gatten, die diesem, wie der Schatten dem Körper angehöre, und für die diese Nachfolge zugleich rühmlich sei. Dieß ist die härteste Prüfung, die ihr Mahadöh auflegt, es ist die grimmige Pein, sie wird dadurch noch einmal an ihr früheres unreines, liebe- und ehrloses Leben und Gewerbe erinnert, sie wird von den Priestern der Ehre unwürdig erklärt, welche der Gattin zusteht. Und ohne daß man sich um sie kümmert, hat die Leichenfeier ihren Fortgang: „Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage, o nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage, o nehmet den Jüngling in Flammen zu euch." Aber weder die Gleichgültigkeit und gewissermaßen das Verbot der Priester, und wenigstens Verachtung liegt in der Zurechtweisung, noch die Schrecken des Flammentodes halten sie ab, der Tod wird ihr zur höhern Pflicht nicht nur, sondern zugleich zum Zeugniß ihrer Liebe, ihrer Reinigung durch die Liebe, ihrer Erneuerung, ihrer wiedererworbenen Würde und Würdigkeit für ein verklärtes Dasein. Und dieses wird ihr zu Theil; denn kaum hat ein Sprung sie zu dem Heißgeliebten hinabgeführt, „mit ausgestreckten

Armen," um ihn wieder zu erfassen, als er auch, der Götterjüngling, sich aus den Flammen erhebt, nicht allein, sondern mit ihr erhebt, und sie zum Aether emporträgt. Das ist die Apotheose des armen, irrenden, sündigen, fast verlornen, aber reuigen, und durch die Reue erst wahrhaft rein und glücklich gewordenen Menschenlebens, es ist die Apotheose der Gottheit selbst, sie wäre ja nicht die Gottheit, die Allliebe und Allerbarmung, wenn sie ein Wesen geschaffen hätte mit der Möglichkeit, sich auf ewig dem Bösen zu ergeben und sich unrettbar unselig zu machen, wenn sie nicht alle ihre Kinder, auch die scheinbar trotzigen und hartnäckigboshaften zu erweichen, zu sich zu ziehen, wieder zu gewinnen wüßte gleich dem Hirten im Evangelium, der die Heerde verläßt um dem verlorenen Schafe nachzugehen, es zu suchen und zu finden. Ja, die Bajadere ist das Bild der Menschheit, der Erde, der Schöpfung, es wird eine neue Erde, ein neuer Himmel werden, und um diese erhabene Göthe'sche Apotheose des Christenthums unter dem Bilde eines indischen Mädchens und eines indischen Gottes mit dem einfachkräftigen Worte Schillers zu schließen: „Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein!"

Betrachten wir nun noch die Stellung der drei besprochenen Balladen in der Sammlung, so finden wir, daß der Sänger den Anfang macht, denn das „Mignon" überschriebene Gedicht, welches ihm vorangeht, ist eigentlich ein Lied, wie es in den Lehrjahren, von woher beide Gedichte entlehnt sind, diesen Platz einnimmt, dann folgt der Fischer gegen die Mitte hin, und die Bajadere macht den Beschluß. Sollte dieß ein Zufall sein? Jedenfalls hätte der Zufall viel Ueberlegung gezeigt, denn nur so nehmen sie die rechten Plätze ein; und wir dürfen deßwegen wohl annehmen, daß die Stellung eine absichtliche ist, wie ich denn in meiner gedruckten Erklärung einer Auswahl von Göthe'schen Gedichten auf die bedeutsame Stellung mehrerer derselben aufmerksam gemacht habe. Vorauf geht der, nicht durch die Natur, sondern durch die Kunst, als bevorzugtes Werkzeug der Gottheit, beglückte Mensch, denn in der Kunst liegt die Wiederkehr, die Wiedererwerbung des Paradieses, die Umkehr zur Natur, das höhere bewußte Naturleben, nicht frei von allen Bedürfnissen, sondern nur von den erkünstelten, das auch dem sinnlichen Genuß, soweit er dem geistigen dienstbar bleibt, und zumal sofern er den letzteren zur Begeisterung erhebt, Raum ge-

währt, vor Allem dem Weine sein Recht verstattet, das durch Einfachheit, Geselligkeit und Kunst beseligte Leben. Der Fischer ist das Gegentheil des Sängers, nicht wie jener aus sich selbst hinaus, zur Natur und zu den Menschen hintretend, selbst glücklich sie beglückend, auf edelste Weise sie beherrschend und bezaubernd, sondern in sich selbst versinkend, hinbrütend, aber eben deßwegen dem Zauber, den er der Außenwelt leiht, unterliegend, vom Schein überwältigt, eine neue Darstellung des Sündenfalls; die Bajadere, die gefallene, aber sich ermannende, dem neuen höheren Leben wiedergewonnene Seele. — Die erste Ballade stellt die gesunde Kraft dar, daher wird sie durch den Mann, den an Jahren alten, an Geist ewig jungen, vertreten; die zweite zeigt uns die menschliche Schwachheit von der einen und den verführerischen Schein auf der andern Seite, Adam und Eva, und die Schlange, daher die mangelhafte That in der Person eines männlichen Wesens, das wir uns nicht als Mann, sondern als Jüngling oder Knabe in unreifem Alter denken können, die Verführung aber als zauberisches Weib. Die reuige, wiedergewonnene Seele tritt endlich, wie in der Bibel als Magdalene, so auch hier als Jungfrau auf.

Vielleicht gewinne ich mir eher für die Erklärung der ersten und dritten Ballade, als für die der zweiten den Beifall der Zuhörer oder Leser derselben. Vor Kurzem ist wenigstens eine ganz andre Ansicht des Fischers und der Nixe in einem Schulprogramme des Oberlehrers Paschke zu Sohrau aufgestellt. Er sieht in der Ballade überhaupt eine idealisirte Auffassung des Naturlebens in Beziehung auf den Menschen, in dem Fischer die Gemütswelt in ihrer friedlichen Stille, in der Nixe die Allgewalt der Gefühle, besonders der Liebe. Dieser Erklärung werden sich diejenigen zuneigen, welche in den schönen Worten der Nixe lieber Wahrheit als Täuschung erblicken möchten. Aber man bedenke, daß auch die Sirenen im Homer und die Schlange im Paradiese eine sehr gleißende Sprache führten. Obgleich die erwähnte Ansicht der meinigen ganz entgegengesetzt ist, kann ich mich nicht darauf einlassen, sie zu bestreiten. Ich begnüge mich zu bemerken, daß dabei die Erklärung des Schlusses „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn" schwierig erscheint, und wundre mich, daß der Verfasser jener Abhandlung die Worte: „Was lockst du meine Brut — hinauf in Todesglut" von dem heißen „Grunde des Fisch-

kessels in der engen Küche" versteht. Göthe soll zwar — freilich einer sehr unsichern Sage zufolge — der Frau von Staël auf eine Frage über diese Stelle dieselbe Erklärung, aber ich dächte, nur aus Scherz und Spott gegeben haben.

Noch ist anzuführen, daß diese drei Balladen die verschwisterten Künste der Tonkunst und Malerei zu Darstellungen gereizt haben. Alle drei sind sangbar gemacht von Zelter, die zweite auch von Andern, z. B. von Reichardt und von einem Franzosen Latrobe; letztere ist lieblich und klingt wie ein wiegendes Gondelierlied, doch damit ist der Ballade wohl nicht ihr volles Recht geworden, ernst ist Reichardts Weise, geheimnißvoll die von Zelter, und darum kommt sie dem richtigen Ausdrucke am nächsten. Die Weise, welche er dem Sänger gegeben hat, drückt die Fröhlichkeit zwar, aber die Begeisterung nicht aus. Am meisten ist Zeltern die Bajadere gelungen, obwohl das Gedicht fast zu lang für den Gesangsvortrag ist. Die Bajadere ist auch von Auber als Oper bearbeitet. — Malerische Darstellungen des Sängers und der Bajadere sind mir nicht bekannt, wohl aber die des Fischers und der Nixe von Julius Hübner. Den Fischer hat er gewiß nicht unrichtig als Knaben, oder vielmehr als knabenhaften Jüngling dargestellt; die Nixe, sowie die ganze Umgebung ist ihm aber noch mehr gelungen, es liegt ein Zauber in dem Blick und fast noch mehr in dem Haar dieser weiblichen Gestalt, die auch ohne ihre süßen Worte und Töne wohl Männer fesseln kann. Der Gegenstand eignet sich auch mehr für die Malerei als der Sänger und die Bajadere, die eher für eine halberhobene Gruppe, letztere vielleicht in einer Folge von wenigstens drei Darstellungen passen. Ob die Wirkung der drei Balladen durch dergleichen Hülfeleistungen anderer Künste bedeutend verstärkt werde, kann zweifelhaft erscheinen. Die neuere Dichtkunst ist zu sehr Gedankenkunst geworden, als daß ihre Werke nicht vor allen Dingen nach dem Gedankeninhalte betrachtet und beurtheilt werden sollten. Und hiezu habe ich durch diesen Versuch einen kleinen Beitrag geben wollen.

K. L. Kannegießer.

2. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten.

Erste Erzählung: Die Wälsche Opernsängerin.

Goethe liebte es, sein Dichtergeheimnis zu bewaren, und trat meist mit vollendeten Werken hervor, ehe man noch wuste, daß er daran arbeite. Um so mer wies er die naseweisen Kritiker ab, welche ihn mit solchen Werken alsbald für ihren Schuldner namen und ihn über Dinge zu Rede setzten, von welchen sie zuvor gar keine Anung gehabt hatten. Es ward ihm Leid, daß er seinen Wilhelm Tell, wie dieser ihm früh in den Schweizerbergen erschienen war, Schillern erzählte, der ihn sogleich dramatisch ergriff, sodaß Goethe sein Epos aufgab, für welches sich der ländliche Volksheld offenbar mehr eignete, als für die Tragödie. Und als die Kunde von Goethe's Fortsetzung seines Wilhelm Meister die unberufenen Wanderjahre hervortrieb, zürnte er, wie Cervantes über den vorgreifenden zweiten Theil seines Don Quixote, an dessen derbe Vergleichung mit einem (von hinten) aufgeblasenen Hunde selbst der unpoetische Name des Wandergesellen „Pustkuchen" (Windbeutel) erinnert.

Auch sah Goethe es ungern, wenn man den Quellen seiner Dichtwerke nachspürte, und schalt, daß man, wie er sagte, das wieder ins Breite zöge und auflöste, was der Dichter fest zusammengedrängt, eben gedichtet habe. Manchmal wuste er auch wol selber nicht mer, wo er etwas her hatte: z. B. stehn unter seinen Liedern, wie so manche ihm entfallen sind, mere, die ganz oder zum Teil ihm nicht angehören, namentlich aus Volksliedern herrüren, welche er, wie eben erst aus Schölls merkwürdigem Goethe-Büchlein (1846) sich ergibt, auf einer Reise im Rheinlande, treu-freundlich für Herders Volkslieder sammelte, ohne daß Herder, — der von Anfang bis zu Ende gegen Goethe bitter war, — es jemals gedachte. Goethe äußert sich in solcher Hinsicht einmal: ich habe es längst vergeßen, mit welchen Kapaunen und Fasanen ich mich („mein Bäuchlein") genährt habe. Dieser Spruch ist freilich auf die folgende Erzälung nicht anzuwenden, deren Quelle so vollständig vorliegt.

Goethe, der alle bedeutende Richtungen der Dichtkunst neu und zeitgemäß belebte, und damit wieder stäts vollgültige Musterbilder schuf, hat auch den oft nachgeamten Decamerone (zehnmal zehn

Erzälungen) des Boccaccio in so fern bedeutsam erneuet, als er eine Reihe von alten und neuen Erzälungen in einen sie hervorrufenden Ramen faßte. Die furchtbare Florenzer Pest, vor welcher Boccaccio, der sie erlebte, seine Gesellschaft aufs Land und in den Garten der Dichtung flüchtet, — wie in den weit älteren sieben Vesyren oder weisen Meistern und in 1001 Nacht eine stäts drohende Hinrichtung durch Erzälungen aufgeschoben wird, — ein solcher dunkler Hintergrund, und Beweggrund zur Ablösung von demselben, ist in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", welche zuerst 1795 in Schillers Horen erschienen, die Französische Revolution, deren Bedrängnissen wir auch das herrlichste Neudeutsche Epos Hermann und Dorothea, sowie das Kehrbild dazu, den Reineke Voß, verdanken. Die aus dem schönen Ueberrheinischen Vaterlande vor den Sanscülotten geflüchteten edlen Gefährten, meist Verwandte, erheitern sich auf dem Lande in der Nähe des Krieges die trüben Zeitläufte durch manigfaltige alte und neue, scherzhafte und ernste, warscheinliche und wunderbare Erzälungen; welche aber zugleich dazu dienen, die in sich gespaltene Gesellschaft, deren Einige für die Neufränkischen Freiheitsmänner hitzig Partei nemen, leidlich zusammenzuhalten, bis alles in dem großen rätselvollen Märchen aufgeht, welches, das goldene oder das Märchen par excellence, Märchen aller Märchen genannt, — damals sogleich die manigfaltigsten Deutungen hervorrief, über welche sich Goethe aber nicht weiter erklärte. In dem neulich erst von Tieck bekannt gemachten Nachlaße von Novalis-Hardenberg, dessen wundervolles ebenso klar gestaltendes als unergründliches Märchen im Heinrich von Ofterdingen die glänzendste Wirkung des goldenen Märchens ist, wird dieses eine „erzählte Oper" genannt: was im höchsten Sinne, wie Glucks Armida, zu nemen ist.

In den Unterhaltungen dieser Auswanderer wird nun gleich vorn von dem alten geistlichen Hausfreunde die wundersame Geschichte einer Neapelschen Opernsängerin Antonelli erzält, die nach dem Tode ihres trostlos verstorbenen Freundes, eines Genuesischen Kaufmanns, jarelang durch ein schreckhaftes und gespenstiges Getöne verfolgt wird. In dem Gespräche über diese Geschichte bemerkt der Erzäler, daß sie w a h r sein müße, wenn sie interessant sein solle, weil sie für eine e r f u n d e n e Geschichte wenig Verdienst habe, ja der alte Erzäler bezeugt sie als ein selbst dabei Gegenwärtiger.

Und so wird denn dieselbe als wirkliche Begebenheit auch anderweitig bewärt.

Ich fand sie zuerst in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geborenen Gräfin Berkeley, welche, von Lord Craven geschieden, den letzten Markgrafen von Anspach und Baireuth so einnam, daß er sich morganatisch mit ihr vermälte und für immer nach England zog, nachdem er sein Erbland dem Markgrafen von Brandenburg übergeben hatte (st. 1805). Diese schöne rossebändigende Engländerin (geb. 1750: lebte noch 1825) verdrängte die berühmte Französische Opernsängerin und Schauspielerin Hyppolite Clairon aus der 17jährigen Gunst des Markgrafen in Paris und Anspach. Bei der Auflösung dieses Verhältnisses, unter den heftigsten Ausbrüchen der Französin, welche von der Engländerin auch nicht geschont wird, erzält die letzte, nachdem sie den beleidigenden Abschiedsbrief der Clairon übersetzt hat *), von dieser folgende wundersame Geschichte. **) — —

Der ungenannte Uebersetzer dieser aus der Englischen Handschrift verdeutschten und 1826 gedruckten Denkwürdigkeiten, welche um dieselbe Zeit auch Englisch, jedoch mangelhaft, erschienen, bemerkt schon die auffallende, in der Verdeutschung oft wörtlich hervortretende Uebereinstimmug mit Goethe's Erzälung. Diese konnte hier nicht wol aus Goethe's älterem Buche herrüren, weil dessen örtliche und persönliche Abweichungen doch gewis bemerkt wären; noch weniger kann Goethe diese wol 1795 noch nicht Englisch geschriebenen Denkwürdigkeiten gekannt haben: sondern jene wörtliche Uebereinstimmung erklärt sich ganz einfach daraus, daß beide Erzälungen, die Englisch-Deutsche und die Goethe'sche, aus der Französischen Urschrift der Clairon selber herrüren.

Solches ergibt sich ganz klar aus der schon im 7ten Jahr der Republik (1798-99.) gedruckten Denkwürdigkeiten dieser merkwürdigen Französin, welche gleich vorn an einen Freund Henri diesen Bericht schreibt ***):

---

*) Ein andrer Brief der Clairon an den Markgrafen, worin sie vor der Abdankung warnt, 14. März 1791, steht in ihren Mém. p. 319.

**) Sie ward hier beim Vortrag am vereinten Goethe-Schiller-Luther-Feste den 11. Nov. 1846 gelesen aus „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach. In zwei Bänden. Aus einer englischen Handschrift übersetzt." (Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1826), Bd. I, S. 158—68.

***) Mémoires d'Hyppolite Clairon, et réflexions sur l'art dramatique;

Ihr voranstehendes Schreiben an den Herausgeber des **Publiciste**, welches im Jahr vorher darin abgedruckt ist, verwahrt sich gegen ihre darin angekündigten **Mémoires**, welche in Deutschland Deutsch erschienen seien. Sie meldet, daß sie dieselben einem fremden Gelehrten anvertraut habe, welchen sie so schätze, daß die angekündigte Ausgabe nur ein Diebstal sein könne, wie Alle seine Bekannten, wenn sie ihn nännte, bezeugen würden; sie werde nun selber den Druck ihrer **Mémoires** besorgen. Die erwähnte Deutsche Ausgabe derselben erschien also vor 1798/99*), von ungenanntem Uebersetzer, gewis später als Goethe's Erzälung. Es ist jedoch warscheinlich, daß er durch hiemit zusammenhangende Vermittlung die Französische Urschrift früher überkam. Bekanntlich ward in jenen Jahren ein lebhafter litterarischer Verkehr zwischen Paris und den Höfen von Gotha und Weimar betrieben, namentlich durch den Baron von Grimm **), welcher aus Paris, wo er lange deshalb wohnte, die neuesten und wichtigsten Erscheinungen übersandte, wo möglich auch handschriftliche. Auf diesem Wege kam unter andern Ramau's Neffe von Diderot, worin auch die Clairon rühmlich und spöttisch vorkömmt ***), in Goethe's Hand, dessen Verdeutschung sogar erst ins Französische zurück übersetzt ward, sowie sein Zeugnis zur Bestätigung der Aechtheit der später in Paris wiedergefundenen Urschrift diente. Ganz auf änliche Weise gieng es ohne Zweifel mit der Erzälung der Clairon, und vielleicht ist der genannte Vermittler eben der von ihr so betraute fremde Gelehrte. Daß Goethe hier nicht auch seine Quelle angab, liegt in der freiern selbständigen Behandlung und Verarbeitung in einem größern eigenen Werke und Kreis von Erzälungen, deren Quellen sämmtlich verborgen blieben.

Daß dieses Verhältnis der Französischen Urschrift zu der Deutschen und Englischen Uebertragung wirklich so besteht, bewährt, außer der Vergleichung des Ganzen, unter den wörtlich übereinstimmenden Stellen, aus gemeinsamer Quelle, entscheidend eine aus der ungedruckten Englischen Handschrift von dem Uebersetzer mitge-

---

publiés par elle même. A Paris, chez F. Buisson. An VII de la République. p. 1—21.

*) Hyppolite Clairon Betrachtungen über sich selbst und die dram. Kunst. 2 Thle. Zürich 1798—99. Wol aus dem Franz. Druck. Die ältere Uebersetzung erinnere ich mich gesehn zu haben, in Lat. Schrift.

**) Vgl. dessen Correspondance litteraire.

***) Bei Goethe, Ausgabe letzter Hand Bd. 36 (1830) S. 8. 45. 74—76.

teilte Stelle, damit man nicht wähne, er habe sie der Goethe'schen Erzälung erst angenähert: wärend das Englische noch einige Französische Wörter geradezu behält, ist Goethe's rein Deutsche Uebertragung doch zum Teil getreuer *).

Die Clairon wünscht am Ende ihrer Erzälung, daß bei der Herausgabe der Namensbuchstabe und die Heimat ihres Freundes nicht veröffentlicht werden. Beide sind zwar stehn geblieben, laßen jenen aber noch genug im Hintergrunde, neben den übrigen vollständig hervortretenden Personen. Die Clairon **), welche 1722, geboren, 81 Jahr alt 1803 starb, erlebte diese Abenteuer schon im Jahr 1743, in früher Jugend, als sie noch Sängerin und Tänzerin war; die Tagebläter jener Zeit mögen wol noch bezeugen, daß, wie sie sagt, dieselben damals das gröste Aufsehn und eifrige Nachforschungen der Polizei erregten. Sie weist am Ende jedoch die Annahme eines die Weltordnung durchbrechenden Wunders ab, und sieht in dem Ganzen nur den in den Weltbegebenheiten so mächtigen Zufall — **hazard** — den Altdeutschen Dämon **Hasehart**. Bei Goethe äußert zuletzt der besonnene Friedrich einen „Verdacht," welchen er jedoch erst nach nochmaliger Erwägung aller Umstände

*) Das Englische lautet, S. 162: Whilst her femme-de-chambre was undressing her, she said pleasantly to her: „We are now at the end of the world; it is dreadfutl weather; the cry would find a difficulty in reaching us here." It instantly pierced their ears. Madame Grandval imagined that the region below had thrown out all its terrors; she ran en chemise from the top to the bottom of the house; and nooe in the house dared to elose their eyes the remaioder of the night. Sichtlich aus der Französischen Urschrift p. 8: Tandis que ma femme-de-chambre se déshabillait pour se coucher à côté de moi, je lui dis: Nous summes au bout du monde; il fait le tems le plus affreux; le eri serait bien embarrassée d'avoir à nons chercher ici.... Il partit! Madame Grandval crut que l'enfer entier était dans la chambre: elle eourut, en chemise, du haut en bas de la maisoo, où personne ne put fermer l'oeil du reste de la nuit. Endlich Goethe, Horen 1795, und Ausgabe letzter Hand Bd. 15 (1828), S. 125: „Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen [nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte] wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: „Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können?" Im Augenblick ließ er sich hören, starker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sey im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu."

**) Sie hieß eigentlich Claire Josephe Leyris de la Tude, in Flandern zu Condé von armen Ältern geboren, begann 12 Jahr alt in der Italienischen Oper; entschied sich dann für Heldinnen, nachdem sie 1743 auf dem Theatre Français die Phädra mit großen Beifall gespielt. Daher vielleicht ihr Annamne Hyppolite.

erklären will, und zuvörderst eine andre Wundergeschichte erzält: von einem Mädchen, die ein Klopfen unter den Füßen verfolgt und sie selber fast zum Gespenste macht; worauf sogleich das Ereignis von den beiden aus demselben Holze und von demselben Meister gemachten Schreibspinden folgt, von welchen das eine in Brand aufgeht und das andre in derselben Stunde zerreißt. Und dabei verbleibt es dann: sodaß auch hier nur ein Wunder das andre erklärt, und der Dichter die Auflösung, sowie die des Schlußmärchens, dahin gestellt sein läßt *).

Alle kleinen Veränderungen, eigenen Züge und Weglaßungen sind aber durchaus dichterisch, fein, schicklich, und zum Ganzen stimmend. Dahin gehört schon die Versetzung der Wundergeschichte aus dem aufgeklärten Paris nach dem wundervollen Neapel. Das fertig überliefert dazu Passende nahm Goethe ebenso unbedenklich unverändert darin auf, wie Shakspeare, und wie selbst der Bildnr Rafael ganze Gestalten. Der große Dichter mag drum nicht zürnen, daß man seinen Quellen nachspürt: weil man, bei fortwärender Beschäftigung mit ihm, es doch nicht wol laßen kann, und weil er durch die Vergleichung mit denselben, nur um so größer erscheint, eben auch wie Shakspeare. Es ist die gemeinsame Eigentümlichkeit beider Germanischen Dichter, daß sie vom wirklichen geschichtlichen Boden und Ueberlieferung aus, lebendig fortwuchsen und bildeten, wärend die Romanischen Dichter, besonders die Spanischen, — namentlich Calderone — mehr von freier Erfindung, selbst des Stoffes, ausgehn, oder den überkommenen Stoff ebenso frei verwandeln; und so wunderbar solches oft auch geschieht, so erfüllt es doch mit viel tieferer Bewunderung, zu schauen, mit welcher Geistesmacht Goethe und Shakspeare die Ueberlieferung sich angeeignet und lebendig umgebildet haben; und Goethe's Wort, daß Calderone ein feinabgezogenes geistiges Getränk biete, welches so genoßen werden müße, wie es bereitet ist, wärend man bei Shakspeare noch die frische volle Traube schmecke, gilt zugleich von ihm selber: auch er beut uns den tief aus der Wurzel quillenden goldenen Wein der Warheit und Dichtung; und wie wunderthätig er dabei zugleich in Zauberkreise der feßelfreien Erfindung ist, beurkundet eben sein

*) Vielleicht meinte Friedrich, daß der verschmähte Freund nur scheinbar gestorben, und Mittel und Wege gefunden, den rächenden Spuk unentdeckt auszuspielen.

Goldenes Märchen zum Beschluße dieser Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten.

---

3. Albrechts von Eib Novelle vom klugen Procurator.

Wie sich ein fraw halten soll in abwesen irs mans.

Dise hernach geschribñ Historì, oder fabel, gibt zuuersten, wie sich ein fraw halten sölle, in abwesen irs mans, die ich auch auff das kurtzt ausz Latein in Deutsch bringñ wil, Als ich denn dises püchlein ausz latein an manchñ endñ genomē vnd geordnet hab,

¶ Es ist ein stat in welischñ lanndñ, genāt Janua, gelegñ bey dem mere, die selbe ist an burgern vnd Reichtum, an narung, an kauffmanschafft, vnd an hanttierung, mit schiffen über mere uberflussig, vnd fruchtpar, Da ist gewest ein man genant Aronus, Als der man vil jare uber mere mit kauffmanschafft gearbeit, vnd vil reichtum erlanget het, gedacht er in seinem gemüte, wie er weÿbe vnd kinder die in solten erbñ gehabñ möcht, vnd tett also vleÿss, durch sich vnd ander sein freunde, wie er mocht gefindñ ein junckfrawen die im genem vnd geuellig were, Do was in der selbñ statte, ein edle iunckfrawe Marina genant, hubsch vnd wolgestalt, Die Aronus zu einem eeweÿb begert zu haben, vnd offenbaret also sein willen, den eltern vnd frewnden der junckfrawñ, derselbñ willen erlangt er, vnd ward im die junckfraw marina gebñ zu der ee, vnd dy hochzeit mit grossen frewdñ frolockñ vnd geziere, gemacht vnd volbracht, Als nu Aronus ein jare bey marina seiner hauszfrawen in frölichkeyt vnd wollust was gewest, ward ÿne v*s*driessen in müssigkeit doheÿmen zusein, vnd gedacht, wie er gen allexandria mit kauffmanschafft von dannē zuschiffen versehñ vnd beraytten vnd sollichs seiner frawñ v*s*kundñ vnd zu ir sprechⁿ, Mein liebe hawsfraw marina, das liebst das ich hab auff erdñ, pisz frolich, vnd erschrick nicht, Ich wirde schiffen gen Allexandriam, bitte dich, du wollest kaÿn mÿsseuallen daran habñ,

ich wil pald her wider komē, Mit disen kunsten hab ich gewunnē, ere vnd gut, vnd alles das wir habñ, vnd gibt got das es glucket zu diesem male, so sol mein schiffen damit ein end nemen, Nu thut not, das du an dich nemest ein menlichen mute, Alles das ich hab, vnd alle sorge wil ich dir beuelhñ, vnd in nichten mangel lassen, du solt frolich sein, so wirt mein wege vnd überfaren auch dester frolicher wesen, Nun ist nichtz vntt' vnns 'zweÿen zuuerpergñ, wañ vnnser ere, Nutze, schand, vnd laster, gut vnd übel sein vns beÿden gemaÿn, Ich bedenck wie du ein starcke, hübsche, zarte, lustige, jünge fraw pist, vnd erkenne, was die jugent, die gestalt, vnd uerporgene inwendige hitze der natur wurcken sein, Also das dir vnmügenlich sein wirt, die zeit die ich aussen pleÿbñ pin, on ein andern man zu lebñ wiewol du ÿetz, als mir nit zweÿfelt keuschñ mute, begire vnd gedanckñ habend pist, doch sol mich solichs nicht bekümern, was die natur gibt, vnd du nicht magst v'maÿdñ, vnd wil das zum letzsten von dir bittñ, in aller lieb, souil ich mag, das du keusch beleÿbest, souil dir muglich ist Ich wil dir keÿn huter setzñ, du solst der hüter uber dich sein, wañ kaÿn hute ward nye so sicher, die ein vnwillige frawen möcht keusch behalten, so aber die hitze, das geplüte wirt wüten machñ, vnd magst dich nit mer auff gehaltñ keusch zubeleybñ, Bitt ich dich, mein liebe hausfraw, du wöllest in den dingen gescheÿde, vnd fursichtig sein, das es nit kum vntt' die lewtte, das mir vnd dir zu ewig' schande komē mocht, vnd den kindern, die du von mir magst empfahen, vnd wie du dich in disen dingñ solt haltñ, wil ich dich vntt'weÿsen, Du waist wol, das vil hübscher, starcker jungling sein in diser statt, aufz den allen, magstu dir einen furnemen Damit du magst wollust habñ, vnd spilñ, der da stille, weysz, vnd fürsichtig ist, vnd die sache als gern heÿmlichñ helt, als du selbst, vnd solt keynen erwelen, der da seÿ wild, wanckelmütig, vngestüm, vnd vnerberg, Wann der selb möcht es nicht heymlichñ gehalten. vnd wurd ÿederman kunth gethan, das ist das ich begere, vnd bitte, so du mir sölichs pist zusagñ vnd gelobñ also zuhaltñ wirstu mich hoch erfrewñ, vnd wil nit das du mir antwort gebst, Als gewonlich die frawñ in solichñ dingñ pflegñ zuthun, vnd

sprechñ, Lieber man, wann kumpstu her mit disen wortñ, Wie kumē dir sollich gedancken in deinen sÿn, wie magstu dich damit bekumern, Ich halt du getrawest mir nit, behut mich got solt mir sollichs zuuallen, mit nichtē, Ich bedarff dir soliches nit gelobñ, gott seÿ daruor, das ich den tag erlebe, dz solichs in meyn gedancken kume ich geschweÿge das ich es thun solt, Solich antwurt liebe marina hab ich dir furgehalten das du sie wollest vꝰmeydñ, Ich gelawb gentzlich das du ytzo gar ein guten willen vnd fursatz habst, du wöllest innen pleÿbñ, des pitt ich dich, so lang du magst, vnd dein iugent begire vnd frechaÿt der natur mugñ erleÿdñ, Als Aronus die Rede mit marina seiner frawñ hett gehabt, ward die fraw mit grosser röten ires amplickes bedecket, vnd das weÿplich hertz in ir zittern, vnd west nit was sie antwotę solt, Wann Aronus hett ir mit seinē wortē genomē, die Antwort, die dÿ frawñ pflegñ zu gebñ, doch mit angsten, suchet sie ein antwurt, vnd liefs farñ die röten vñ erplaicht vnd mit zittern wortten redet sie also, Mein susser lieber haufzwirt, mit deinen worttñ hastu vast vnd vil mein gemüt vnd synne betrubet, vnd erschrecket, das ich solichs vō dir sol hören, vnd versteen, das ich mein tag nye gelernet, noch gedacht hab, Du tust vnrecht, das du mich ein iungñ frawñ, mit disen worttñ wilt vꝰsuchñ, bekumern vñ vmb treÿbñ, vnd peinigt mich nicht wenig, vnd waifz nicht was ich redñ oder antworttñ sol, das du sprichst, du wist wol, ich müg nicht keusch pleÿbñ in deinem abwesñ, ich sag dir das, was ich ytz redñ wird sol nicht anndꝰs im hꝰtzñ sein, dann es im mund wirdet lawttñ Ich wolt ee eins poszen tods ersterbñ vnd das man mich ytz solt lebentig begrabñ, dann das ich den tag erlebñ solt, der mein keuscheit vnnd vnnser ee beschedigeñ möcht, vnd pin in gantzē stätē willñ, den tag deiner zukunfft zuerharren, mit keuscheit meins leybs, Ob aber kumñ wurd da got vor seÿ, das andꝰs in meyn gemüt vallen würd, Als du besorgst, vnd mir fur gehalten hast, So wil ich mich nach deiner lere halten, verhaÿsse vnd gelob dir es also, So du es doch gehabt wilt habñ, vnd ist mere das du begerst, das sol auch geschehñ, vnnd sol dein will allzeit furganck habñ, vnd nit der mein Aufz sollichꝰ antwort der frawñ

wart Aronns erfrewet, dz er kawm die zeher mocht behaltñ, vnd ſprach, liebe hauſzfraw, was ich von dir han begert, das hab ich empfangǫ, ſo du mir helteſt, das du haſt gelobt, daſſelb ſchlewſſe in dein hertz, vnd beſtetig es mit einem veſten gemüte, Des morgens ward ſich Aronus mit ſein geſellñ auff das mere thun, vnd ſchiffen mit gutem wind vnd glucke gen Allexandria, als ſie hetten furgenomē, Marina ſein hawſzfraw hüttet des hawſz mit eȳm meydlin vnd gedachte ſtettigs an iren liebñ man, An die wort, die er mit ir hett gerett, vnd an das gelubde das ſie gethan hett, vnd lebet in groſſer Erberkeyt vnd keuſchait, Sie was iung vnd bey funffzehñ jaren, Ob ſie ettwas mit vnkeuſcheit hett begangǫ das man daſſelb mer der iugent vnd frechait dann der poſzheyt zuſchreibñ möcht Als nu Aronus etzlich jare võ ir geweſen vnd ir hubſchait der ganntzñ ſtatt bekannt was, kamen die jungling tag vnd nacht fur das hauſz, zu pferd zu fuſzñ, Spilten vnd ſungñ, vnd erzaigtñ ſich in lieb vnd frewdñ, wie ſie mochten, Aber marina thet als ein weyſe Erberge fraw, vnd lieſz ſich ir kaȳnen nicht ſehñ, doch zu zeyttǫ ſahe ſie durch die klufſte der vennſter, vnnd ſahe do ſteen die hubſchñ ſtarckñ jungling, die da ſungñ, erſeuftztñ vnnd annder zeichñ der lieb erzaȳgtñ wie wol die jüngling der frawñ nicht mochtñ geſehñ, vnd wurde nü zweyfeln in irem gemüte, vnd mocht nicht lenger geſtillen die verporgǫ hitze der natur, vnd ward mit vil ſorgen der lieb vmb gebñ, vnd als ſie bedacht wie ſie allaȳ mit dem maydlein zu hawſz wer, kayn hütter vnd auffchˢ hett, die ſtatt vnd zeytt das mochten geleydñ, vnd ir die jugent vnd müſſig gien vrſach gaben, wurden in ir enzündet die flammen der vnkeuſchait, vnd gedacht an die rede irs mannes, wie es nit müglich were, das ſie keuſch beleȳbñ möcht vnd nam für, ſeiner lere zuuolgñ, wie ſie nit wolt erwelen ein wildñ vnd wanckelmütigñ ſunder eȳ ſtillē, weyſen, fürſichtigñ jungling, der ir vnd ſein ere lieb hett, vnd möcht bewaren, Zu den ſelbñ zeȳttñ kam gen Janna, ein hubſcher jungling ein gelerter man, der zu **Bononia doctor wordñ** was, **Dagmanus genant**, der ſelbig ging alle tag, fur marina hawſz, Als yn ſein wege auff den marckt zu gien auſz weȳſt, den ward marina durch die gȳtter des

hawſz an ſehñ, vnd merckñ, wie er hübſch, ſtarck, jung, züchtig, Erberg, guter ſitten vnd weſens was, vñ hett gehört wie er weyſz vnd gelert were, auff den gedacht ſie, Alle ir lieb vnd gemüte zelegñ, vnd iren willen mit im zu erfullen, Wann derſelb doctor ging, fur das hawſze, ſtund marina frölich vnd wolgeziert mit hare vñ kleÿdern an dem vennſter, beweÿſt ſich vnd gab ym zaichñ der lieb, vnd mocht doch nichtz von dem doctor erlanngñ, wann er was guter ſitten, vnd eines ſwärñ ganges, zuchtig, ſlug vntt' die augñ, vnd wolt nit ſehñ in das vennſt' der frawñ, Sölichs tett die fraw zu merern male, do ſie den doctor domit nicht bewegñ mocht, Schickt ſie zu ime ein maÿde, in ſein hawſz, das er on nerziehñ zu ir in groſzñ nötigñ ſachen ſolt komen, Der doctor bedaht, wie dy fraw etwas mit gericht beladñ were, vnd ward ſich fugñ zu der frawn Marina, wie wol ſie hubſch vnd jung was hett ſich geſmückt vnd geziert die kamern vnd bethe bedeckt als ſich gepurt in ſolichñ dingñ, Die maid ward den doctor empfahñ vndter der thüre, Do kam im entgegñ die fraw, empfing ÿne wirdiglichñ mit frewdñ, vnd name yn mit irer weyſſen linden hende vnd ſprach, Ich wil vorgeen, vnd euch zeÿgñ den weg, furet yne hinauff in das hawſze, in ein kamern, thet ſie zu, vnd ſaſs mit im nÿd' fur das pette, Den doctor ward verwundern, die ſchön vnd wol geſtalt der frawñ, die geziere der kammern, vnd was es möcht bedewtten, vnd erſchrack, Dye fraw ward enzündet, ſahe an den doctor, mit ſteten augñ, vnd ſing an mit im zu redñ vñ ſprach, Dagmane, lieber weyſer iungling, vnd doctor, die ſache darnb ich dich beſendet han, wil ich mit wenig wortñ ſagñ, Ich bin on zweÿfel, du ſeÿeſt in guter kuntſchafft vnd freuntſchafft mit meinem mañ, Arano, derſelb iſt mit kauffmanſchafft geſchifft gen Allexandria, iſt auſſen in das dritt jare vñ hat mich hie gelaſſen, als du mich ſiheſt, den halt ich fur eÿn weyſen man, das er mein alter, mein natur, vnd Complexen hat erkant, vnd mir geſagt, Es ſey nicht müglich, das ich in ſeinem abweſen, on menlichñ troſt müg pleÿbñ, das wolt ich im nicht glaubñ, Aber nü empfinde ich, das es war iſt, Wann mein iugent, mein geſtalt, mein gemüt, vnd natur wöllen nit dulden, das mir ſollich zeytt

vnnützlich söll entweÿchn̄, gleicher weysz als die erstn̄ plumen des lentzē die pald irn gesmack vnd farb verlieren, vnd durr werden, so sie von dem naturlichn̄ einfluss werdn̄ gewendt, vnd gehindert, vnd hat auch gebetten im zu gelobn̄, so ich zu disē dingn̄ genaÿgt wurd, vnd mich nicht leng' möcht enthaltₒ, das ich mir soll erwelen vnd furnemē ein̄ stillen, weÿsen, vnd fursichtign̄, der sein vnd mein ere wiss zubewarn̄, Als ich dich da für in diser Statt hab angesehn̄, ich getrew du wollest mich nit verschmehn̄, du sihest, wie ich pin hubsch vnd jungk, lasz mich dir gefallen, wir sein hie alleÿn, nyemant sol es erfarn, du magst mein man v'wesen, lebe mit mir wie du wilt, Der doctor nam die frawen beÿ der hand, erzaigt sich frölich, vnd sprach, O wie gar ein begirlicher tag ist mir hewt erschienen, ains sollichen tags hab ich allzeit begeret, Ich mag nicht gesprechn̄, das ich vnselig seÿ, so mir ein solichs gewünschtes geluck auffgestandn ist, mein allerliebste Marina, du hast mich hewt fälig gemacht, so ich gedenck wie gar geneme vnd frölich täge wir habn̄ werdn̄, vnd dz nyemant annders wissen sol, O wie gar ein allerselichst[5] mēsch pin ich, vnd hindert mich gantz nichtz, dann ein klaÿne sache, die doch pald hin gelegt mag werdn̄, Marina Ich wil dir meins hertzn̄ heymlichkeit öffen, so sich die sach also hat begeben, das du nit verwundern magst, ob ich die sach v'zeuhe, das mich doch bekumert die einem yetzlichn̄ on verziehn̄ wer zuthun, Als ich zu Bononia auff der hohn̄ schule nach lerung pin gestandn̄, begabe sich ein aufflauff in der statt, ward ich mit etlichn̄ geselln̄ gefangn̄, vnd in kercker gelegt als wer ich des aufflauffs ein vrsache gewest, vnd besorgt meines lebens, wie wol ich gantz vnschuldig was, da gelobt ich gott, dem mein vnschuld bekant was, so er mich erlöszet vnd gesund heym zu meinē freundn̄ kumen liefs, das ich ein gantz jar keusch beleÿben, vnd mit brot vnd wasser vasten wolt, dasselb hab ich volbracht, pisz auff sechtzig tag die mir nü lenger vnd verdrieszlicher werdn̄ sein, dann das maÿsttail bisz her ist gewest, vnd bitte dich liebe marina, du wöllest dar innen nicht verdriessen habn̄, das ich das jare müg erfüllen, vnd wollest dir die weÿl kaynen andern fürnemē, Doch hab ich sollich gelübde mit vntter-

schayde gethan, dē selben durch mich vnd annder ein genügen
zuthun, vnd hab pisz her weder prüdern noch frewndn̄ wol-
len getrawn̄, Nu hab ich sollich grosz hoffnūg vnd getrawn̄
zu dir empfangn̄ durch die liep vnd freuntschafft die du zu
mir hast vnd mir erzaÿgst, Das ich die selbn̄ sechzig tag mit
dir taÿlen wil, das du sie halb mit mir wollest fastn̄, zu was-
ser vnd prot, als ich hab gesagt, Damit wir dester ee lieplich
vnd freuntlich bey ein ander mügn̄ gesein, das soltu mir ver-
hayssen, on betriegn̄, als ich des ein getrawn̄ zu dir hab, vnd
dich inlieb wil ergetzn̄, Die fraw ward verdriessen die lange
zeyt die sie erharren solt, doch do sie höret dÿe süssē wort,
die ir der doctor gab, vnd gantz in seiner liebe entzundet
was, gedacht sie, wie sollich tag der vasten auch ein end
wurdn̄ nemen, vnd gelobet im das mit frolichē mut, vnd
sprach, dises vasten, das ich fur dich thun sol bekümert mich
nicht, sunder allaÿn die zeyt die ich warten musz, doch geet
ein tag nach dem andern hin, vnd sag dir das zu, so wir
doch nach denselbn̄ tagn̄ beÿ einander sein werdn̄, Also schied
Dagmanus der doctor von ir, vnd Marina ving an zu vasten
mit wasser vnd prot, als sie im v'sprochn hett, Nach dreyen
tagn̄ kom der doctor zu ir vnd sprach, liebe marina heltestu
auch das vasten, lasz dich nichts verdriessen, die weil wir
bald abrichten, vnd mit mer and'n worten schied er von ir
Als nū die fraw sibn̄ tag geuastet hett vnd sich die naturlich
hitze in ir wardn̄ schwechn̄. ward sye an thun Rawhe wint-
terröcke, die sie dennoch nicht erwermē mochten, Als der
funfftzehende tage v'gangn̄ was kam aber der doctor, do
mocht sie im nit wol entgegn̄ geen vnd thett doch des glei-
chn̄ nit, Do sprach zu ir der doctor liebe Marina, du pist
etwas schwach vnd plaich ich merk wol das du heltest die
vasten, Mein liebe susze Marina wir habn̄ hewt halbn̄ zeit
aufzgericht, Ich bitt dich du wollest vest sein, vnd überwindn̄
die natur, vnd mir haltn̄ den glaubn̄, als du mir hast zuge-
sagt, Es sein noch kurtz' füffzehen tag vor hanndn̄, die wöl-
len wir enndn̄ mit freudn̄, noch vername die frawe nit was
des doctors maÿnung was, do sie nun Sechsvndzwaintzeg tag
gefastet hett do ward ir die naturlich hitz entweichn̄, Vnd
die hubsche gestalt des leibs, vnd entgeen aller luste vnd

begire der vnkeuſchait ward kranck vnd legt ſich in das pett, aller erſt ward ſie bedencken, die weÿſzheit vnd beſcheydigkeit des doctors, das er ir mit auſſhaltung vnd meſſigkeit wolt erweren vnd uertreÿbn̄ die vnkeuſcheit, Am aſſterletzſten tag, kam zu ir der doctor, vnd fand ſie ligū an dem pette, vnd ſprach, mein liebe marina wie maÿnſtu das, es iſt noch ein kurtz' tag vorhandū, Do ward im marina vallen in dÿe rede, vnd ſprach lieber Dagmane ich ſih, das du mich haſt lieb gehabt, anſz recht', vnd nit auſz ſchnöder vnordenlicher vnd vnerbar lieb, als ich mir hett furgenommē, ich wil dich allzeit lieb vnd am allerliebſtū auſz rechter lautt' lieb habn̄, das du mein keuſcheyt, mein erberkeÿt, mein vnd meÿnes hauſzwirts ere haſt behalten, vnd gelert furbas zubehalten, Mein man iſt weÿſz geweſt, vnd ich hab recht gethan, das ich ſeiner lere genolgt han, vnd hab mir erwelet eÿ weyſn̄ man, Wann ein weÿſer mag die vnweÿſzheit vntt'komen vnd peinigen, gee mein lieber Dagmane, Du allerweyſt' doctor, vnd jungling, allezeÿt mit ſäligkeÿt, mit frewdū, vnd geſuntheÿt, mir, meinē hauſzwirt, vnd allen vnſrū freundū, iſt nit müglich, das wir dir ſolichs guts genüglich danck ſagū mügn̄, Der doctor Dagmanus, als er höret vnd ſahe, das ſein lernūg, an der frawen erſpoſſen hett, ward er ſie tröſten, ermanen vnd lernen, das ſie ire keuſchaÿt, mit meſſigkeyt ſolt vnd mocht behaltū, Als das Therenci9 beweyſt vnd ſpricht, das die vnkeuſcheit kalt vnd vnfruchtpar ſey, on wol eſſen, vnd trinckū, wie auch oben gemelt iſt, vnd iſt die erſt ſtaffel vnd grade guter ſtarcker wein zu der uerpotten vnkeuſchait, die ſollē frawē vnd mann meydū mit vleÿſs, Wann die vnkeuſcheit als Ambroſius ſchreibt, iſt ein pittere ſawre frucht mer dan̄ die galle, wer ſie uerſucht, den raÿtzt ſie, vnd wer ſy trinkt den tottet ſie, Sie iſt ſcherpffer vnd ſchedlicher dann eyn ſchwert, nympt die genad, verferet den leÿmunt, macht trawrig die engel, ſchendet den nechſtū, erzurnet gott, vnd erfrewet den tewffel, mag nit gutig geſein, vnd ſucht rachſal, den reÿchtum verzeret ſie, vnd kurtzt das leben, des menſchen, Sie ſchadt dem geſicht, und mynndert die ſÿnne, zerpricht vnd krenckt den gantzū leichnam vnd v'dümmet die ſele in ewigkeit,

Hierauf folgt Das lob der ee.

Albrecht von Eib war beider Rechte Doctor, Archidiakon zu Würzburg und Domherr zu Bamberg und Eichstedt, wie er in der Vorrede selber sagt, womit er sein Buch **Ob ainem manne sey zunemen ein eelich weyb od᷎ nicht** dem Rat und der ganzen Gemeine Würzburgs, **ausz besunder lieb guten willñ vnd zunaygung** zueignet und sendet zum neuen Jar 1472: **dises püchlein tzu wolgefallen vnd zu lesen mit frewden Amen.** In demselben Jar ist es zu Nürnberg und Augsburg gedruckt; dann in Augsburg 1474; Blaubeuren 1475; Augsburg 1475. 82. 95. Eine Ausgabe o. J. u. O. hält Panzer für die älteste, der noch eine o. J. u. O. (mit der Schrift Günther Zainers in Augsburg, von dem auch die eine von 1472 gedruckt ist) anführt*). Er verfaßte außerdem einen „Spiegel der Sitten" (Augsburg 1511), und übersetzte zwei Lustspiele des Plautus (Augsburg 1518). Laut seiner **Margarita poetica** (Basel 1495) war er auch Kämmerling bei Papst Pius II, und starb 1485**).

In dem Ehebüchlein hat er sich **zur sterckung irer** (der Nürnberger) **policeÿ vnd regiments furgenumen auff die furgelegten frage zu schreibñ vnd dieselbñ mit vil hübschen wortlñ, zuuallendē stucken, hÿstorien vnd materien zu weÿttern vnd zu zieren frolich vnd lüstig gebñ zu lesen, vnd zu hörñ.** Außer vorstehender Erzälung, ist ebenso eingeflochten: Tancredus und Sigmunda aus Boccatius***), und eine mit der Oedipus-Legende vom H. Gregor sehr nahe verwandte Erzälung von H. Albanus, womit das Büchlein schließt (Bl. 46—52).

Eben diese drei Erzälungen stehn zusammen in der Heidelberger Papier-Handschrift 119. 4. im J. 1444 in Wien geschrieben, welche zuvor noch die Lebensgeschichte von Eurialus und Lucretia, nach Aeneas Sylvius verdeutscht, enthält, hinter den beiden ersten noch die Geschichte des Markgrafen Walther und der schönen Griseldis (nach Boccaccio Lateinisch von Petrarca), dann die Legende von H. Gregorius, und endlich das Gedicht vom Jungherrn und

*) Panzers Annalen der D. Litr. bis 1520. Bd. 1, S. 67 ff. und Zusätze S. 23. 32. Panzer verzeichnet auch die beiden anderen Bücher Eibs.

**) Vergl. über und aus ihm noch: Spangenberg Adelspiegel II, 186; Frieß Würzburg. Chron. zum J. 1462; Falkenstein Gesch. von Eichstet II, 52. Marchand dictionnaire hist.; L. Meister Beitr. 139—59; Koch Deutsche Litteratur-Gesch. I, 61.

***) Bl. 27—30. Ist zu „Gesammtabenteuer" Bd. I, S. CXXIII. nachzutragen.

seinen getreuen Knecht Heinrich, welches in Gesammtabenteuer **LXIV** steht*). Die Legende stimmt völlig mit Hartmanns von Aue Gedicht vom H. Gregorius, wie schon der Name anzeigt, und rührt aus der Lateinischen Quelle desselben her. Ebenso sind die beiden anderen mit Eib völlig übereinstimmenden Erzälungen nicht etwa nach oder aus diesem, sondern aus der gemeinsamen Lateinischen Urschrift. Die in Rede stehende Erzälung von der Kaufmannsfrau zeigt dieses Latein auch schon in den Namen **Aronus Januensis, Marina, Dagrianus**, der in **Bononia** studirte u. s. w. Auch sonst gibt sich Uebersetzung kund, welche von der Eibschen ganz unabhängig, ist weitläuftiger, und wol der noch unbekannten Urschrift näher.

Die einzige Handschrift des Ehebüchleins ist freilich nicht älter als 1472 und die ältesten Drucke, scheint jedoch in dieser Zeit des Ueberganges der Bücher von Handschriften zur neuen Erfindung der Druckkunst, in naher Beziehung zum Verfaßer, aus dessen Heimat sie mir auch zugekommen ist. Vergl. Minnesinger **IV, 902.**

Ihre und des Drucks von 1472**) Vergleichung mit Goethe's Bearbeitung dient wieder nur zur Anerkennung des Taktes und der hohen Meisterschaft, mit welcher Goethe die alte Ueberlieferung umbildete und sich aneignete. v. d. Hagen.

4. An Goethe.

Ew. Excellenz

überreiche ich hier eine Art Bittschrift, welche ich in einer heitern Gesellschaft in einer anmuthigen Gegend, wo nicht märkischer Sand, sondern frisches Wasser und frische Wiesen waren, bei einer Nachfeier Ihres Wiegenfestes vortrug. Ihren Geburtstag selbst hatte ich in einer Gesellschaft, worin auch Langbein und Göcking waren, zugebracht. Unter anderen war bei jener Nachfeier Hr. Kraukling aus Kurland, der sich früher hier, jetzt in Dresden aufhält, und welcher Luthers Gedichte in einiger Zeit herausgeben will. Er be-

*) Vergl. dort das Quellenverzeichnis 47.

**) Welchen Meister a. a. O. wiederholte, und auf dessen Vergleichung ich schon bei meiner ersten Erneuung des Nibelungenliedes (1807) S. 475 hinwies.

nutzt diese Gelegenheit, Ew. Excellenz um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen diese Ausgabe zueignen zu dürfen.

Mit Freuden denke ich noch des Besuchs im Jahr 1816, den Sie mir Ihnen in Weimar abzustatten erlaubten. Kann sein, daß einige Erinnerung aus jenem Gespräch in dies Gedicht übergegangen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Excellenz

Berlin, den 6. Sept. 1823. inniger Verehrer

Zeune.

An J. W. Goethe.

1823.

1.

Uns hat Dein Meistersingen die alte Zeit erneut,
Wo Meister und Gesellen des Sanges sich erfreut;
Ja selbst die muntern Burschen, sie stimmen lustig ein:
Im ganzen deutschen Reiche muß frisch gesungen sein.

2.

So höre, liebster Meister, anjezt ein freundlich Wort:
Vereine Deine Jünger in eine Zunft sofort!
Mag auch fast aller Orte Gewerbefreiheit sein,
Der Zünfte ziemend Zähmen sieht Adelung schon ein.

3.

Du hast uns Straßburgs Münster so sinnig dargelegt,
Daß sich im tiefsten Herzen die frohe Hoffnung regt:
Die letzte Sängerschule, die Straßburg noch gesehn,
Sie werde durch Dich, Meister, schön wieder auferstehn.

4.

Und hast Du nicht auch selber zum Froschpfuhl die verbannt,
Die ihren Meistersänger mit frechem Hohn verkannt?
Drum frisch ans Werk geschritten, das Schurzfell umgethan,
Der Bau ist bald vollendet, entwirfst Du erst den Plan.

5.

Du kennst der Nibelungen geheimnißvollen Hort,
Wo er im Rhein verborgen, Du findest leicht den Ort;
Der Schaz deckt alle Kosten zu diesem Sanges Dom,
Und würd' er auch noch größer als Peters Kirch' in Rom.

6.

Wie einst in Hellas Mitte zum frohen Kampfes Spiel
Alljährlich sich vereinten der Griechen Sänger viel,
So samml' in Deutschlands Herzen um Dich von fern und nah
Die Sänger in dem heitern Weimar-Olympia!

7.

Doch ist es Dir genehmer, mag jener Runenstein,
Germania's hohe Warte, das deutsche Delfi sein,
Wo einst die Minnesänger den großen Kampf gekämpft
Und Luthers stilles Walten die Finsterniß gedämpft.

8.

Dort size, Sangeskönig, wie König Artur hehr
Im hohen Vätersaale saß auf dem Schloß am Meer;
Dann nahen Deine Jünger mit Liebe jedes Jahr,
Und bringen frische Gaben dem lieben Meister dar.

9.

Zur Volksliedertafel wird so die Tafelrund
Und unter Deinem Banner eint sich der Sängerbund.
Der heil'ge Gral er winket, es blinket goldner Wein,
Wer nicht dem Meister trinket, mag ewig nüchtern sein.

Zeune.

5. Goethe's Gespräche.

a. Friedrich Wilhelm IV.

Der durch sonderbare Umstände so lange zurückgehaltene dritte Band der Gespräche Goethe's mit Eckermann gehört zu den bedeutendsten Bereicherungen der Goethe-Bücher, die gegenwärtig schon eine beträchtliche, zum Teil seltene Sammlung bilden. Er erhebt sich noch über die beiden ersten Bände, indem er ausfürliche Mitteilungen über die höchsten menschlichen und göttlichen Dinge, über Leben, Kunst, Staat, Kirche und Religion bringt. Alles mit dem Gepräge der Hoheit und Warheit, wie der große Meister, dessen Jahrhundert wir dieses Jahr feiern, es dem empfänglichen und treuen Gemüte seines innigen Verehrers vertraute. Darunter erinnern wir heute an folgende denkwürdige Worte, welche der weise Dichter schon am 11. März 1828 über unsern damaligen Kronprinzen aussprach: „Wäre ich ein Fürst, fuhr er lebhaft fort, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehn, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt. — Junge Männer wollte ich haben! — aber es müsten Capaci-

täten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Abe wo ist so ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre? — Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man sage was man will, das Gleiche kann nur von Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

b. Karl August, Großherzog von Weimar, und Goethe, „der Fürstenknecht."

Was Goethe in den Gesprächen mit Eckermann in Beziehung auf unsern König sagt, daß nur ein bedeutender Mensch fähige Geister erkennen könne und junge Leute sich wälen solle, bewärte er selber vollkommen mit seinem Jugendfreunde Karl August, der ihn vor dem dreißigsten Jare schon zu den höchsten Stellen erhob, welche Goethe auf die würdigste Weise weit über ein halbes Jarhundert erfüllte, indem er das Land nicht allein mit seinem Dichterrume zugleich mit dem gesammten Deutschen Vaterlande, sondern auch ganz eigentümlich mit seiner einsichtigen rastlosen Tätigkeit für die wißenschaftlichen und Kunstanstalten bedeutend förderte, dabei fortwärend mit seinem brüderlichen Freunde Hand in Hand gieng, und nach dessen Hintritt ebenso dem Sohne hold und gewärtig war bis ans Ende. Hierüber sprach er am 27. April 1825 zu Eckermann, aus Anlaß eines Misverständnisses im Briefwechsel mit Zelter: „Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! — Ich wüste nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein- für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein

Freund eines Ludwig XV bin. Ich haße jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haße die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? — Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? —

Sie wißen, wie sehr ich mich über jede Verbeßerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann: aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende Aprils, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. — Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser. —

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. — Als ob damit etwas gesagt wäre! — Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? — Diene ich denn etwa einem Solchen, der auf Kosten des Volks nur seinen eigenen Lüsten lebt? — Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet: aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbeßern. — Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe! — Ist seine Wohnung, seine Kleidung, seine Tafel etwa beßer bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? — Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes beßer bestellt finden, als die seinigen. —

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit einem halben Jahrhundert regiert und geherrscht

hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter, als ein beständiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! — Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." —

In eben diesem Sinne ließ Goethe sich von den Demagogen A. und J. folgende Grabschrift setzen, welche die nach seinem Tode erst gedruckten „Politica" beschließt:

„Grabschrift,
gesetzt von J. v. A.
Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen."

c. Goethe und Schiller,
beide Freunde des Volkes.

Goethe rühmte sich der Diener seines fürstlichen Freundes zu sein, weil dieser, wie der große König Friedrich, Goethe's Spruch betätigte: „wer Andern befehlen will, muß zuvor sich selber befehlen." Denn sonst äußerte Goethe einmal im Vertrauen zu Eckermann (3, 139): „Ich will nun eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit, als solcher, wenn nicht zugleich ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respect. — Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen." — In solchem Sinne schrieb er schon 1776, 8. März an Merk: „Den Hof hab ich nun probirt und will nun auch das Regiment probiren." und 1782, 16. Juli: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen

Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen." Und wie G. schon als Knabe veranlaßt ward, seinen Ahnherrn unter den Fürstenbildnissen in Frankfurt aufzusuchen, so bekam der hochbejahrte Dichterfürst 1830 noch aus England einen Brief mit der Aufschrift: „An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe." — Er war aber kein Freund herrischer Willkür, so wenig als der Pöbel-Revolution, vielmer war er ein Freund des waren Volkes, der waren Freiheit. Ja, er war es noch mer, als sein ebenbürtiger Freund Schiller, der mit Goethe schon längst vor dem Reichsadel den hohen Seelen- und Dichter-Adel hatte. Schiller begann zwar, im Zwange eines tyrannischen Fürsten, mit der Empörung der „Räuber," und die Reden Posa's, der nicht „Fürstendiener" sein kann, werden immer der Jugend mächtig anklingen: aber er war im Grunde viel härter und gewaltsamer, als G., eben weil er entschieden tragischer Dichter war und sich selbst in seinen liebsten Personen verletzen konnte: wogegen G., in einem Briefe an Schiller, selber seine Fähigkeit zur eigentlichen Tragödie bezweifelt, welche ihn zu gewaltig ergreifen, ja zerstören würde; daher auch sein Egmont, dessen grausame Zurichtung für die Bretter er Schillern überließ, mit der schönen Verklärung der Freiheit (in Klärchens Gestalt) beruhigt. — Ueber diese tiefen Eigenheiten und Verhältnisse sprach G. 1824, 4. Jan. zu Eckermann, nachdem er die mancherlei Anfechtungen in religiösen und wissenschaftlichen Dingen erwähnt hatte: „Und nun gar in politischen Dingen! — Was ich da für Noth und was ich zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. — Kennen Sie meine Aufgeregten? — Ich schrieb es zur Zeit der Französischen Revolution, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen, und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wol zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klasse eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. „Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche

Handlungen Anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte." Ich dächte, fuhr G. fort, diese Gesinnung wäre durchaus respectabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür belegt man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag." Eckermann erinnerte hierauf an Egmont: er kenne kein Deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet werde, als in diesem. Bekanntlich ward Egmont deshalb auch wol von der Bühne verbannt, wie Schillers Wilhelm Tell. — „Man beliebt einmal, erwiederte G., mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns gesagt, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen, und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht beßer ergangen. Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren." — Eben diese ächt volksfreundliche und vaterländische Gesinnung offenbarte G. auch bald darauf, wärend der innigsten Freundschaft mit Schiller, dem er den früher entworfenen Wilhelm Tell abtrat, im Großkophta, in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und vor Allem in Hermann und Dorothea, von welchem letzten Werke er gestand, er habe darin einmal seinen lieben Deutschen recht ihren Willen gethan, und zwar so, daß er selber es nie ohne tiefe Rührung lesen konnte, und in einer solchen Vorlesung bei Schiller unter hervorquellenden Thränen ausrief: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen!"

d. Goethe und Deutschlands Einheit.

Wir können Deutschland gewis als längst einig annemen in der Verehrung Goethe's, dessen eben ablaufendes Jarhundert vor

allen das seinige benannt werden muß. Wie sehr ihm aber auch die Widervereinigung des in seinen Tagen völlig zerfallenen Deutschen Vaterlandes am Herzen lag, und wie er darüber dachte, ist um so bedeutsamer und lehrreicher in unseren Tagen, als die Herstellung des einst so mächtigen, weltherrlichen und heiligen Deutschen Gesammtreiches die gerade vorliegende große Lebensfrage ist.

Am 17. Oktober 1828 sprach Goethe mit Eckermann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert sei. „Mir ist nicht bange," sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarschen Bürgers von dem Gränzbeamten eines großtn Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überhaupt keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maaß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum.

Man hat einen Staat wol einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wol die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zurückströmende Leben schwach nnd immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzos, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, von der Residenz entlegenen Provinzen

einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wol sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? — Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stünde; ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Universitäten und über hundert eben so verbreitete Bibliotheken. An Kunstsammlungen, und an Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl, denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heran zu ziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum, die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keinesweges zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausbildung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch etwas.

Nun denken Sie aber die Städte, wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche: denken Sie an die großen Lebens-Elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Werden sie aber wol bleiben, was sie sind,

17

wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen Deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden? — Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Welcher Vaterlandsfreund stimmt nicht gern ein in diese Schilderung des Deutschen Vaterlandes und ihre Bedeutung? Und unbedenklich darf man heute*), wo die große Aufgabe des starken einheitlichen Zusammenfaßens des Deutschen Gesammtreiches gestellt ist, unter den von dem Altvater Goethe nicht weiter genannten Gegenständen dieser Einheit auch hinzufügen: die Einheit der Gesetze, der Rechtspflege, der äußeren Angelegenheiten, und wie sich schon von selber vorweg gemacht hat, die Einheit des Heer- und Kriegswesens, an der Spitze, nicht mit einem Römischen Kaiser — welchen Germania nur durch einen Kaiserschnitt zur Welt bringen möchte — auch nicht mit einem Römischen König, — sondern mit einem Deutschen Heerkönig, als höchsten der Deutschen Herzöge.

---

e. Goethe und die politische Poesie.

Wir haben unter diesen Mittheilungen aus und über Goethe die vorige von Deutschlands Einheit damit begonnen, daß wenig-

*) Im März 1849. Damals war „Kaiserschritt" anstatt „Kaiserschnitt" gedruckt, und veranlaßte folgende Bemerkung: „der sonderbare Druckfehler gibt auch einen Sinn da der neue Deutsche Kaiser allerdings mit einem kühnen Schritt ins Leben treten könnte: wie wir an dem ersten Französischen Kaiser erlebten. Es ist jedoch klar, daß es „Kaiserschnitt" heißen soll: wodurch der erste Cäsar (Deutsch „Schwertgeburt") ans Licht trat, zwar auch durch einen kühnen Schritt, über den Rubikon, aber zugleich durch einen kühnen Griff und Schnitt. Dieser „Kaiserschnitt" könnte freilich auch noch als ein solcher verstanden werden, wodurch ein Kaiser seinen Schnitt an Deutschland macht: das ist jedoch nicht die Meinung. Wir dachten dabei an das neulich sinnvoll angewandte Bild des Meisters Cornelius zu Goethe's Faust, wie Gretchen (als Germania) niederliegt, und dem Faust, da Mephistopheles (dem Schmerling ähnlich) neben ihm erscheint, zuruft:

„Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich! — — —
Heinrich (Gagern), Mir graut's vor Dir." —

Wir leben aber der guten Hoffnung, daß Germania trotz aller dieser Wirren und Wehen, genesen und erstarken wird, und gedenken hiebei noch eines Goethe'schen Gedichtes, welches erst nach Goethe's Tode bekannt geworden ist, „Vermächtniß" überschrieben, und worin es heißt:

„Sie wollten uns in dieses Treibhaus pflanzen:
Allein die Deutsche Eiche wuchs zum Ganzen;
Ein neues Wachsthum ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
So wachs, o Eiche, denn zum Weltvergnügen!
Schon seh' ich neue Sonnen-Aare fliegen." —

stens in der Verehrung Goethe's die Deutschen einig sein möchten; und ebenso wird diese Einigkeit angenommen bei der nahe bevorstehenden Jahrhundertfeier Goethe's. Solche Voraussetzung scheint leider unrichtig, und vornämlich schallt vom Rhein und sogar aus Goethe's Vaterstadt her, daß auch hierin die Parteienwut sich kundgeben, und die Feier des „Erzaristokraten" und „Fürstenknechts" von den Demokraten verschmäht und uns Anderen überlaßen bleiben soll. Wir können uns freilich leicht deshalb trösten, und den großen Mann und Deutschen Dichterfürsten uns als den unsern gefallen laßen, müßen jedoch wiederholen, daß Goethe in höchster Bedeutung ein Volksfreund und Mann des Deutschen Vaterlandes war, namentlich mehr als Schiller, welchen vielleicht die Demokraten für sich in Beschlag nehmen möchten. Wir können darüber, nächst Goethe's Gesprächen mit Eckermann Bd. 3, besonders noch sein Gespräch mit Luden 1815 (aus dessen Nachlaß gedruckt) anfüren:

Als Goethe Luden von der Herausgabe der „Nemesis" abrieth, da er an einer bedeutenden Wirkung zweifelte, sprach er: „Glauben Sie ja nicht daß ich gleichgültig sei gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue

17*

Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es was es will und vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." — Die Zeit wo die Deutschen wieder mächtig hervortreten würden, sah er noch in unbestimmter Ferne; doch erkannte er es als die Pflicht jedes Einzelnen, nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten so auch vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe; damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht!"

Dieselbe Gesinnung bezeugen für den Dichter so viele seiner Werke, die Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinne sind, nämlich durch wirkliche große Zeiterscheinungen und andere eigenste Erlebnisse hervorgerufen, und dadurch eben so mächtig und lebendig fortwirken. Götz, Egmont, Faust, Werther gehören hieher, und näher den ungeheuren Zeitereignissen mit der Französischen Revolution stehn der Großkophta,

der Bürgergeneral, die Unterhaltungen der Deutschen Ausgewanderten, die Campagne in der Champagne, die Aufgeregten, selbst Reineke Fuchs, und vor allen Hermann und Dorothea. Nur sind dieß alles nach einem gewissen Abschluß entstandene freie Werke, und dadurch der Dichtkunst warhaft angehörig, nicht unmittelbar in die noch gärenden Zeitbegebenheiten eingreifend, nicht demagogisch zur That, zum Streit aufrufend: wie wir allerdings dergleichen treffliche und schlagende Gedichte aus der waren Deutschen Freiheitsheldenzeit 1813—15 haben, vor allen von Freimund Reimar (Rückert).

Daß Goethe dergleichen nicht auch gesungen, ja daß er nicht mit ins Feld gezogen, hat man ihm noch immer vorgeworfen, ohne seine Eigentümlichkeit, sein Alter und ganzes Lebensverhältnis zu bedenken. Und hierüber gerade spricht Goethe sich gegen Eckermann gründlich aus. Auf Veranlaßung von Berangers Liedern, sagte er am 14. März 1830: „Sie wissen, ich bin im Ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten: allein solche, wie Beranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen," als wahr, empfunden, und wirksam im einigen Frankreich: dagegen Deutschland erst 1813 sich einigte, und Arndt, Körner und Rückert wirkten. „Man hat Ihnen vorgeworfen, bemerkte ich (Eckermann) etwas unvorsichtig, daß sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter mitgewirkt haben."

„Lassen wir das, mein Guter! erwiderte Goethe. Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. — Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben: allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechszig hinaus war. —

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehn."

Eckermann begütigte: der Vorwurf bezeuge nur die hohe Meinung von Goethe, daß der für die Bildung seines Volkes mehr als irgend einer gethan, nun endlich Alles hätte thun sollen.

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke," erwiderte Goethe: „Es versteckt sich hinter jenes Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich Alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und *meinen lieben Deutschen*. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meiner Gegenwirkung klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat." — — *Kriegslieder* schreiben, und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht *mein* Leben und nicht *meine* Sache, sondern die von *Theodor Körner*. Diesen kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen: bei mir aber, *der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe*, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. — Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!" —

Dieß stimmt vollkommen zu dem was Goethe schon 60 Jare früher in Auerbachs Keller beim Anstimmen eines Liedes den Brander sagen läßt: „Ein garstig Lied! Pfui! *ein politisch Lied Ein leidig Lied!*" Und das Lied, worauf es sich bezieht, „Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich, Wie hälts nur noch zusammen!" läßt sich leider auch heute noch im verstärkten Tone anstimmen, weil das

Reich noch immer weder reich, noch heilig, noch Römisch ist, und noch weniger Deutsch, einig und heil ist; und ebenso kann man solchen Stimmen heute noch zurufen: „Dankt Gott mit jedem Morgen, Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!" — Wir wollen jedennoch wünschen und vertrauen, daß die Deutsche Einheit sich ebenso sicher und unaufhaltsam vollziehen wird und muß, wie die Einigkeit in der Verehrung des grösten Deutschen Mannes.

f. Goethe und das Christenthum.

Neben der Vaterlandsliebe und Volksfreundlichkeit ist es vornämlich das Christentum, dessen Mangel man Goethe'n vorgeworfen hat. Sofern dieser Vorwurf die Religion überhaupt betrifft, welche im Christentum sich vollendet und für immer verklärt hat, weist er sich leicht zurück, will man nicht gar läugnen, Goethe sei ein Künstler, ein wahrer Dichter; denn jedes ächte Kunstwerk ist an sich schon ein Gottesdienst und seine Schönheit ist göttlich. Und ebenso im ganzen Leben bethätigte sich Goethe von jeher als ein warhaft frommer Mensch, indem er rastlos nach allen Richtungen hin wirkte, welche ihm verliehen waren. Er hat selber stäts vor allen seinen Gaben die gröste Ehrfurcht gehegt. Fordert man jedoch mehr, und sagt, wie Gretchen zum Faust „Das ist alles recht schön und gut — — aber — du hast kein Christenthum," so ist darauf zu erwidern: Kirchlich erzogen, und bibelfest, wie er war, forschte Goethe früh in der heiligen Schrift, und verehrte sie in der höchsten Bedeutung und Würde, altes wie neues Testament: seine biblische Darstellung bis zu Moses erneute und belebte sie, wie die Bibel Rafaels in den Logengemälden, und seine Auslegung des Zuges der Juden in der Wüste wird selbst von biblischen Philologen anerkannt. Sein Lied von der Höllenfahrt Christi (1765), der Brief eines Pastors, und zwo biblische Fragen (1774), die Geheimnisse (des Rosenkreuzes) 1786 *), endlich die Bekenntnisse einer schönen Seele (seiner Hausfreundin Fräulein v. Klettenberg) sind die herzlichsten Ergießungen des Christlichen Glaubens. Denselben Sinn, mehr in künstlerischer Darstellung, offenbaren die Bruchstücke des ewigen Juden, der Faust, Bahrdt und die Evangelisten, und mere Parabeln, vornämlich die, wie der Herr mit einem Buche

*) Vergl. dazu Goethe's Bekenntnis 1816, in seinen Werken (Ausgabe letzter Hand). Bd. 45, S. 327 ff.

vom Himmel kömmt, es liest, und wieder mit heim nimmt, wonach die Evangelisten es aufschreiben, verschieden zwar, jedoch so, daß es bis zum jüngsten Tage ausreicht; gemäß dem Spruche: „mögen die Evangelisten sich immerhin widersprechen, wenn nur das Evangelium sich nicht widerspricht."

Ungeachtet all dieser und anderer Werke und Aussprüche*) hat man, zumal in späterer Zeit, Goethe'n über sein Christentum auf die zudringlichste Weise zu Rede gesetzt, nicht bedenkend, daß jeder diese göttlichen Dinge in letzter Stelle mit Gott und seinem Gewißen allein abzumachen hat. Gegen solche Zudringliche, dergleichen zumal der falsche Wanderbursche Pustkuchen war, fuhr Goethe im Westöstlichen Divan (I, S. 341 der Fol.-Ausg.) heraus:

„Mönchlein, ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz nicht auf mich ein —
Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon:
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon."

„Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnis drückte,
Mich an stiller Brust erquickte,
Trotz Verwirrung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens."

(ebendas. II, 3.)

---

*) „Als der Unterzeichnete im Frühjahr 1812 mit Goethe nach Karlsbad reiste, traf es sich, daß der Weg von Franzensbrunn nach ersterem Orte gerade an einem Marien-Festtage zurückgelegt wurde. Bei der auf nicht unbedeutender Höhe gelegenen, weit hinaus in das Land sichtbaren Wallfahrts-Kirche „Maria-Kulm" wurde eine Stunde gerastet, und nach Besichtigung der Kirche nebst ihrer nächsten Umgebung gewährte die Aussicht in die nahen und fernen Gegenden, aus denen von allen Seiten her zahlreiche Züge von Wallfahrenden in Prozession, mit vorgetragenen Kreuzen und Fahnen, unter Gesang und Gebet heranzogen, ein interessantes Schauspiel. Eine Aeußerung aus dem Munde eines nichtkatholischen Dritten gab mir Anlaß, Goethe zu sagen, daß mir vor kurzem eine Abhandlung zu Gesicht gekommen sei, in der ein Engländer mathematisch durch Berechnung darthun wolle, bis zu welchem Zeitpunkte die christliche Religion überhaupt nur noch bestehen und wann sie von der ganzen Erde verschwunden sein werde. Goethe erwiederte lächelnd: „Wie doch der Engländer so gern Alles in's Extrem treibt und auch das ganz Inkommensurable zum Gegenstande der Berechnung zu machen geneigt ist! Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: Des Herren Wort bleibet ewiglich." Berlin, am 27. August 1849.

John."

Goethe hat niemals Freigeisterei oder Religionsspott zur Schau getragen und Anstoß gegeben, vielmer hat er solches an dem deshalb bewunderten Voltaire gerügt; und das Aergernis, welches man etwa in Weimar an seiner Nichtkirchlichkeit nam, war bei weitem nicht so unchristlich, als der Spott, welchen sein älterer Jugendfreund, der von ihm nach Weimar gebrachte Superintendent Herder darüber ausließ. Goethe bekannte und bethätigte sich freudig als evangelischer Protestant, pries Luthern, und haßte das Pfaffentum und die Hierarchie, sowie die Kopfhängerei und Schwärmerei. Er verkannte dabei nicht die Vorteile und großen Wirkungen der Hierarchie, und war eben so wenig von dem protestantischen Kirchenwesen befriedigt. In dieser letzten Hinsicht sagte er schon zu Falk (vor 1825): „Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu Gute kommen. Das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus aus einander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemand wider Willen aufzunöthigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen, praktischen Bekenntniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete." —

Riemer, in den Mittheilungen über Goethe (I, 121) berichtet in dieser Hinsicht: „Vor allem aber würde höchst bedeutsam sein, jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten

Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden." —

Kurz vor seinem Tode, am 11. März 1832, legte Goethe noch ein umfaßenderes Bekenntnis gegen Eckermann ab, womit beider Gespräche beschließen. Nach der Bemerkung, welche Lehren das Bedürfnis der Gemeine, die Priesterschaft und Kirche, als Nachfolgerin Christi, zur Vergebung der Sünden, aus der Bibel hervorzuheben habe, fährt Goethe fort:

„Uebrigens, echt oder unecht, sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! — Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden: ob uns durchaus Wahres überliefert worden? so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. — Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem dummen Knochen des Apostels Petri oder Pauli

zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!"

Wir sehen hier in der höchsten Bedeutung die Sonnenverehrung und Lichtlehre unserer Persischen und Germanischen Altvordern, durch welche, nebst ihrem Unsterblichkeitsglauben, die Germanen vor allen zur kräftigen Aneignung und Ausbreitung des Christentums berufen waren, lebendig verbunden mit diesem Christentum, welchem, besonders im Mittelalter, die Sonne auch das sichtbare Bild desjenigen ist, der sich selber das unsichtbare „Licht der Welt" nennt.

6. Goethe und die Deutsche Sprache.

Goethe hat alle Saiten seiner Muttersprache gerührt, alle Töne angeschlagen, alle Register gezogen, vom leisen Gesäusel und Gelispel und tief auflötenden Laut, bis zum Posaunenschall, Glockenklang und Donnersturm der ebenso umfaßenden Orgel. Sein Ton und Takt ist so manigfaltig, wie seine Werke. Oft wirkt der bloße Klang der Worte schon wie Musik, vor allem im Torso des Faust. Durch die That bestätigte und gab er Gesetze der Sprache und des Verses.

Jugendlich nam er Teil an der damals allgemeinen Verehrung Klopstocks und dessen sieghaftem Kampfe für und durch die vaterländische Sprache. In diesem Sinne ist das folgende Gedicht, welches ich nur in der Berliner Ausgabe seiner Schriften Th. 4 (1779), S. 253 finde. Es fordert die lebendig-kräftige Handhabung der Sprache, des Wortes, welches ist die Scheide für das Schwert des Geistes: wie seine Werke bewähren.

Sprache:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwerdt im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhe!

Bald begann auch durch Klopstocks Jünger, im Göttinger Hainbunde, die Nachbildung antiker Dichtersprache und Verse; und als Goethe dann mit der ersten Italienischen Reise die voll- und wollautende Sprache und Reimkunst dieses ihm (wie jedem dort einst glücklichen) unvergeßlichen Wunderlandes der Kunst und Natur vernommen und erlebt hatte, wovon seine Dichtungen dort, sowol Umbildungen früherer Werke (Iphigenia, Tasso), als neue (Venedische Epigramme, Römische Elegien) und daheim bezeugen: da kam er zu dem für seine Muttersprache, wie für ihn selber so harten Ausspruch, in den Epigrammen, 29:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt und geleistet;
Nur ein einzig Talent, bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Dagegen sagt Goethe-Faust, in dem ersten Teil (1808 vollendet) der größten Tragödie:

Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Wie rein und edel Goethe's Sprache in seinen höheren Werken ist, in Iphigenia, Tasso u. a., auch im ernsten Teile des Faust, so mied er doch keinesweges die Fremdwörter in dem leichteren, das gemeine Leben berürenden dramatischen, prosaischen Dichtungen, so wenig als im Gespräche selber, und als in wißenschaftlichen, überhaupt lehrhaften Darstellungen, die meist fremden Kunstausdrücke. Hier kömmt es zunächst auf Verständlichkeit an, wärend dem höheren Kunststyl auch die edlere reine Sprache eignet. Es ist ein Vorzug des Deutschen, daß er Beides in so bedeutendem Abstande gebrauchen kann, wie Sanskrit und Prakrit. Goethe traf auch hierin mit Schiller zusammen; und in den Xenien (1797), die absichtlich als Gesammteigentum verfaßt und verbunden wurden, stimmen beide Dichter, auch nach der Scheidung ihres Anteils durch

die von Schillers Gattin in einem Abdrucke des berüchtigten Musenalmanachs beigefügten Anfangsbuchstaben Sch. u. G.*), überein gegen die Sprachreiniger. Beide richten sich zunächst gegen Campe und dessen „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden" (Braunschweig 1795 ff.), worin seine „Zergliederung deutscher Musterstücke" auch Goethe's Iphigenia unters kritische Messer genommen hatte. Daher Schiller scharf entgegnete:

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver:
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Dann nochmals:

151. Die Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an.

Die Sprachreinigung, welche Campe dann besonders noch durch das Verdeutschungswörterbuch betrieb, und die soviel Lächerliches hervorbrachte, und im komischen Sinne (z. B. von Jean Paul) benutzt ward, fertigte Schiller im litterarischen Zodiakus ab:

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Und hierin stimmte Goethe, nach seiner mildern ironischen Weise mit ein:

152. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

---

*) Vollständig in K. Hoffmeisters „Supplemente zu Schillers Werken" (Stuttgart und Tübingen 1840) Bd. 3, Abthl. 1, aus einem von der Schiller'schen Familie ihm gegebenen Prachtdrucke des Almanachs, welchen Schiller seiner Gattin schenkte. — Aus dem selten gewordenen Almanach ließ schon Steffens, (Reichardts Schwiegersohn) in Breslau die Xenien wieder drucken, als Handschrift für Freunde, o. J. u. O. 8. Dann, ein Ungenannter, (Danzig 1833. 12.), und E. Boas sowol in den Supplementen zu Schillers Werken (1839) als zu Goethe's Werken (1841), wie beide Dichter auch beabsichtigten. Die ausführliche Geschichte der Xenien aus dem Briefwechsel, und die Anmerkungen zu den einzelnen Xenien in der Danziger Ausgabe haben beide spätere Herausgeber stark benutzt.

Heftiger ist Goethe's Ausfall gegen die Sprachreiniger, als nach den Jahren 1813—15 der Eifer für Reinheit und Einheit des Deutschen Volkes und seiner reinen Ursprache sogar auf Chinesische Absperrung drang und vorschlug, wie die Germanen der Römerzeit thaten, die Gränze auf Tageweiten ringsumher zu verwüsten. Wobei zugleich die Urteutonen von den Deutschtümlern sich wieder im Namen Teutsche und Deutsche schieden. Hierauf zielen die aus Goethe's Nachlaß erst ans Licht gestellten „Politica," in der Folio-Ausgabe (1836) Bd. 1, S. 140:

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selber entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

Leider ebenso wahr als hart: wie sich jetzt eben (9. Nov. 1850) auf die widerwärtigste empörendste Weise durch die Teutonischen „Hanebambels" wiederholt. —

Goethe war so innig mit seiner Muttersprache aufgewachsen, daß manche Frankfurter Eigentümlichkeiten derselben in seine frühsten Werke übergiengen, namentlich in seinen älteren, auf eigene Kosten gedruckten Götz, wo sie mit den mermaligen starken Umarbeitungen meist verschwunden sind. Mer und minder erfuren auch seine übrigen Werke solche Abglättung, die schon bei den Mitschulschuldigen begann, durch den kritischen Freund Behrisch auf der Hochschule zu Leipzig, das damals schon, als „ein klein Paris," den Sprachton angab, durch Gottsched und Gellert, mit den Sächsischen

Klopstock, Lessing und anderen Norddeutschen. Diese Leipziger Kritik trieb Goethe'n sogar zum Verbrennen seiner früheren Erzeugnisse; sowie daheim dann Mephistopheles-Merk Goethe'n im besten Zuge für die Bühne hemmte, bei Gelegenheit des Clavigo, der gerade noch immer so vorzüglich wirkt. Goethe sagte zwar später, als H. Voß der junge ihm in der Handschrift von Hermann und Dorothea einen siebenfüßigen Hexameter nachwies: „Ja, wahrhaftig! Aber die Bestie soll zur Strafe stehn bleiben." Er war jedoch nachgibig gegen Freunde und Schriftgelehrte, denen er seine Handschriften mitteilte, oder den Druck zu berichtigen überließ. Die Schreiber der späteren bloß in die Feder gesagten Werke, die Correctoren und Setzer der meist entfernten Druckorte thaten dann auch das Ihrige. Man darf nur die älteren, von Goethe selbst besorgten Drucke mit den späteren Ausgaben vergleichen, besonders jene vor der Italienischen Reise. Bei der ersten rechtmäßigen Sammlung seiner Schriften (Leipzig 1787) wärend dieser Reise, gab er Herdern freie Hand, und dankt ihm in einem Briefe aus Italien, was er (Herder) für die Herausgabe thun wolle. Freier und großartiger war, in Wechselwirkung, Schillers Einfluß auf Goethe's Werke, wie vor allen der herrliche Briefwechsel über Wilhelm Meister zeigt. Dann aber haben wol die Sprachgelehrten, H. Voß der junge und Riemer, eben wieder an Sprache und Schreibung gemeistert, und die fortwärenden neuen Ausgaben von Goethe's Werken sind auf dem Wege sich einst zur Urschrift zu verhalten, wie Luthers Bibel zu den gegenwärtig gangbaren Drucken.

Wol mit einem Rückblick auf solche eigene Erfarungen schrieb Goethe an den Russischen Minister Uwaroff *), auf dessen Zueignung seiner Deutschen Schrift über den Nonnos mit der Entschuldigung, daß er keinen Deutschen Litteraten gefunden, der seine Handschrift grammatikalisch durchgesehen hätte: „Ich bitte Sie auf das inständigste, und nöthigenfalls fordre ich Ihnen das Versprechen ab, keinem Deutschen jemals anzuvertrauen, was Sie die grammatikalische Durchsicht Ihrer Manuscripte nennen. Ganz sicher würde er Ihrem Styl alles das nehmen, was ihm in meinen Augen Werth verleiht, und dafür eine Menge schöner Dinge anbringen, an denen mir gar nichts gelegen ist. Machen Sie sich den ungeheuren Vor-

*) Uwaroff notice sur Goethe.

theil, die Deusche Grammatik nicht zu kennen, bestens zu Nutze; ich arbeite nun bereits dreißig Jahre daran, sie zu vergessen."

Die Hervorziehung der ursprünglichen Lesart, sowie der ältern Gestalt später umgebildeter Goethe'scher Werke ist schon von mancher Seite begonnen, auch von uns bei den Liedern (Germania VI. VII), sowie Iphigenia (Germania III), und ist notwendig zur Einsicht in seine Kunstbildung und Sprache *). —

In Goethe's letzten Jahren, 1930—31, besorgte seine mit den Enkeln bei ihm wonende verwitwete Schwiegertochter die Herausgabe eines Wochenblattes, welches allsonntäglich erschien, eigentlich nur für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und Weimarischen Freunde. Es bildete so die Fortsetzung des bekannten „Tiefurter Journals" 1781 ff., und sollte ursprünglich auch nur Handschrift sein, was dieses blieb, bis auf die einzelnen daraus gedruckten Stücke, darunter mehre von Goethe, und welches deshalb nicht mehr vollständig vorhanden ist. Die neue Zeitschrift hatte auch ähnlich unbestimmten Inhalt, wie schon ihr Titel „das Chaos" verkündete **). Ein darauf bezügliches Gedicht desselben ist ohne Zweifel von Goethe:

Nachdem der Herr sechs Tage sich geplagt,
Um aus dem Chaos eine Welt zu bauen,
Ruht er am Sonntag aus und sagt:
Das Ding ist doch nicht übel anzuschauen!
Du aber hälist sechs Tage Rast
Und fühlst am Sonntag erst ein Drängen,
Die Welt und was sie in sich faßt

---

*) Aus umfaßenden „sprachlichen Studien über Goethe" hat J. A. Lehmann, Director des Gymnasiums zu Marienwerder, zwei Hefte „Ueber Goethe's Sprache und ihren Geist" bekannt gemacht, in Programmen, 1840 „Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke," und 1849 „Goethe's Relativ-Konstruktionen." Die mit so viel Liebe als Fleiß ausgeführte Arbeit beruht ganz auf Goethe's Ausgabe letzter Hand 1827—33.

**) „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar" S. 204—224, Bericht und Auszüge, von Amalie Winter, darunter, nebst einigen anderen vermutlich Goethe'schen Gedichten und Prosa, S. 217 die drei ersten hier wiederholten Sprüche. Den zweiten und dritten, mit den beiden darauf folgenden, hat schon der Berliner Freimüthige 1830, Nr. 43 mitgeteilt und überschrieben: „Goethe in Weimar 1829," mit unrichtigen Lesarten. Der Herausgeberin waren Eckermann, der Genfer Soret und der Engländer Parry beigeordnet. Kein Beitrag ward benamt, kein namenloser aufgenommen, das Namensgeheimnis bewart, und das Blatt keinen gezeigt, der nicht Teil daran hatte. — Von und aus dem Tiefurter Journal, welches die Herzogin Amalie mit Wieland besorgte, s. ebd. 56. 75—90. 317. Der eine Jahrgang 1780—1781, in 48 Heften, ist in des Großherzogs von Weimar Privatbibliothek. Vgl. über den Inhalt noch W. Wachsmuth „Weimars Musenhof" (Berlin 1844) S. 75.

Zum Chaos wieder einzumengen.
Und keiner weiß nun, ob ihm Gottes Welt,
Ob ihm Dein Chaos mehr gefällt.

Ebenso:

Eros und Eris.

Der Dichter lehrt: dem Chaos ist
Im Anbeginn durch Lieb' und Zwist
Die Ordnung aller Ding' entstiegen.
Allein es scheint, im Zeitenlauf
Steigt wiederum ein Chaos auf;
Nun gilt's zum zweiten Male siegen.

An Liebe fehlt's im Chaos nicht;
Wie manches schmachtende Gedicht
Hört man auf allen Seiten klingen!
Drum schafft nun — sei es wie es sei —
Ein wenig guten Zwist herbei,
Daß wir die Welt in Ordnung bringen.

Weimar war in jenen Tagen vorzüglich belebt und besucht, von Engländern, Franzosen, Italiener, Russen, am Hofe und um Goethe, zur schönen Glorie des bald verschwindenden hohen Hauptes. Da hörte er denn im eigenen Hause, bei der Ordnerin des Chaos, wo seine Erscheinung immer alles erhob, alle diese Romanischen, Halbgermanischen, Slavischen u. s. w. Gäste, die gleichsam als Abgesandte ihrer Völker vor ihm erschienen, in ihren eigenen Zungen durcheinander reden, wie dieselben in Versen und Prosa sich im Chaos selber vernehmen ließen, daneben überdieß die klassischen Sprachen, sodaß das gute Deutsch ins Gedränge kam. Solche zur Sprachverwirrung gesteigerte Sprachvermengung veranlaßte ihn (unverkennbar) nun zu folgenden Scherzen:

Manches läßt die Zeit uns sehn,
Was uns einst gedäucht als Fabel,
Sonst hieß Weimar Deutsch Athen,
Jetzo ist's das Deutsche Babel.

*

Brittisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen;
Wüßt' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.
Ach, ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen.

Geduld, verlaß dich auf mein Wort,
Gar vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

*

Von Bäumen fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schnees Lager,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;
Man sieht, sie nahn, die Weihnachtstage.
Doch trittst du zum Salon herein
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durch einander schrein,
So zweifelst du nicht im Geringsten,
Wenn draußen Weihnacht, — hier sei Pfingsten.

Das Letzte erinnert zugleich an die schöne Volkssage, daß in der Weihnacht die Erde grüne, blühe und Früchte trage, wie sie mit dem Christbaume paradiesisch den Kindern erscheint: dagegen in der Johannisnacht tiefer Schnee die Erde bedecke*). Pfingsten aber, wo die Apostel in fremden Zungen redeten und voll süßen Weins gescholten wurden, war die Versöhnung und Wiedervereinung der babelschen Sprachverwirrung und Zerstreuung, dadurch, daß alle Sprachen einen und denselben göttlichen Geist, das Wort Gottes reden, wie immermehr über die Erde erfüllt wird.

In solchem Sinne schrieb Goethe der funfzehnjährigen Minna Wolf, die von ihrem genialen Vater die Gabe der Sprachen ererbt hatte, ins Stammbuch:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In mancher Sprache dir, mein gutes Kind, erscheint,
Das alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

---

*) Etwa weil man diesen Geburtstag des Täufers mit seinem Todestag 29. Aug. verwechselte, welcher Tag auch Natalis heißt, weil Mors janua vitae ist: dagegen er Goethe's irdischer Geburtstag war. Der Sonnenwende-Johannistag hieß auch Johannes Albus; was Haltaus (Jahrzeitbuch 108) auch für Verwechslung mit des Evangelisten Johannistag nach Weihnachten erklären möchte, wo die Erde mit Schnee bedeckt ist. Es spricht aber vielleicht auch für den Schnee der Sonnenwende-Nacht als Trauer- und Leichentuch über den Täufer, der ungeboren schon das Christkind verehrte. Eine Niederdeutsche Stelle in Helwigs Zeitrechnung (S. 33) nennt seinen Enthauptungstag „Johanns Wende", was Rabe (Calendar. fest. p. 181) durch vigilia erklärt, gewis unrichtig. Des Vorläufers Bedeutung in der Volkssage bezeugt auch die mit ihm verbundene Phaildis-, Herodias-Sage. Vgl. Gesammtabenteuer Bd. 3, S. X.

Und so möge denn diesen Kranz Goethe'scher Lieder und Sprüche über die geliebte, einzig von ihm geübte, durch ihn veredelte und ihn verehrende Muttersprache ein Lied beschließen, welches auch schon durch den tiefen Klang der Sprache mächtig widerhallt, und worin sein stäter Sinn, daß die Dichtung, wie alle Kunst, aus dem Urborne des Lebens frei herausquillen müße, die Worte durchdringt:

„Entschluß.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Mensch gesundet?
Jeder hört gern den Schall an,
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf stört,
Nur kein düster Streben!
Eh' der Dichter singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen.
Fühlte der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen."

Wie für die Zerstreuung der Sprachen, für ihre Wahrheit und Dichtung, Goethe die Liebe als die alleinige Vereinung erkennt, so verkündet er diese höchste der geistlichen Tugenden welche zugleich die einzige Rettung gegen das Genie ist, auch als die auf Erden vor allen beglückende, in der

„Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Must stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen."

Welchen Spruch er dann noch erweiterte:

„Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Must immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;

Mußt dich am eignen Thun ergetzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen." *)

v. d. Hagen.

---

7. Goethe's Jahrhundertfeier.

Goethe schrieb (1805) ein Buch „Winkelmann und sein Jahrhundert": in noch höherem Sinne und weiterem Umfange ist das heute abgelaufene Jahrhundert Goethe's Jahrhundert.

Er war und ist ein Säcular-Mensch, wenn irgend einer; ja er ist der Mann eines Jahrtausends, und noch mehr. —

„Er war ein Mann! nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn." —

Seine äußere Erscheinung war das Abbild seines Geistes: er war einer der schönsten Männer, und noch auf dem Todbette erstaunte man über die göttliche Schönheit, „seiner Glieder Götterpracht," sodaß auch leiblich sein Bild in ewiger Jugend dasteht.

In Wahrheit heißt er „Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe." Ja:

„Ist der Goethe ein Gott, so werd' als ein Gott er verehret:
Ist er ein Mensch, gleichwol werd' er verehrt als ein Gott."

So war er nicht bloß begeisterter Verkünder, Kundiger, ja selbst Hervorbringer der bildenden Kunst, sondern zugleich ihr würdigster Gegenstand, der in jedem Alter, in jeder Darstellung erfreut: wie er denn zu diesem Festtage uns wieder durch Rauch's Meisterhand in vollendeter Bildung vor Augen gestellt ist; in inniger Verbindung mit seinem Geistesbruder Schiller, zum leuchtenden Zwillingsgestirne **).

---

*) So steht er zuerst in der Fol. Ausg. (1836) I, 82.

**) Der Ausschuß des zur Goethe-Jahrhundertfeier und -Stiftung hier gebildeten Vereins hat eben, am 31. October, einstimmig beschloßen, den für das Jahr 1850 von ihr ausgesetzten Preis von tausend Thalern auf das würdigste Werk der bildenden Kunst dem von Rauch zur Goethe-Jahrhundertfeier modellir-

Für uns Deutsche ist Goethe das, was er in Voltaire als dem vollendeten Ausdruck der Franzosen erkannte, was Dante den Italienern, Cervantes den Spaniern, Camoens den Portugiesen und zunächst Shakspeare den Engländern war, ist und sein wird.

Er vereinigt aber zugleich alle diese in sich, und noch mehr: „Wie Homer der Griechen, Dante der Italiener, Shakspeare der Engländer, so wird der Dichter des Götz, Faust, Hermann und Dorothea immerdar die allvereinende Heimstätte, der allbelebende Geist unsrer Kunst und Wissenschaft sein und bleiben, so lange unsre Sprache Deutsch bleibt." *)

Seine Allseitigkeit und Tiefe, die innige Durchdringung von Kunst und Wißenschaft, von Geschichte und Dichtung erheben ihn über Alle, und ich bekenne frei: mit seinen Werken, in drei mächtigen Bänden, würde ich vor allen Anderen in der Alleinsamkeit mir genügen laßen, versteht sich nächst der Heiligen Schrift. — Man weiß, daß Zelter sich zuletzt freiwillig entschloß, nur noch seinen brüderlichen Freund Goethe zu lesen, dem er bald in den Tod folgte.

Seine Lieder, zunächst in den Tönen der Zeitgenoßen befreundeter Meister Reichardt, Zelter u. a. werden ståts die schönste Blüte der Deutschen Geselligkeit sein und bleiben; wie wir eben auch heute fröhlich erleben, indem wir den ewig jungen Dichter mit seinen eigenen unverwelklichen Blüten bekränzen. —

Moses schreibt: „Da kam ein andrer Pharao, der wuste nichts von Joseph." Wehe über Deutschland, wenn es einst heißen sollte: „Da kam ein andres Geschlecht, das wuste nichts von Goethe'n."

Ich kann es mir nicht denken, daß jemals Deutsche solche Schmach erleben sollten: sie würden damit aufhören Deutsche zu sein.

So gewis die Hoffnung der Zukunft Europa's bei den Deutschen beruht: so gewis ruht die Hoffnung der Deutschen bei den Deutschen Frauen, die Goethe ja vor allen verherrlicht und die heute vor allen sein Fest verschönen: ihnen ist mit der Geburt die Kind-

---

ten Standbilde Goethe's, in einer mit Schiller verbundenen Gruppe, zu erteilen, zur baldigen Ausführung (am füglichsten wol in Erz), diese auch fernerhin auf alle Weise zu fördern, und so zum würdigen Denkmale der beiden im Leben so innig vereinten grösten Dichter des Vaterlandes mitzuwirken. Nachdem beider besondere Heimat sich schon eines Standbildes des ihrigen erfreuet, gebürt es sich um so mehr, nun auch ein solches Gesammtdenkmal beider dem gesammten Deutschen Vaterlande vor Augen zu stellen.

*) Der ewige Jude von Cruciger (1832) S. 20.

heit, die erste Pflege und Bildung des neuen Geschlechts vertraut, die erste Mitteilung der nach ihnen benannten **Muttersprache** in ihrer Tiefe, Reinheit und Macht, wie vor allen Goethe von seiner trefflichen Mutter sie überkam und am höchsten offenbarte. —

Gibt es jetzo schon Deutsche (wie es leider von jeher dergleichen gab), welche ihn nicht anerkennen, Litteraten und Poeten die nichts von ihm wißen wollen, so wollen wir ihn gern als den unsern behalten und feiern.

Die Recensenten und Hyperkritiker, die an ihm mäkeln und mängeln, oder ihn gar verneinen, — die hat er schon in seinem 21sten Jahre mit einem „Schlagt ihn todt!" begrüßt, und dann noch über den Tod hinaus abgefertigt*), in den erst aus seinem Nachlaße bekannt gemachten „Invectiven," mit der Dichtung vom todten Moses, der, als die Teufel heranfuhren ihn zu holen, sich gegen sie vom Tode erhob und mit seinem gewaltigen Stabe sie verjagte.

Wie sein Geist, an dessen „Sphäre" wir heute „lange gesogen, von ihm mächtig angezogen," fortwärend unter uns walten und wirken soll, spricht ein Gedicht aus, welches auch nach seinem Tode zum Vorschein kam, und als sein „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt" bei seinem 50jährigen Weimarschen Jubelfeste, sich gibt, und zwar in seinen Werken nicht steht, aber wol in seinem Sinne und aus seinem Munde ist. Es lautet:

„Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,
erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben,
erst sollt ihr dichten und nach diesem malen:
sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
und seid, obwol von jedermann gelesen,
doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein jeder sehe, wie und was er schreibe,
das Haupt sei angemessen seinem Leibe:

**) Fol. Ausg. Bd. 1, S. 139, zunächst gegen Pustkuchen-Pusterich:
Ueber Moses Leichnam stritten
Selige und Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen.
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister:
Engel brachten ihn zu Grabe.

zehntausend Schultern Einem anzupassen,
das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele
sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
das Urgeheimnis ewiger Gestalten,
es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern,
es wird in Felsen, wie in Büchern blättern,
denn was Homer erschuf und Scipionen,
kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:
allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
so wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
bei dessen Widerschein von jenen Sternen
die spätern Enkel werden sehen lernen,
um in prophetisch höheren Gesichten
von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten."

Das Licht, welches der Verklärte hier verkündet, ist das in seinen Werken, die zum Teil erst nach seinem Tode erschienen, unvergänglich leuchtet und stralt, und das er noch in seinen letzten Worten „mehr Licht! mehr Licht!" aussprach, als am Morgen des Frühlingsanfanges, den er jährlich so freudig begrüßte, sein „sonnenhaftes Auge" sich schloß, und das unsichtbare Licht der Ursonne ihm aufgieng. —

Es lebe und leuchte immerdar Goethe, der Mann des ewigen göttlichen Lichtes!!!

Vorstehendes wurde zur Nachfeier des Goethe-Tages in der Deutschen Gesellschaft vorgetragen. Bei der öffentlichen, von unsrer Gesellschaft ausgegangenen Feier am 29. August 1849, über welche von einem Mitgliede, Dr. Holzapfel, ein Bericht mit allem Zubehör erschienen, ist das folgende Gedicht gesprochen, zum Beschluße der manigfaltigen Gedichte, Sprüche und Reden, und steht daher nicht in der beim Feste verteilten Sammlung derselben.

Goethe
und sein Jahrhundert.

Er trat ans Licht, als unsers Friedrichs Thaten
die Welt erfüllten, mit ihm Voltaire's Ruhm;
er sah den ungeheuren Sturz der Staaten,
des Reiches Fall, das neue Kaisertum,
das Vaterland in tiefster Schmach, verraten;
er sah das wahre Freiheitsheldentum;
und noch in unsers Weltteils langem Frieden
war ihm des Lebens höchstes Ziel beschieden.

Er war des „Friedens Kind," im Reich der Geister
beherrscht' er mächtig Kunst und Wißenschaft,
in großer Genien Kreis, ihr aller Meister,
in göttergleicher Leibes Schön' und Kraft.
Er war ein Mann des Lichts: der Sonn' entreißt er,
was uns sein Geist, Herz, Hand und Sinn erschafft:
des ersten Frühlingstages Morgenröte
entführte uns den ewig jungen Goethe.

Es hatt' aufs Neue schon die Welt begonnen
sich zu verwirren, langer blut'ger Streit:
doch trübt' es wenig seine letzten Sonnen,
er war zum heitern Tagwerk stäts bereit;
von seiner Sonnenhöhe, klar, besonnen,
schaut' er erhaben auf den Strom der Zeit,
die fort und fort in wilden Strudeln brausend: —
nach ihm heißt sein Jahrhundert, sein Jahrtausend!

v. d. Hagen.

XVII.

Vermischte kurze Mittheilungen.

1. Althochdeutsches.

Daz ih dir hold pin y demo piscophe so mino crephti enti mino chunsti sint si minan vuillun fruma frummenti enti scadun vententi kahorich enti kahengig enti statig — in sinemo piscophtuome so ih mit rehto aphter canone scal.

Bekam der sel. Graff aus einer Oberdeutschen Handschrift.

2. Zwei Fastnachtspiele.

Sie stehn in der Weimarer Liederhandschrift, Pap. 4, des 15ten Jahrhunderts, welche ich zu der Minnesinger-Sammlung gebraucht und beschrieben habe, Bd. IV, S. 906, mit Abbildung. Ich verdanke sie Goethe's freundlicher Mitteilung, sowie die zu „Gesamtabenteuer" III, 775. 793. 794. verzeichnete *), neben welcher sie auch wegen eines Teils ihres Inhaltes **) anzuführen war. Bl. 125, S. 6. von etwas jüngerer Hand:

Ein hoflich spil zu der fasenacht

der knecht

Nu hört vnd sweiget vnd seit pey witzen
hie wirt mā ein hoffgericht sitzen

---

*) Vgl. Berichtigung zu Bd. 3, S. 21.

**) z. B. folgt auf diese Fastnachtspiele `Ein hofflich spruch von ein Ritt[s]: Deutsches Gedicht zu dem Altfranzös. schon bei A. Jubinal nouveau recueil de contes et fabliaux (Paris 1839) I, 353.

mit weisen mannen wol gelert
ob ymant an eren wer vorsert
oder was er het fur tzu clagen
das sol er den richter(n) hie für tragen —

Ein Weib (mlr=mulier) verklagt ihren Mann, daß er ihr das nacht futer abtrage zu schlechten acker gnrren (gegen föln — Füllen). Urteil der neun Richter: er soll über Meer gegen die Heiden ziehn, mit scharfer glen reiten —

der sol mit frawen nymer reden
pys yms derlaupt dy kunigin von swedẽ —
der futers gnünck hat in sein parn
vnd wil das andern pubin sparn —
vnd wil er mer tantzen nach der alten lantẽ
so wil ich mich fur pas auch lassen prauten —

Man soll ihm sein geschir vor dem arsz abhaüen. Der Mann bekennt, daß er gern andere Weiber über ihre alten und nachtfaulen Männer getröstet: er war barmhertzig und sie gegen ihn schertzig. Der Knecht beschließt, ermahnt, in der Fastnacht fröhlich zu leben:

vnd tzecht nicht vil in dͤ minen tzellen
daz euch der ëyelft fingͤ nicht geswelle
vnd reÿst ab ewern fidelbogen
gebt vns vrlaup vnd lat vns furpas tzogen.

Von der ältern Hand der Lieder:

Ali9 Pˢcursur

Nue sweygt ein weyl vnd habt ewr rue
vnd höret zweyen eeleuten zue
die hat man gein einander verswatzt
das eins das annder gar gering schatzt
die frawe clagt von jrem eemanne
vnd meint er sey in des bischoffs banne
sein lieb sey gantz gen jr erloschen
vnd er hab in fremden schewrñ gedroschen.

Das Weib (mlˢr) schilt und droht deshalb. vir erwidert, sie laße sich den hunt vor dem licht vmb lauffen (sich hinters Licht führen) und höre auf ein altes Weib. nuncius bringt einen Brief seines Bruders von Rein her auf ausz niderlant, und meldet, eine Klosterfrau liege von ihm im Kindbette. Der Brief fordert

ihn auf, zur Warnemung ihrer Kaufmannschaft hinzukommen, und er reitet weg. kupplerin kömmt und ladet die Frau zu einem jungen Herrn ins Haus. Ancilla schilt sie eine alte peffein und pfeffein, und räth ab. Die Alte verlangt, der Frau ihren Willen zu laßen. ml'r freut sich der Heimkehr ihres Mannes, frolockt: mein hertz in groſſen freuden ſchockt. vir beschuldigt sie, sie habe sich in das fleiſchgaden brechen laßen. Ancilla bezeugt ihre Treue. mulier beteuert, und wil deinem eſel ein genüg futer gebñ. vir ist zufrieden, und verspricht, seinen esel nicht weg zu leihen, er finde bei ihr ein volle futer crebũ (: lebũ). mulier ist vergnügt:

> H're der wirt nu heyſt ein ſchencken
> ſo wollen wir ſeint Johanes mÿñ trinckũ
> vnd wollen vns machen vmiſz (?) ſtraſz
> vnd das man mer leut herhein zu euch las

P,curſor

> Her wirt jr ſult vns vrlaub gebñ
> vnd furt jm hauſz ein rechtz lebn
> habt jr vyh ſo lat ſein wol warten
> ſo gewiñt jr guten miſt jm garten
> habt jr ehalten die ewrñ willen volbringñ
> die ſult jr biſz jar wiederumb dingñ —

Folgen sechs Reime völlig Wiederholung aus dem Schluße des vorigen Spiels. Ebenso der Schluß:

> vñ zecht nicht vil in ir miñen zellen
> das euch der eylfft ving' iht werde geſwellen
> vnd ſpert ewrñ Eſel vnden ein
> ſo müſt jr die vaſten ein fromer man ſein

Mit dem Anfangsreimpaare dieses Spiels beginnt ein Fastnachtspiel Rosenpluts bei Gottsched (nöth. Vorr. II, 62), ist übrigens jedoch ganz verschieden. Aenliche zum Schweigen ermanende Anfänge, wie die vorstehenden beiden, haben alle Fastnachtspiele Rosenpluts bei Gottsched. Unter den bisher ungedruckten (Grundr. 524) sind obige beide vielleicht „von zwei Eheleuten" und „der Bauer mit dem Fleischgaden."

v. d. Hagen.

3. Mittheilungen aus Westfalen

von

Fr. Woeste zu Iserlohn.

Aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

---

1. Reime beim Bastlösen (Förde bei Attendorn),

Lëue lëue pipe — sap ies ripe — sap in'n aiken — [wu sall 'e kau haiten — reåuthenne reåuthenne — bueter oppe schüetel — ägger in'n kauken — då kamme guet nå raupen. —] kättken laip 'n biärch 'erop — huålt 'ne kar kese — då dat kättken wiër kam — was de pipe rain ëut — huål ëut stal ëut — rump ëut stump ëut.

2. Desgleichen. (Helden bei Attendorn).

Lëue lëue peïpe — 't sat ies reïpe — 't sap in'n aiken — [wëu sall de kau haiten — reåuthenne reåuthenne — bueter op de schüetel — ägger innen kauken — då kann me guet nå raupen —] då kam de Hesse — met dem langen messe — snäit der geåus den hals af — då raip de geåus — kajack kijack min hals ies af — då was de peïpe rain ëut — stål ëut ëut ëut.

Die eingeklammerten Zeilen sind wahrscheinlich aus einem Reime zur Kalberweihe hineingerathen.

3. Desgl. (Werl.)

Sippe sappe sunne
min meåuër is 'ne nunne
min vaër is 'n pape
iek woll en peïpken maken
dat woll mi nitt geråen
då lach'k et oppet water
un lait et flaiten
bit Sünte-graiten
Süntė-graite bock 'n pannekauken
woll mi nix met giewen
då laip 't kättken 'n teåurn 'rop

woll 'n teåurn decken
då kwam de greïse Hesfe
met sinem langen mesfe
snäit dem kättken 'n stiärt af
ratts vüär dem æse af
wostu riut riut riut!

4. Desgl. (Willingen im Waldeckschen.)

Iek woll mi måll 'ne humme maken — dä woll mi nitt keråen — då smëit iek se üäwert wåter — då kam de lange Hesfe — met sinder kuårten bläsfe — koschiet koggen — hals afhoggen — kättken lëip den biärch herop — as iet wiër derunner kam — då satt it seck op'n staülken — un pisfede en runt reåut spaülken — wifs kærel ëut wifs kærel ëut — mine humme well gærne ëut.

5. Desgl. (Warburg.)

Hoppe hoppe sunnenkrut — 'et water lëip der tunnen 'rut — då owen an dem Rheine — då sat 'ne lëiwe Treïne — met eären drëien kinnerkes — ëine gaff se en kæse stücke — ëine gaff se en smålt stücke — ëine gaff se en bueter stücke. Rëie rëie ëut!

6. Desgl. (Kanstein, Kr. Brilon.)

Hoppe hoppe sape — din vaër is 'n pape — de mëüme is 'ne höppeltiewe*) — well me nix te friëten giewen, rutsk raine ëut!

7. Desgl. (Nieheim im Paderbornschen.)

Sippe sappe sunne — min meåuër ies 'ne nunne — min vaër ies 'n pape — kann alle schelmstücke maken — ra ra ritt ratt — jiudas — veåuras —. 't kättken lëip den biärch herop — woll sap halen — åsse 't kättken weïer kwam — was de flöitepeïpe awwe. sast af — most af — wost af — willst af!

*) läufische Hündin.

8. Die Ackelei, ein Fingergeschwür, zu besprechen. (Gegend von Brandenburg.)

Die Ackelei und die Schule — gingen beide nach Sopule (angeblich Mistpfütze): — die Schule gewann, — die Ackelei verschwann.

Der schwärende Finger wird dreimal in eine Mistpfütze gesteckt, während man „Im Namen rc." sagt.

9. Gegen Fieber. (Aus Deutsch-Böhmen.)

Guten Morgen, heiliger Freitag! — nimm mir meine sieben und siebenzigerlei Fieber ab, — wie auch das warme und das kalte, — das ich es am folgenden Freitag nicht erhalte.

Zu sprechen Freitag Morgens im Freien, aber ehe man sonst Jemanden gegrüßt hat.

10. Entsehen. (Vgl. Grimm Myth. 1050. 1053.)

„Bitte, sehen Sie doch meine Pferde nicht an!" sagte ein Mähre zu einem reisenden Papiermacher. — Und warum das nicht? — „Ei, Sie überschauen dieselben." — Wie so? — „Nun, bei Ihnen stoßen ja die Augenbrauen über der Nase zusammen."

11. St. Thomas-Nacht. (Rittberg.)

In dieser Nacht muß man tüchtig essen und trinken, um nicht todt zu hungern. Zu diesem Zwecke wird eine sogenannte Rittbergische Hochzeit veranstaltet. Man backt nämlich am Platenofen einen großen Kuchen von Buchweizenmehl und Kartoffeln; auch buttert man in dieser Nacht. Ein Theil des Kuchens wird nun in die Buttermilch gebrockt und gegessen, der andere wird mit der gewonnenen Butter beschmiert und warm verspeiset. cfr. Grimm Myth. 251. 255. 256.

Im Soester Daniel S. 28 heißt es: „Sanct Thomas kommt herby und Christag so segge wy plecht de Duvell mest to rasen."

12. Lüttken-Faselåwent (Donnerstag vor Fastnacht). Hüsten bei Arnsberg.

An diesem Tage sammeln junge Burschen, mit einem Spieße umziehend, Gaben und sprechen:

Lüttke lüttke faselåwent! — heï ies min spiet, — wå

ies min hast? — lått dat mesken gleïen — bitt mirren in de seïen; — lått dat mesken sinken — bitt mirren in den schinken; — lått mi nitt te lange ståu, — iek maut noch 'n huisken födder gån. — unnerm äikenbeåume — då well ëu Guåt beleåunen; — unnerm äikentwielen — då well ëu Guåt wuåt giewen. Häi, lüttke fasselåwent!

13. Zimperts-Tag. (Lüttken-Fasselåwent). Menden.

An diesem Tage gehen zwei Weiber und zwei Mädchen mit dem knurrpott, der aus einem irdenen Topfe, einer Blase und einer Riethpfeife besteht, und einem Spieße umher und sammeln Gaben, indem sie folgenden Reim sprechen:

Fasselåwent küemt heran: — klinket op de büssen! — huir en staul un då en staul, — op jäidem staul en küssen*), — un då 'ne mettwuårst tüssen. — huir wuent en ruik mann, — dai ues vieles giewen kann, — vieles kann hai giewen; — lange sall hai liäwen, — van düem jår oppet annre jår. — meåuder, bat kuåke-ve van nacht? — kniudeln, dat et duenert un kracht, — kniudeln un slackermann (slappermann)**), — kniudeln dä sint anebrannt, — unnen un buåwen so swatt, — se friet' jå kain hunt nach katt.

14. Fastnachtsreim. (Warburg.)

Fasselåwent hast — iek si en gueden gast — giet mi enen langen — un lått de kurten hangen! — fasselåwent häit iek — giet mi watt — in minen spitt. — in minen spitt hadd' iek nix. — oppet jår wärt jnge sweïne fett. — uese Hergott sall ju widder lonen!

15. Lüttken-Fasselåwent. Kanstein.

An diesem Tage gehen Kinder mit einem Spieß umher und sammeln Gaben, indem sie sprechen:

Fasselåwent hëit ick, — alle schelmstücke dä wëit ick, — dä ick no nitt wëit dä well ick no læren, — mines valters gutt vertæren.

---

*) cfr. Firm. V.-St. I, S. 231.
**) cfr. Grimm Myth. S. 251.

Oder: Fasfelåwent hir gitt – gitt mi wott an minen spitt! — op 'et jår üm düese tit, — wenn de sügge fätt sit, — ongern ëikenboume — då sall 't ju uese Heärgott widder belounen.

16. St. Peters-Tag. Helden bei Attendorn.

Der Sunne-vuël wird gejagt und gesprochen:

'rëut, rëut, Sunne-vuël! — Sente-Päiter ies heï, — Sente-Tigges küemt nå. — ëut schoppen, ëut schuiren, — ëut kellern, ëut muiren, — 'rëut, rëut!

Dabei klopfen Kinder mit Hämmern an die Häuser und sammeln sich Gaben. Man glaubt, daß der Winter nun weichen müsse.

17. Desgl. Eversberg bei Meschede.

Der Spruch wie der bei Firmenich V.-St. mitgetheilte. Das Object der Beschwörung heißt auch Sunne-vuël. Man meint, daß da, wo das Austreiben (mit hölzernen Hämmern, indem das Haus dreimal umgangen wird) unterbleibe, sich die „Molken-töwener" im Sommer bei den Milchnäpfen versammeln würden.

18. Desgl. Warendorf.

In der Gegend von Warendorf und Beckum durchziehen am Peters-Morgen die Bewohner eines Hauses alle Räume desselben und klopfen eine halbe Stunde lang an alle Thüren, um den Sonnenvogel auszutreiben. Bei Unterlassung dieses Gebrauchs würde, meint man, das Haus von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer geplagt werden.

19. Ostern. Driburg.

Das Volk bildet einen Kreis um den Platz, wo das Osterfeuer brennen soll, so daß Alle dem Holzstoße, welchen man eben errichtet, das Gesicht zukehren. Einer verläßt die Reihe und geht mit einem Klumpsacke auswärts um den Kreis und gibt Jedem einen Schlag, indem er singt: Kik di nitt üm! dat fösken*) dat küemt. Hat er die Runde gemacht, so übernimmt ein Anderer die Rolle.

*) Cfr. Grimm Myth. S. 162.

So vergeht der Nachmittag. Abends wird der Holzstoß angezündet. Jeder Bursche steckt seine Strohfackel, eine lange mit Pech beschmierte und mit Stroh bewickelte Stange, an, so daß der ganze Berg erleuchtet ist. Flammt der Holzstoß, so singt man ein Auferstehungslied. Beim Herunterkommen vom Berge wird die Gesellschaft mit Gesang und Fähnlein abgeholt.

20. Pfingsten. (Neheim bei Arnsberg.)

Am ersten Pfingsttage wird das Mädchen, welches zuletzt auf die Weide kommt um Milch zu holen, **Pinkstfofs** gescholten. Man singt:

Pinkestfofs, du äulenkopp — stäist üm niegen äuer op, — wærst' en bietken ær opstån, — wærste kainen pinkstfofs wårn.

21. Pfingstreim. (**Kanstein.**)

Hëi, — gitt me 'n ëi! — wenn ge mi kinnt giëwen wellt, — so sall üch de stouthaweck all de hönder friëten.

Scheint beim Umtragen eines Habichts gebraucht zu sein.

22. Johannis-Tag. (Thalhausen bei Beverungen.)

Von den Mädchen, welche an diesem Tage nach der Weide ziehen, wird die zuletzt angekommene bekreuzt und geneckt. Wenn sie heimkehren, trägt Jemand den „Rosenbaum," eine mit Kränzen behängte Tanne. Auf halbem Wege werden sie mit Musik abgeholt und Sprüche gesprochen.

23. Aernte. (**Warburg.**)

In der Gegend von Warburg pflegt auf dem letzten Aerntewagen eine Blumenkrone zu hangen. Auf derselben ist ein hölzerner Hahn befestigt, der nach dem Abladen über der Scheunenthür seine Stelle erhält und bis zur folgenden Aernte da verbleibt. Man nennt ihn den **Arne-hane**. **arne** = Aernte; **arnen** = ärnten.

Ueber den Hahn bei Hochzeiten vergl. die Schilderung einer Soester Hochzeit im Soester Daniel.

24. Die Holle. (Warburg).

Während die Wöchnerin schläft, kommt die Holle, nimmt das

Kind, macht die Windeln los, reinigt es, trocknet die Tücher und legt das Kind wieder hinein. —

Eine Wöchnerin erwachte und sah, wie die Holle mit dem Kinde beim Feuer saß und die Tücher trocknete. Sie schrie. Da warf die Holle das Kind ins Feuer und verschwand. Cfr. Grimm Myth. 257, 383, 388.

25. Die Hollen. (Eversberg.)

Von Höhlen zwischen Meschede und Brilon sagt man, daß in alten Zeiten „die Hollen, ein räuberisches Volk," darin gewohnt hätten.

26. Die Hollen. (Helden bei Attendorn.)

Vor Zeiten haben in unsern Steinklippen kleine wilde Menschen gewohnt, die man Hollen nannte. Etliche hüteten den Bauern das Vieh, kamen aber nie in die Häuser und holten sich jeden Morgen das Butterbrot, welches man für sie hingelegt hatte. Das dauerte so lange, bis es den Bauern einfiel, ihnen Kleider hinzulegen. Da zogen sie weg, weil sie glaubten, die Kleidung solle der Lohn zur Verabschiedung sein. Cfr. Grimm Myth. 249.

27. Waldbeeren-Liedchen. (Helden bei Attendorn.)

Tolle tolle toll — min kuårf ies voll — stäit op leïker ærden — kann nitt völler wærden — usser weren sïewene — erer weren achte — wollen uns nitt wachten — aikenspan bitt oppet jår — well-wi wier te heåupe gån.

28. Desgl. (Kanstein.)

Strull strull — min kurf is vull — hä stëit op liker ærde — hä kann nitt vüller wærden.

29. Desgl. Kanstein.)

Heidelbeeren — eſſ' ich gerne — wenn sie süße sind. — Meine Mutter wird sich freuen — wenn ich nach Hause komm — mit schönen Heidelbeeren. — Ich bin und bleibe fromm.

30. Storchlied. (Warburg.)

Stuårk stuårk stêne — miet dinen langen bênen — miet dinen langen swick-swack — ålden lüien brengstu wat.

31. **Slawicke,** ein Kinderspiel (Warburg.)

Slawicke slawicke wat daüstu hi? —
Höltken saüken. —
Wat wostu met dem höltken daun? —
Füerken anbaüten. —
Wat wostu met dem füerken daun? —
Warm wiäterken maken. —
Wat wostu met warm wiäterken daun? —
Mefsken wetten. —
Wat wostu met dem mefsken daun? —
Hiärguåtshainken den hals afsnien.
Kasute kesute!

32. Abzählformel. (Kanstein.)

Eins zwei drei — picke packe pei — picke packe Hasenbrot — sieben Kinder waren todt — eins unterm Tische — sieben gebratene Fische — kam der kleine Jane-Weewer — kriegt das kättchen bei der Leewer — jaum jaum jaum!

33. Desgl. (Kanstein.)

Änder gesänder gesitter geså — rämmchen bämmchen bomm — schnëi bå buff.

34. Desgl. (Kanstein.)

Ine mine mane — wer will mit nach Engelland — Engelland ist zugeschlossen — der Schlüssel ist auch abgebrochen — Bauer bind' das Hündchen an, — daß es mich nicht beißen kann! — beißt es mich, verklag' ich Dich; — tausend Thaler kost' es Dich.

35. Beim Ringeltanze der Kinder. (Warburg.)

Johannes van Briämen — latiner la tiämen — vi wellt den besten vugel fangen — ene sall en stroh sammeln — stroh weffe dem öttken (Kuhchen) giewen — öttken sall us miälk giewen — miälk weffe dem kättken giewen — kättken sall us müesken fangen — müesken weffe in rôk hangen — wenn de hochtitsgeste kuemt — mëint se, et wære ne sië speck — un is 't 'n ållen hundedreck.

36. Krepirt eine Kuh im Hause, so wird der Kluthahn getödtet. (Warburg.)

Use wittkopp dëi is daut: nu slå ock usen kluthån daut!

37. Im Kreise Brilon hält man den Flügelstaub der Schmetterlinge für Gift, daher die Benennung Giftvogel.

38. An die Schwalbe. (Werl.)

At iek genk, was alles vull,
schuiër un schoppen, kisten uu kasten,
at iek weïer kwam,
was alles verrüetelt, verdüetelt un verdüäræset.
fitt fitt fårt fitt!

39. An den Hahn. (Kanstein.)

Christine christane — bu röppet de hane? — kückerückü! — 'e sittet op 'm tune — un plückt sick 'ne plume. — vedder ja köppken!

40. Von Warburg.

Te råen im stocke — ies en klëin männken daut — ett so gern bëir-un-braut.

41. Nieheim im Paderbornschen.

Billerbeick un Belle — Stëimen innem felle — Nëimen innem grunt — de schriwer wiegt en punt.

42. Twerke. (Grewen bei Münster.)

Unweit Grewen gibt es einen Sandberg, in welchem viele Löcher sind. Darin haben vor Zeiten Zwerge gehauset, welche den Anwohnern die Zukunft vorhersagten. Einen Bauer, der sich Raths erholen wollte, beschieden die Zwerge auf den folgenden Morgen. Er kam nach Sonnenaufgang. Da rief man ihm zu: Dat de buër nitt weit, wann de sunne upgeit! und er mußte unberathen wieder abziehen. Cfr. Grimm Myth. S. 434.

Fuchs und Wolf im Milchkeller.

Volkssage und Mundart von Hemer bei Iserlohn.

Vgl. R. V. I, 17 v. 1453.

Ens sträik de fofs im wålle 'rüm,
då drap 'e hæren Ysegrim
den wulf, dä as de duire tyt
iutsåcb, of — wellt it — as de gyt.
se sätten sick op wäiken mofs,
dä unner äiner äike wofs,
un Rainke niemt te äirst 'et wårt.
„minn vadder," siet hä, „wär't am bårt*)
iu wuål, wann y en leckern frat
te krygen wüsten?" — „„åch! ick at,""
siet Ysegrim, „„sint gistern nitt,
so dat de smacht mi griusam bitt.
wiet' y diäs råt, so helpt mi snår!"" —
drop siet de fofs: „ick wäit füärwår
då genten guede miälk bim biur
im keller, mäistlick twårens**) siur,
doch finn-vi wuål noch smant derop." —
de wulf versett': „„dann, vadder, topp!
iek wåg' met iu dat åventuir;
seåu smächtrich löipt me wuål düär't fuir."" —
se kwæmen båll' om huåwe an,
et slaip noch jann un jäidermann.
då wäis de fofs en huål, dat genk
taum keller un was fry wuåt***) eng',
men äwwer glückelck doch so wyt,
dat schriäwe Ysegrim met flyt
der düär den butten kwetten konn.
hä suiht de miälk un raüpt: „„ah bon!""
fällt fårtens drüäwer hiär met gyr,
un bå hä fiäget blitt nien spyr

*) am Sinn, angenehm.
**) zwar.
***) ziemlich.

im napp, — äin daun, of saüt of siur,
hä friet't vüär faute futt dem biur.
de fofs derwyle snaigt den smant,
van mangem nappe bleåut am rant,
dann wann 'e plunnermiälke findt,
so tiuskt met saüter hai geswint.
men af un an versäukt he dann,
of düär 'et huål sinn biuk noch kann.
as hai dat weske mål edån,
siet Ysegrim: „„minn hær kumpån,
batt gått y doch so vake 'riut?““ —
de fofs derop: „füär siekre hiut
sinn ick besuårgt. ick kyk' mi drüm
all tüskendüär om huåwe üm,
of eåuk bai küemt. füär jäiden gank
gebuirt mi wisfe iuë dank.“ —
dat miusen gäit niu wyer lofs:
et friet' de wulf, et snaigt de fofs.
seåu blitt se noch en wylken drin,
dann denkt de fofs in synem sinn:
„et wärt füär my enhant wuål*) tyt
un't luåk es niu noch iäwen wyt
enauch üm düär te kriupen, — gäit
un findt den biur dä jüst opstäit,
diäm siet 'e fårts: „batt giet i my,
wann iek u helpe, dat i fry
den röiwer fangt, dai — as ick wäit —
der schåpe iu so viel teräit.
iek schaffe'n iu opstunds herby,
so y mi luåvt, dat uåpen sy
iu' geåusestall 'ne ents'ge nacht,
verstått mi recht! — so sunner wacht. “ —
dai prys was wuål dem biur wuåt greåut,
doch woll hä gærn des wulwes deåut,
drüm siet 'e: Raink', ich niäm' dat an;
en wårt en wårt, en mann en mann! —

*) wol bald,

„guet!“ siet de foſs, „im keller sitt'
hær Ysegrim de wulf un friet'
iu' miälke; wachten sall 'e wuål,
hä frat so viel, dat düär 'et huål
hä nitt mär kann, düär dat 'e kwam.“ —
so drå de biur düet wårt vernam,
raip wacker*) hai sinn volk binäin.
då küemt 'er äinen met 'me stäin,
de ann're brengt en kiusen**) met,
de drüdd' en stücke vam stankett;
un dryste tuiht de gansſe tropp
nåm molkenkeller, slütt 'ne op.
as Ysegrim se kuemen hår',
då sprank taum huål hä, woll seåu snår
iut knypen; men — o ungelück! —
sinn hutten was niu all te dick.
of hai sick wiärt met driäweln***) maut,
dat hatt iäm nicks, et flütt sinn blaut.
hä kritt so mangen drief†) un slach
bitt datte schyr füär deåut der lach.
diäs, siet de biur, sy Guåt en luåf,
niu smitt dat präi††) mi oppen huåf!
dat liäwen weåur' hä glückelck kwyt,
taum fillen blitt noch ümmer tyt.

F. W.

5. Preußisches Volkslied.

Als im Kriege gegen das zu wilder Empörung entflammte Frankreich der preußische Feldmarschall, Herzog Ferdinand von Braunschweig in dem Treffen bei Pirmasens am 14. September

*) schnell.
**) Wolfskeule.
***) derb, frech.
†) Stoß.
††) Aas.

und bei Kaiserslautern am 28. bis 30. November 1793 den Sieg über die Feinde davon getragen hatte, erschien im Dienstagsblatte der Spenerschen Zeitung Nr. 151 vom 17. December unter der Ueberschrift „Berliner Volksgesang" das Gedicht: Heil Dir im Siegerkranz. Es war Sr. unterzeichnet. Mit dem englischen Volksliede „God save the King," das vermuthlich nach der Pulververschwörung 1605 gedichtet, aber erst ein Jahrhundert später von Händel in Musik gesetzt worden ist, hat es nichts als den Rhythmus und die Melodie gemein. Im Uebrigen ist es ächt deutsch und mit ausschließlicher Beziehung auf König Friedrich Wilhelm II. gedichtet, der nicht nur den deutschnationalen Krieg gegen Frankreich unternommen, sondern persönlich den Feldzügen von 1792 und 1793 beigewohnt hatte, und der namentlich bei dem Schlusse des Letzteren Preußens sieggekrönter König genannt werden konnte, da sich Mainz ihm ergeben, und sein Feldherr auch im offnen Felde glücklich gewesen war. Auch der Ausdruck „Liebling des Volks" scheint aus dem Umstande hervorgegangen, daß der König damals nicht nur im engeren Kreise, sondern selbst von ausländischen Schriftstellern der Vielgeliebte, le bien-aimé, genannt wurde. Er war damals noch nicht von der Politik Friedrich des Großen, d. h. von der dem Preußischen Staate allein günstigen, rein deutschen Politik wesentlich abgewichen, was äußerlich scharf hervortretend erst im Basler Frieden 1795 geschah. — Unser Volkslied hat noch eine interessante litterar-historische Seite, von der aus es bisher noch nicht betrachtet worden ist. Es ist nämlich das erste deutsche Lied, in welchem die durch die französische Revolution geltend gewordne Anschauungsweise von der Bedeutung des Volkes dem Fürsten gegenüber ihren Ausdruck gefunden hat. Bis dahin hatten alle deutschen Lieder nur die Verherrlichung Friedrichs des Großen und seiner Helden zum Gegenstande: sie waren, so zu sagen, persönlich fritzisch, und vom Volk und Staat ist darin nur als von Objekten die Rede, die zu tragen oder zu genießen haben, was der König veranlaßt.

Ueber den Verfasser des Liedes sind wir lange in Zweifel gewesen, bis Herr Ludwig Frege in seiner Schrift „Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin bei Hayn 1850" unwiederlegliche Aufschlüsse darüber gegeben hat. Hiernach ist der Verfasser der 1755 zu Kiel geborne Doktor der Rechte Balthasar Gerhard Schumacher, Senior der Vicarien im hochw. Hochstifte der freien Reichs-

stadt Lübeck. Derselbe bediente sich als Autor häufig der lateinischen Uebersetzung seines Namens Sutor, daher auch die Chiffre unter dem ersten Abdruck von 1793 Sr. Er scheint keinen festen Wohnort gehabt zu haben, denn wir finden ihn bald in England, bald in Berlin, Petersburg, Hamburg u. s. w. Im Jahre 1793 war er 5 Monate lang in Berlin, wo er für den Freimaurerorden besonders thätig war. Es folgt hier zunächst der aus der Spenerschen Zeitung von 1793 entlehnte buchstabengetreue Abdruck:

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein! — Heil, Herrscher, Dir!

Nicht Ross' nicht Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
muthig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern für Thron und Reich;

Handlung und Wissenschaft,
hebe mit Muth ünd Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Sey, Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz!
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm' an Deiner Brust!

Im Jahre 1801 gab Schumacher, der sich wieder vorübergehend in Berlin aufhielt, eine Bearbeitung seines Liedes, das sich

schon die Geltung und Verbreitung eines Volksliedes erworben hatte, heraus. Es erschien in der Druckerei von Georg Friedrich Starcke mit der Melodie, die von dem Königl. Kammersänger Hurka zu vier Stimmen eingerichtet war, und mit dem Zusatze: „vom Verfasser selbst revidirt." Diese Original-Bearbeitung in der für jene Zeit die Worte bemerkenswerth sind: „Dich Deutschlands Schirm und Wehr," lautet:

Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!
Dem Landesvater Heil!
Glück, Segen Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz
Liebling des Volks zu seyn! Heil, König, Dir!

Dir, Dir den Lorbeerkranz,
Zierde des Vaterlands,
Dir huld'gen wir! —
Dich, Preußens Stolz und Ehr',
Dich, Teutschlands Schirm und Wehr,
Dein Ruhm schallt hoch und hehr! Dich segnen wir!

Nicht Ross', nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn!
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
Gründen den Herrscherthron wie Fels in See'n!

Heilige Flamme glüh',
Glüh', und verlösche nie
Für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen uud bluten gern für Thron und Land!

Handlung und Wissenschaft
Hebe mit Muth und Kraft
Ihr Haupt zum Lohn!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Des Landmanns Erntesang,
Der Musen Harfenklang
Sind Wonne Ihm!

Edler Gewerke Kunst
Fördert des Herrschers Gunst,
Wittwen und Waisen Thrän' trocknen durch Ihn!

So herrscht für Preußens Wohl
Friedlich und liebevoll
Er, unsre Lust!
Auf, Freunde, jauchst ihm Dank!
Bringt Ihm der Reben Trank!
Jubelt den Volksgesang aus voller Brust!

Adolf Müller.

5. Nibelungen: Englisch.

The fall of the Nibelungers, otherwise the Book of Kriemhild. By William Nansok Lettsom. 1850. Ist die erste vollständige Uebertragung des Nibelungenliedes ins Englische, ziemlich gelungen, vielleicht etwas zu modern; im Versmaaß annähernd, ohne Verlängerung der letzten Halbzeile. — Im Auszug erschien früher (1846) eine Englische Uebertragung der Nibelungen von **J. Gostik** in seinem **spririt of German poetry**, deren Anfang lautet:

In Burgundy there flourished a maiden wundrous fair,
In all the lands around none with her could compare,
And Kriemhild was the name of this most beautous maid,
For whose sake many warriors brave in bloody graves were laid.

H.

XVIII.

Ueber die Art und Einrichtung der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde.

(Vorgelesen am Stiftungsfeste des 8. Januar 1850 bei Uebernahme des Ordneramtes.)

Der natürlichen Erwartung der verehrten Versammlung, wie der Bedeutung der heutigen Feier glaube ich am besten zu entsprechen, wenn ich meine Ansicht von dem höchsten Zwecke unserer Gesellschaft und ihren Einrichtungen der gütigen Beurtheilung anheimgebe. Denn von Jemand, dem zum ersten Male durch das Vertrauen einer Gemeinschaft das Ordneramt in ihr übertragen wird, erwartet man billig, daß er darlege, wie er das Wesen dieser Gemeinschaft aufgefaßt hat, und wie demselben ihm die Ordnungen zu entsprechen scheinen, in die er nun mit seiner Thätigkeit eingehen soll. Das heutige Fest aber, das Geburts- und Lebensfest unserer Gesellschaft, erfordert nicht nur einen Rückblick auf vergangene Leistungen und Ergebnisse, sondern auch je bisweilen ebenso irgend eine Darstellung, wodurch das Ziel, dem sie entgegenstrebt, lebendiger wieder vor das Auge tritt, und der Maaßstab angedeutet wird, woran sie selbst ihre Lebensäußerungen zu messen pflegt.

Unsere Gesellschaft nennt sich im Allgemeinen die deutsche Gesellschaft, im Besondern die Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Damit ist ihr Wesen und Zweck hinreichend ausgesprochen. Sie hat ihr innerstes Leben in der Erforschung deutscher Art, deutschen Wesens und ihren höchsten Zweck darin, daß

sie immer mehr und mehr die deutsche Volksthümlichkeit sich zum Bewußtsein und zur Darstellung bringe. So darf denn von ihr billig Nichts als völlig fremd zurückgewiesen werden, was entweder rein aus deutschen Lebenskeimen hervorgewachsen ist oder doch deutsches Gepräge erhalten hat, von welchem Gebiete aus es ihrer Kenntnißnahme dargeboten werden mag. Auch ist dies thatsächlich nie geschehen. Ganz unmöglich freilich würde es einer Gesellschaft, wie der unsrigen, sein, allen Richtungen, in die das deutsche Leben sich ergossen, und allen Gestaltungen, die es angenommen oder umgebildet hat, auf dem Wege selbstständiger Erforschung gleichmäßig nachzugehen, wie das zu Tage liegt. Auch ist dies zum Glücke nicht nöthig, und würde, wäre es möglich, kaum ersprießlich sein. Des Menschengeistes wunderbarste Schöpfung, gefügigstes Werkzeug und klarster Spiegel ist die Sprache, und des Volksgeistes eigenthümliche Schöpfung, Werkzeug und Spiegel die besondere Sprache seines Volkes; und kaum möchte eine eigenthümliche Gestaltung des Lebens eines gebildeten Volkes gefunden werden, welche sich nicht in seinem Schriftenthum angedeutet, erklärt oder dargestellt fände. So spiegelt z. B. in der griechischen Sprache sich ab der Geist eines Volkes, das herrlich begabt nach den beiden Seiten des natürlichen Lebens, innerlich beweglich, nach dem Gesetze der Schönheit hin sich ausbildete und in ihm sich befriedigt fand, so erscheint die lateinische Sprache als Sprache eines königlichen Volks der Herrschaft und der Gesetze; und wer möchte leugnen, daß erst durch das Schriftenthum dieser Völker alle andern Denkmäler ihres volksthümlichen Schaffens und Seins Athem, Leben, volles Verständniß gewinnen, so wahr auch, schwiege Schrift und Geschichte von ihnen, das Wort Schillers bleibt:

„Tausend Steine könnten redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.“

So wesentlich gehört ein Volk mit seiner Sprache und seinem Schriftenthum zusammen, daß, sobald ihm Beides anfängt unverständlich und als etwas Fremdes entgegen zu treten, es aufhört selbstständig mitzuarbeiten an der Entwicklung des Menschengeschlechtes und ausgestrichen wird aus dem Rathe der Völker. Volle Erkenntniß aber des Gewordenen giebt es nicht ohne die Anschauung des Werdens; und, welches die wahre Eigenthümlichkeit eines Volkes ist, was in ihm aus gesunden Keimen hervorgegangen, wie es

in irgend einem gegenwärtigen Zustande zu seinem Urbilde sich verhält, kann nur durch sorgfältiges Eingehen in die Entwicklung desselben erkannt werden. Soll daher unsre Gesellschaft nicht an ihrem innern Leben kranken, so muß sie stets Männer in ihrer Mitte haben, welche dem Entwicklungsgange unserer Sprache und unseres Schriftenthums selbstständig nachforschen und die gefundenen Schätze zugänglich machen. Besonders hervorzuheben ist hiebei der dichterische Theil unseres Schriftenthums, und in ihm das, was der Volksdichtung angehört. Denn, wie es ja vornämlich dem Dichter gegeben ist für die Lebensräthsel das lösende Wort zu finden und die zartesten wie die mächtigsten Saiten seines innersten Wesens auch andern verständlich erbeben zu lassen, so ist es dem dichtenden Volksgeiste verliehen, das Urbild, auf welches ein Volk durch einen höheren, mächtigen aber dunklen Zug sich hingetrieben fühlt, in Bildern und Tönen lebendig, wie mit einem Zauberschlage, hinzustellen, oder ringend in immer deutlichern Bildern und immer volleren Tönen zum Bewußtsein zu bringen. Darauf beruhte ja, um ein Einzelnes hervorzuheben, die mächtige Wirkung, welche das Nibelungenlied in der neuesten Zeit, zur Zeit der Befreiungskriege, welche dem wiedererwachten deutschen Volksgeiste Entstehung, Kraft und Erfolg verdankten, auf alle edlere Söhne des deutschen Vaterlandes ausübte. Es brachte heimatliche Klänge, Bilder aus der Heimat, Grüße vom Vaterhause; es zauberte herauf die Erinnerung gleichsam einer alten längst vergessenen Zeit, die aber zum Verständniß brachte, was in der tiefsten Seele geruht hatte. So kommt unter anderen auch, was mir noch nicht genug betont zu sein scheint, durch Inhalt und Art dieses Liedes, wie fast nirgend sonst, der Grundzug des deutschen Gemüthes nach der christlichen Offenbarung hin in seiner Vorbedingung zur Anschauung. Diese ist das lebendige Bewußtsein von der Herrlichkeit der Welt, daß sie vergeht, wie des Grases Blume, bei aller Freude an ihr und allem frischen Leben in ihr; wie es sich gleich im Eingange des Liedes ankündigt, in Ahnungsworten durch das ganze Lied hindurchtönt und endlich in den Schlußworten auf das deutlichste sich darlegt.

Aber so wichtig für unsere Gesellschaft es ist, daß die Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Sprache nie ganz aufhöre in ihr, so sehr würde sie was ihr Noth thut verkennen, wollte sie nur solche Männer in sich aufnehmen, welche in

dieser Art der Thätigkeit sich bewährt haben. Wenn ein Gewordenes nicht ganz zu verstehen ist ohne die Beobachtung des Werdens, so umgekehrt zeigt sich der Keime Lebenstrieb, Art und Fülle untrüglich erst in ihrer höchsten Entfaltung. Jeder, welcher deutscher Bildung theilhaftig ist und befähigt und gewillt von irgend einer auch gegenwärtigen Gestaltung deutschen Geistes und deutschen Lebens auf irgend einem Gebiete Zeugniß zu geben, muß ihr höchst willkommen sein, damit gegenseitige Ergänzung und Bestimmung, damit die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Lebens nicht fehle. Aber auch der muß meines Erachtens zugelassen werden, der sich erquicken will an der Luft, die hier weht, der Anregung in der Erholung suchend lebhaft zu der süßen Gewohnheit unseres Lebens sich hingezogen fühlt, wenn gleich zu eignen Mittheilungen ihm zunächst Zeit und Galegenheit fehlen; auch ist es immer so geschehen.

Vielleicht aber möchte gefragt werden, ob die deutsche Gesellschaft wirklich keinen andern Zweck verfolge, als den, daß sie immermehr des eigenthümlich deutschen Lebens in seinen Gestaltungen sich bewußt werde. Es erscheint ein deutsches Jahrbuch, es ist von der Gesellschaft eine Verdeutschung der im Heerwesen gebräuchlichen Fremdwörter ausgegangen und zuerst der zu Frankfurt tagenden Volksvertretung und dann unserm Könige zur Benutzung und Einführung wo möglich, dargeboten werden. Die Herausgabe des Jahrbuches aber kann nimmer Zweck der Gesellschaft sein; auch hat diese lange ohne ein solches bestanden. Es legt nur Zeugniß ab von der Thätigkeit der Gesellschaft, indem es solche Mittheilungen, welche in ihren Zusammenkünften ihrem Zwecke dienten, die aber einer allgemeinern Theilnahme werth zu sein scheinen, zugänglich macht; auch bietet es andere Arbeiten, welche wegen ihrer Ausdehnung oder ihres Inhaltes für einen mündlichen Vortrag sich nicht wohl eignen, auf diese Weise den Gliedern der Gesellschaft selbst dar. Was aber die Verdeutschung und das Bestreben betrifft, die Fremdwörter aus einem großen Kreise zu verbannen und in ihm wiederum der Muttersprache das ihr gebührende Recht zu verschaffen, so kann man jener Verdeutschung sich freuen, wenn sie, wie eine reife Frucht, von selbst von unserm Lebensbaume sich löst, oder in so fern das Verdeutschen — ein Schaffen aus dem Geist der Sprache — an sich dem angegebenen höchsten Zwecke dient: aber Zweck der Gesellschaft als solcher können dergleichen einzelne, auf sichtbare Erfolge hinar-

beitende Zwecke nicht sein; sonst würde ein unerfreuliches Drängen nach immer neuen Zielen und neuen Arbeiten entstehen, da hienge Sicherheit und Freudigkeit des Lebens von äußern Erfolgen ab, die gar nicht in unsere Hand gegeben sind, es selbst würde auf jeden Fall aus seiner Bahn getrieben, und als Zweck würde gesetzt, was nur von selbst sich darbietende einzelne Erfolge sein dürfen. Die Sprachgesellschaften im 17ten Jahrhundert bieten in dieser Beziehung ein warnendes Beispiel. Sie verliefen sich in Aeußerlichkeiten, weil sie einzelne Zwecke sich setzten. Niemand wird deshalb zweifelnd nach dem Nutzen unserer Gesellschaft fragen. Wo irgend gesundes Leben gepflegt wird, da können die erfreuenden und nützenden Früchte nicht ausbleiben.

Diese Ansichten vom Wesen und Zweck unserer Gesellschaft entsprechen den Einrichtungen und Ordnungen derselben vollkommen. Zuerst ist deutlich, daß eine Gesellschaft, die so neidlos ihre Schranken eröffnet ohne irgend ein Versprechen abzunehmen oder Verpflichtungen aufzulegen, in der mehr oder minder zufälligen Stimmung der jedesmaligen Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht die Gewähr hat, daß sie in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit fortbestehen werde. Es gab eine Zeit, wo auch unter uns die Wogen hoch giengen und das Alte hinwegzuschwemmen drohten, damit Neues, natürlich Besseres, aufgebaut werden könne. Da mußte man hören, mehr thäte es Noth in unserem Kreise über die Handelsverhältnisse des nordamerikanischen Freistaates, als über die kümmerlichen deutschen Lebensgestaltungen in der Wüste des Mittelalters sich zu belehren. Zur Erhaltung unserer Gesellschaft in ihrem wesentlichen Bestande diente damals und soll dienen ein engerer Kreis von Männern, der sich aus dem weitern Kreise ergänzt. Von aller Einseitigkeit fern und auch hierin ein Bild der ganzen Gesellschaft handhabt er im Allgemeinen die bestimmte äußere Ordnung, insbesondere aber liegt ihm ob dafür zu sorgen, daß es der Gesellschaft nie an den Bedingungen ihres eignen Lebens fehle, daß sie nie aufhöre eine Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, eine deutsche Gesellschaft zu sein. Er übernimmt demnach Last und Pflicht, während das Recht durch Aufnahme neuer Mitglieder, durch Nehmen und Geben unsern höchsten Zweck zu fördern ein völlig

gemeinsames ist. Diese Einrichtung hat sowohl in lauen als in wild aufgeregten Zeiten sich bewährt; ihr verdanken wir das Bestehen eine Reihe von bereits 35 Jahren hindurch, ihr die Feier des heutigen fröhlichen Stiftungsfestes, ohne sie wären störende Neuerungen, Versuche, Spaltungen kaum zu vermeiden, auf jeden Fall würde uns die schöne Sicherheit und die heitere Ruhe des Lebens fehlen, deren wir bedürfen. Die Arbeit, das Mittheilen und Empfangen, fällt naturgemäß in die monatlichen allgemeinen Versammlungen, und wenn wir diese mit einem heitern Male schließen, so zeigen wir damit nur, daß wir nicht bloß Verständnis haben der deutschen Art, sondern auch selbst nicht aus der Art geschlagen sind. Denn so sehr es dem Deutschen eigenthümlich ist, in den großen, schönen oder heitern Gestaltungen des diesseitigen Lebens, in irgend erhöhtem Sinnengenusse an sich Befriedigung nicht zu suchen, noch zu finden, da dies Alles dahinschwindet und vergeht, eben so eigenthümlich ist es ihm, daß er, des Bleibenden im Wechsel sich bewußt, rückhaltlos von ganzem Herzen an diesen Gestaltungen und Genüssen und in ihnen sich erfreut. Darum konnte Luther, wie er es war und blieb, so unbedingt ein Mann des deutschen Volkes werden, weil er — Mensch in vollem Sinne — ein kräftiger, lebensvoller Mann, weder der heitern sinnlichen Freude sich entzog, noch den menschlichen Schmerz zurückhielt. Auch hierin war Luther ein Gegenbild von Calvin, welcher der Sinnlichkeit fast gar kein Recht und keinen Einfluß über sich einräumte, nnd daher nie eigentlich ein Mann des deutschen Volkes war und sein konnte.

Es bleibt nun noch eine Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens zu erwähnen. Wie der einzelne Mensch, so bedarf jede lebensvolle Gemeinschaft solcher den gewöhnlichen Wechsel der Arbeit und des Genusses unterbrechender wiederkehrender Zeiten, in welchen sie entweder mit Dank zurückblickend des Erreichten sich freut und vom Erreichten vorwärts dem Ziel entgegen das Auge wendet, oder erhöhte Lebensthätigkeit gewinnt durch den begeisternden Hinblick auf ein Ereignis, eine Zeit, einen Menschen, an welchen auf irgend eine Weise herrlich zur Erscheinung gelangte, was der Mittelpunkt ist ihres Strebens und der Bewegung in ihr. Das sind Zeiten, von denen aus Licht und Wärme auf die übrigen sich vertheilt, Zeiten, die auch äußerlich vor den gewöhnlichen ausgezeichnet werden müssen, Festzeiten, Feiertage. Solche Zeiten hat auch die deutsche Ge-

sellschaft nach den beiden angegebenen Richtungen hin in ihrem Stiftungsfest und ihrem Göthefest. Beide sind ausgezeichnet, nicht nur durch das dem Gegenstande der Feier gewidmete Wort und reichere Genüsse, sondern auch durch die Gegenwart und freundliche Theilnahme edler Frauen und Jungfrauen. Diese sind der nothwendigste Schmuck unserer Feste, die ohne sie trüber und beraubt des natürlichen Ausdrucks dessen, was sie erfüllen soll, verlaufen würden. Wo deutsches Leben und deutsche Begeisterung ist, da ist auf der einen Seite Wirkung auf der andern Huldigung der Frauen. Davon zeugen vaterländische Geschichte und Dichtung bis auf die letzten verworrenen Zeiten herab. Ja, wahrlich, kein ächter, begünstigter Sohn unseres Volkes, mag er einsamer am Abend seines Lebens stehn, oder mag ihm aus den leuchtenden Augen des um ihn aufwachsenden Geschlechtes seine eigene Kindheit und Jugend wiederstralen, kein deutscher Mann kann des Besten, was er ist und hat, sich bewußt werden, ohne in dankbarer Verehrung anzuerkennen und zu preisen, wie weiblicher Einfluß und weibliche Mächte ihn gebildet und reich gemacht, von dem ersten Blicke an, womit die Mutterliebe ihn segnete, hindurch durch die Zeit, in welcher er, wie einst sein Volk, das Urbild der Schönheit und Güte zur Königin des Himmels erhob, nur daß der Himmel sein Herz war. — Und Göthe? — an dem wir nach so vielen Seiten hin die reichste Entfaltung des Geistes bewundern, der uns hier zusammenführt und zusammenhält, der es sich bewußt war, wie irgend Jemand, daß Einflüsse edler Weiblichkeit von Anbeginn seiner schaffenden Thätigkeit das schöne Maaß gegeben und die herrlichsten Keime in ihm zur Blüte entfaltet haben, so daß er noch als Greis das Wort sprach in überschwänglicher Weise: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan —" können wir würdig sein Fest feiern ohne die erfreuende Theilnahme derer, die er mit den edelsten Umrissen gezeichnet, mit seinen seelenvollsten Tönen gefeiert hat? Können seine ewigen Lieder tiefer und lebendiger uns in die Seele dringen, als getragen von den Tönen weiblichen Gesanges?

Doch ich schließe mit dem bittenden Wunsche: Möge unter uns immer reichlicher aus den Schätzen deutscher Art und Kunst Altes und Neues mitgetheilt, immer frischer gegeben, immer fröhlicher genommen werden. Mögen auch in Zukunft zu unsern Festen edle Frauen und Jungfrauen gern herzutreten, duftende Blüten in unsern Ehrenkränzen, unserer Festfreude milde Lebensspenderinnen.

Kläden.

XIX.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Verzeichnis der in den Versammlungen vorgelegten Werke Deutscher Litteratur und Alterthumskunde.

Vom Juli 1848 bis October 1850.

Im Juli 1848 las Prof. v. d. Hagen Bruchstücke aus seiner Abhandlung über die Schwanensage (gedr. aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1848). Dr. Holzapfel theilte im Namen des aus den Mitgliedern ernannten Ausschusses einige Vorschläge zur Verdeutschung der im Heerwesen jetzt vorkommenden Fremdwörter mit, woran sich eine längere allgemeine Besprechung knüpfte*). Aehnliche Vorschläge wurden in der Versammlung im August für die Abfassung des Bürgerwehrgesetzes gemacht. — Im September gab Prof. Maßmann einen Bericht über das Gothische Wörterbuch von Schulze, namentlich auch über die Vorrede dazu von Jac. Grimm, in welcher unter Anderm manche Vermuthungen über Pflanzennamen im Dioscorides, die Gothischen Ursprungs sind, gegeben werden. Ferner besprach derselbe den vor kurzem erschienenen siebenten Band der Dichtungen des Deutschen Mittelalters, herausgeg. von Fr. Pfeiffer, und fügte hinzu, daß die

*) Man vergleiche über die Ergebnisse dieser und mehrerer Besprechungen in den folgenden Monatsversammlungen: den letzten Aufsatz im achten Bande des Jahrbuchs S. 392 „Fremdwörter im Heerwesen;" den neunten Aufsatz des gegenwärtigen Bandes: „Fremdwörter im deutschen Heerwesen," und die besonders herausgegebene kleine Schrift: Benennungen im deutschen Heerwesen. Verdeutschungsvorschläge der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache. Herausgegeben von R. Holzapfel. Berlin 1850. 8.

ganze Erzählung: Mai und Beaflur, mit dem Enenkel übereinstimme. Zuletzt berichtete er über seine Ausgabe der Kaiserchronik. Director Odebrecht theilte aus einem Aufsatze des Nieder-Lausitzischen Magazins, einen Codex epistolaris betreffend, mit, daß in demselben die Margaretha Maultasche Chriemhilde genannt werde, woraus also eine Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede in jener Zeit hervorgehe. — Die Sitzung im October wurde mit Besprechung der Uebertragung der fremden Ausdrücke des Heerwesens ausgefüllt. — In der Decembersitzung las Dtr. Odebrecht einiges wenig Bekannte, theilweise auf unsere Zeit Anwendbare, aus dem zweiten Bande des deutschen Museums vor: die Ankündigung der Schillerschen Thalia; eine Abhandlung von C. F. Klein über den Nutzen der Gewalt und des Zwanges in Bezug auf Gesetzgebung; Beiträge zum Stadt- und Land-Recht; Schilderung des Wieners, in Katechismusform; Gedichte von Moses Kuh.

1849.

Zu Beamten waren für dieses Jahr gewählt: Director August zum Ordner, Prof. Maßmann zum stellvertretenden Ordner, Dr. Lütcke zum Schreiber und Buchwart; Stadtrath Klein zum Schaffner. In der Januarversammlung stellte Dr. Holzapfel den Antrag, ebenso wie unser Heerwesen, so auch das Gerichtswesen von den vielen fremden Ausdrücken zu säubern. Die Gesellschaft ernannte zu diesem Zweck einen engeren Ausschuß und beschloß, auch Juristen, die nicht ihre Mitglieder wären, zur Unterstützung bei diesen Bestrebungen heranzuziehen. Schließlich las Dir. Odebrecht noch aus dem deutschen Museum eine Rede vor, die Göthe im Jahre 1784 als Vorstand des Bergamtes in Ilmenau gehalten hatte*). — Im Februar wurden mehrere Verdeutschungen von fremden Ausdrücken im Gerichtswesen vom Dr. Holzapfel vorgelegt und von den Anwesenden besprochen. Diese Besprechungen wurden auch in den nächsten Versammlungen im März und April fortgesetzt; außerdem wurde ein Schreiben an Se. Maj. den König entworfen, welches den Zweck hatte, denselben mit diesen Bestrebungen der Gesellschaft bekannt und geneigt zu machen, ihnen so viel wie möglich Eingang in das bürgerliche Leben zu verschaffen. —

*) In Goethe's Werken Ausgabe in Fol. Bd. II, Thl. 2, S. 634.

In der Sitzung des Mai las der als Gast anwesende Oberlehrer Rührmund den Aufsatz über Wolframs von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, welcher in diesem Bande unter Nr. II. abgedruckt ist. — Im Juni las der Ordner die königliche Antwort auf die Zuschrift bei Darreichung der Sammlung verdeutschter Kriegsausdrücke vor. In Folge eines von Außerhalb eingesandten Aufsatzes machte Prof. Maßmann den Antrag, alles zum Druck für das Jahrbuch Gebotene von einer Art Ausschuß der Gesellschaft durchsehen und das zum Abdruck sich Eignende bestimmen zu lassen. Man ging hierauf ein und übertrug dem Prof. v. d. Hagen, als Herausgeber, mit den Herren Maßmann und Kläden diese Beurtheilung. — Ueber die Berlinische Göthefeier im August, welche, von unsrer Gesellschaft ausgehend, auch vornämlich durch sie ausgeführt wurde (vgl. oben S. 279), wurde in der Septembersitzung von dem Dr. Holzapfel Bericht erstattet, namentlich ging der Berichterstatter die verschiedenen Festlichkeiten im Schauspielhause, in der Singakademie, in den Gymnasien und im Milenzschen Saale, letztere am ausführlichsten, durch*). Darauf berichteten Prof. Zelle, und Prof. Koch als Augen- und Ohren-Zeugen ausführlich über die Göthefeier in Weimar. — Im Oktober lasen Prof. Maßmann und Dir. Kannegießer über den Abdruck der Vorauer Handschrift, namentlich besprach der Letztere das Gedicht von Alexander vom Pfaffen Lamprecht, besonders in Hinsicht auf den Sprachgebrauch und gab eine Probe von seiner Uebersetzung dieses Gedichts. Justizrath Straß theilte ein Stück aus dem ersten Akte seines Drama's Hermann mit. Prof. Müller knüpfte an eine von ihm vor kurzem herausgegebene Schrift (Die Kiffhäuser-Sage. Berlin bei Decker. 1849. 8.) einige Bemerkungen über den Namen Kiffhäuser, als Kriegs- oder Schutz-Haus, sowie über die Bedeutung der Hohenstaufen für Deutschland, namentlich, daß in ihnen das rein menschliche Princip dem römischen, papistischen unterliegt. — In der Novembersitzung berichtete Prof. Maßmann über einen vom Dr. Förstemann aus Danzig eingesandten Aufsatz: „Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen," welcher sich in diesem 9. Bande des Jahrbuches

*) Vgl. Die Göthefeier zu Berlin im Jahre 1849. Bericht, Gedichte, Festreden, Trinksprüche von August, Bartsch, v. d. Hagen, A. v. Humboldt, Kannegießer, Kopisch u. A. Berlin 1849. gr. 8. (48 S.)

unter Nr. III. abgedruckt findet. — In der Wahlversammlung im December trug Prof. Maßmann einen Brief vom Prof. Pfeifer vor, in dem über einige Pergamentblätter, welche Lieder von Dichtern der Manesseschen Sammlung enthalten, gesprochen wird; dieselben wurden zum Abdruck für das Jahrbuch übergeben, und befinden sich oben unter Nr. I. Die darauf folgende Wahl ergab für das nächste Jahr als Ordner den Pred. Kläden, als stellvertretenden Ordner Schulvorsteher Schmidt, als Schreiber Oberlehrer Dr. Lütcke und als Schaffner Stadtrath Klein.

1 8 5 0.

Am 17ten Januar feierte die Gesellschaft herkömmlicher Weise öffentlich ihr Stiftungsfest, an welchem zuerst der vorjährige Ordner, Dir. August, die Thätigkeit und Erlebnisse der Gesellschaft während der trüben Zeit der beiden verflossenen Jahre schilderte, wobei als Lichtpunkt die vorzugsweise von dieser Gesellschaft angeregte und in das Leben gerufene großartige Göthefeier am 29. August des Jahres 1849 besprochen und auf die dauernde Stiftung einer Akademie zum Andenken Göthe's, die sich besonders mit Gegenständen der Kunst beschäftigen solle, hingewiesen wurde. Darauf sprach der neu gewählte Ordner, Pred. Kläden, in seiner Antrittsrede von den Zwecken, welche eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu verfolgen, welche Klippen sie zu vermeiden habe, wenn sie von dauerndem Einflusse sein wolle. Diese Rede ist oben unter Nr. XVIII abgedruckt. Zuletzt sprach Prof. Maßmann von den tiefsinnigen Sagen, welche die Umgegend Erfurts, namentlich aber der Kiffhauser von dem gebannten Kaiser Friedrich Barbarossa darbietet; er zeigte aber dann in einer reichen Ausführung, daß diese Sage durchaus nicht vereinzelt dastehe, vielmehr fast in allen Gauen Deutschlands, von Holstein bis zur Schweiz, der uralte Glaube beim Volke herrsche, daß in einem benachbarten Berge ein Kaiser gebannt sich aufhalte (bald ist es Friedrich I, bald Friedrich II, bald Karl der Große, ja sogar Karl V), der zu seiner Zeit wiederkommen, worauf in dem einigen Deutschlande ein neuer Morgen des Glanzes anbrechen werde. Alle diese Sagen führen aber noch weiter zurück bis in den fernen Heidenglauben, und da entspreche dem gebannten Kaiser der vor dem einbrechenden Christenthume gewi-

chene Wodan, daher die vielen Donnersberge (Wodansberg, Gudensberg)*).

In der Märzversammlung hielt ein Gast aus Ungarn, Hr. Haberärn, einen Vortrag über die Deutschen in der Zips, oder wie die Slaven umgekehrt den Namen aussprechen, Spiz. In jener Gegend sind der Oberländer, der Gründler (Thalbewohner) und der Magyare der Sprache nach durchaus von einander verschieden, Keiner versteht den Andern. Zur Zeit der Tataren-Einfälle gründete man den **lapis refugii**, dreizehn Städte halten zusammen und schließen ihre gegenseitige Abrechnung beim Bruderbier. Den Zipsern ist es noch Bedürfnis, in die Kirche zu gehen; die Predigt wird nachgeschrieben und zu Hause durchgegangen; die Bibel ist ein Hausvermächtnis, und man freut sich, sie vor den Jesuiten gerettet zu haben. Die Kinder singen noch den Anfang eines alten Liedes: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt;" das Uebrige des Liedes wissen sie aber nicht mehr. Die Mädchen gehn in die Kinderlehre bis sie Bräute werden; die Hochzeiten feiert man sehr großartig. Von eigenthümlichen Zipser Ausdrücken wurden angeführt: floßäugeln — Thränen vergießen; Grullen — Kartoffeln; Glaudur — Kopf; kaulig — kugelrund; küren — buttern; Kock — Eierschale; Schlitten — Schleppe; Tirpel Thürschwelle; Teutsch — große Hand; was hängst Du die Lauern — was bist Du traurig? — Im April las Prof. Maßmann den oben unter Nr. IV abgedruckten Aufsatz: Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König? — Im Mai hielt der Ordner, Pred. Kläden, den Vortrag über Simplicissimus von Chr. v. Grimmelshausen, welcher sich unter Nr. V dieses Bandes des Jahrbuches abgedruckt findet. Dr. Lütcke sprach über verschiedene Arten der Steigerung und Verstärkung deutscher Adjectiva durch Vorsetzung von anderen Wörtern, wobei drei Klassen solcher Zusammenstellungen angenommen wurden: 1) durch getrennte Vorsetzung eines steigernden Adverbs, z. B. hart, sehr, gewaltig, ungeheuer, niederträchtig, und viele andere zum Theil sehr mahlende; 2) unmittelbare Zusammensetzungen mit Substantiven (Stock, Stein, Blut, Grund, Erz,

*) Dieser Vortrag ist späterhin besonders abgedruckt worden unter dem Titel: Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Vortrag gehalten in der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1850. 8.

Kreuz u. A.); 3) durch doppelte Zusammensetzungen mit zwei oder drei steigernden Begriffen (splitterfaselnackt, mutterseeligallein, funkelnagelneu). Genauer besprochen wurde die letzte Klasse. — Prof. Maßmann machte Mittheilungen über bildliche Darstellungen auf einigen Kästchen, die einen gemeinsamen Gegenstand betreffen, nämlich die Stufen der Minne, versinnbildet durch einen Jüngling und eine Jungfrau, zu denen in einer Auffassung noch Frau Venus hinzukommt; er erwähnte namentlich drei solcher Kästchen, die sich zu Berlin (in der Kunstkammer), zu München und im Privatbesitz befinden; neben den Bildern sind Verse angebracht*). — In der Juniversammlung wurde von dem Ordner, Pred. Kläden, mitgetheilt, daß der Prof. Preuß ein Schreiben an die Gesellschaft gerichtet habe, in welcher er um den Nachweis bittet, wo sich folgende von dem Minister von Herzberg dem Könige Friedrich II als Beispiel sehr großer Geschmacklosigkeit damaliger deutscher Dichter angeführte Verse befänden:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee,
Ja das Eis wird endlich theuer
In der runden Casversee.

Der Vortragende wies diese Verse nach aus einem Lobgedichte Gottscheds auf Paul Flemming (Gottscheds Gedichte 1736. S. 221). Prof. Maßmann las, aus einem abweichenden Gesichtspunkte, über dasselbe Thema, wie im Mai Dr. Lücke, nämlich über die mehrfach zusammengesetzten deutschen Adjectiva, welche dadurch eine Steigerung des Begriffs erfahren. Bei Gelegenheit der Widmung eines Buches von Th. Thräme (Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Erster Th. H. 1. Dorpat 1850. 8.) an die Berl. Gesellschaft für deutsche Sprache, wurde ein Mitglied derselben, Dir. Fürbringer, zu einer genauen Beurtheilung des Buchs, um welche der Verf. gebeten hatte, im Namen der Gesellschaft ermächtigt. — Die Juliversammlung fiel, wie gewöhnlich, wegen Abwesenheit der meisten Mitglieder, aus. Im August feierte ein Vortrag des Prof. v. d. Hagen den Goethe-Tag. Dr. Kuhn theilte Einiges von der

*) Die beiden letzten Holz-Kästchen sind ausführlich beschrieben und all ihre Reime mitgetheilt durch Prof. v. d. Hagen in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1844; ebenso die erste, in Leder gepreßte Truhe des 14. Jahrhunderts, 1850.

Ausbeute mit, die er auf seiner diesjährigen Reise in Westfalen gewonnen, namentlich diejenigen Sagen und Gebräuche, welche er oben in dem Aufsatze Nr. VI. Schönaunken; Witte wiwer; Zwergsagen u. s. w. besprochen hat. — Im September gab Pred. Kläden weitere Mittheilungen über Simplicissimus, namentlich über die religiöse Richtung des Chr. v. Grimmelshausen: daß derselbe Katholik war, ist ausgemacht, und zwar sagt er selber, er erkenne die alte katholische Kirche an; die Erkenntnißquellen in der Religion seien die Bibel, die Schriften der Kirchenväter und die Tradition; dagegen sind ihm die Aussprüche der Päpste keineswegs unwidersprechliche Autoritäten, namentlich tadelt er die Bündnisse derselben mit Andersglaubenden; die Protestanten liegen ihm fern, dabei erkennt er aber jede sittliche Größe in ihnen als solche an, wie Gustav Adolf von Schweden; das Gespräch: „Simplicii angegebene Ursache, warumb er nicht katholisch werden wolle?" ist ohne Zweifel von ihm, der Inhalt beweist es, und das Fehlen der Autorität des Papstes spricht nach Obigem keineswegs dagegen, nur ist die Einkleidung der Vertheidigung des katholischen Glaubens etwas anders als sonst, auch ist die Schreibart nicht ganz so hervorstechend simplicianisch, aber das ist auch in mehreren kleinen Schriften von ihm der Fall. Darauf zeigte Prof. Maßmann ein mit Bildschnitzereien und Inschriften versehenes Horn vor, was ein Hirt bei Ratzeburg im J. 1794 gefunden hat und jetzt in der Universitätssammlung zu Kiel aufbewahrt wird; die Buchstaben sind sehr eigenthümlich gestaltete lateinische, deren manche wohl mehrerlei bedeuten, die Lesung und Deutung ist aber noch nicht gelungen. — In der Sitzung im October las Dr. Mahn über die Ableitung des Namens Preußen eine Abhandlung, die unter dem Titel: „Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Preußen von C. A. F. Mahn, Dr. Berlin 1850, bei dem Verfasser" besonders abgedruckt ist. Darauf berichtete Dir. Fürbringer über die Grammatik von Thräme; s. oben. Zuletzt las Prof. v. d. Hagen eine Rede in dem Modedeutsch des 19ten Jahrhunderts vor, welche oben unter Nr. XIV abgedruckt ist.

Vorgelegt wurden der Gesellschaft folgende Werke aus dem Gebiete der neuesten Litteratur und zwar vorzugsweise so weit sie die deutsche Sprache und Kunst betreffen, entweder als Geschenke ihrer Verfasser an die Bibliothek der Gesellschaft, oder als im

gegenseitigen Austausch mit anderen Gesellschaften ihr zufallend, oder bloß zur Kenntnisnahme ihrer Mitglieder:

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von Haupt. Bd. 7. Lpz. 1849. 8. — Philol. und hist. Abhandl. und Monatsberichte der Berliner Akad. d. Wissensch. 1848—50. Bülletin d. Münchener Akad. d. Wissensch. N. 1—33. (1848). Münchener gelehrte Anzeigen. 1849. Nr. 146—149. 152. (Recensionen von Maßmann über neue Ausgaben des Annoliedes). — Westfälische Provinzialblätter. Bd. 3. H. 3. 4. Minden 1845. 1846. — Histor. Skizze über Entstehung der Westfäl. Gesellsch. zur Beförderung vaterländ. Cultur. Von N. Meyer. Minden 1846. — Archiv für das Studium der neueren Sprachen von L. Herrig und H. Viehoff. Bd. 4, H. 2. Elberfeld 1848. — Berichte der deutschen Gesellsch. in Leipzig. 1847. 1848. — Neues Lausitzer Magazin. Bd. 24. 25. 26. Görlitz. 1847—1849. — Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 10. Würzb. 1849. — Vierzehnter Bericht der Schleßwig-Holstein-Lauenburger Gesellsch. für Alterthümer; herausg. von Möllenhof. — Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg. Bd. 2. H. 4. Altenb. 1848. — Siebenter Jahresbericht über den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften. Von Dr. Dähner. Zwickau 1848. — Archiv für Schweizerische Geschichte. Bd. 6. Zürich 1849. — Berlinische Blätter für deutsche Frauen. Herausgeg. von Fr. de la Motte Fouqué. 12 Bde. Berl. 1829. 1830. — Baltische Studien. Jahrg. 14, H. 1. Stettin 1850.

Gothisches Glossar von E. Schultze. Magdeb. 1848. gr. 4. **Det gotiske Sprogs Formlaere.** Von P. A. Münch. Christiania 1848. — **Sammenlignende Fremstilling af det danske, svenske og tydske Sprogs.** Von P. A. Munch. Christiania 1848. — **Det norske Folkesprogs Grammatik af Jvar Aasen.** Christ. 1848. Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Von Th. Thräme. Th. 1, H. 1. Dorpat 1850. — **Dictionnaire étymologique de la langue Wallonne par Ch. Grandgagnage.** Liège. 1847. — Hephästion oder Anfangsgründe der griech., röm. und deutschen Verskunst. 3te verb. Ausg. Von Fr. A. Gotthold. Königsb. 1848. — Ueber die Nachahmung der ital. und span. Versmaaße unserer Muttersprache. Von F. A. Gotthold. Königsb. 1847. — Die Klassifikation der Sprache dar-

gestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Von H. Steinthal. Berl. 1850.

Scriptores rerum Lusaticarum Vol. II. Görlitz 1839. 8. — Histor. topograph. Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen. Von G. Landau. H. 1. 2. Kassel 1848. 1849. — Gesch. der Städte Umstadt und Babenhausen. Von J. W. Ch. Steiner. Aschaffenb. 1827. — Gesch. und Alterhümer des Rodgaues im alten Maingau. Von Dems. Darmstadt 1833. — Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Von Dems. Darmst. 1834. — Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Von Dems. Darmst. 1841. — Ludwig I, Großherzog von Hessen und bei Rhein. Von Dems. Aschaffenb. 1842. — Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf und der Freiherren von Nordeck. Von Dems. Darmst. 1846. — Oberrheinische Chronik, älteste bis jetzt in deutscher Prosa, herausg. von Fr. Grieshaber. Rostock 1850. — Cäsarius von Heisterbach. Von Alex. Kaufmann. Cöln 1850. — Deutsch und Welsch, oder Weltkampf der Germanen und Romanen. Von H. F. Maßmann. München 1843. 4. — De quelques chroniques monastiques, par le Baron de Reiffenberg. — Godefroid de Bouillon, suite du chevalier au cygne, avec des recherches sur la première croisade; par le B. de Reiffenberg Bruxelles. 1848. gr. 4. — Philippe II et la Belgique, resumé politique de l'histoire de la révolution Belge du XVI[me] siècle. Par Borgnet. Liège 1849. 4. — Zur Geschichte Castiliens, aus der Chronik des Alonso de Palencia. Herausgegeben von W. L. Holland. Stuttg. und Tübingen 1850. — Skandinaviens Hällristningar, arkeologisk Afhandling af Axel Halmberg. H. 2. Gothenburg 1848. Fol. — Grabmäler Irmengards und Rudolfs VI. von Baden im Kloster Lichtenthal. Von Grieshaber. — Die Gräber der Liven. Von J. K. Bähr. Dresden 1850. Fol. — Puttrichs Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Bd. 2, Lief. 8. 9. Fol. — Geschichte der Gothischen Baukunst von G. G. Kallenbach. H. 1. 1849. Fol. — Ueber einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin. Ein Vortrag von Piper. Berl. 1846. — Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. Ein Beitrag zur Spruchpoesie von J. v. Radowitz. Stuttgart und Tübingen 1850. — Der Ursprung der Katzenmusiken. Von G. Philipps. Freiburg 1849. — Scheible's Klo-

ster. 1845—48. Zelle. Stuttg. 1849. — Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange dargestellt von Dr. F. Strauß. Berlin 1850. — Göthe in Berlin. (Von Teichmann). Berl. 1849. — Ueber die ethische und relig. Bedeutung der neueren romantischen Poesie. Von Jos. Freih. von Eichendorf. Leipzig 1847. — Geschichte des deutschen Sprachstudiums seit der Reformation. Von Th. Thräme. Reval 1848. — Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Mit Wörterb. und einem Grundriß zur gothischen Buchstaben- und Flexionslehre Von K. A. Hahn. Heidelb. 1849. — Programm der Universität Kiel. 1847. 4. — Réponse de Mr. Libri au rapport de Mr. Baudy Londres 1848. — Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Von J. Gräße. Dresden 1850. 4. — Germaniens Völkerstimme. Herausgeg. von J. M. Firmenich. Bd. 2, Lief. 4—6. Berl. 1849. — Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Lpzg. 1848. — Das deutsche Räthselbuch von K. Simrock. Frankfurt 1850. — Norwegische Volksmärchen gesammelt von Osbjörnsen und Moe. Deutsch von Bresemann. Berlin 1847. — Svenska folksböcker, af Bäckströn. Bd. 2. 1847. — Speculum regale: Konge speilet. Christiania. 1848. — Alexanders Saga; af I. R. Unger. Christ. 1848. — Fagrskinna, kortfattet norsk konge Saga etc. udgivet af Munch og Unger. Christ. 1847. — Olafs Saga hins helga, af Keyser og Unger. Christ. — Afzelius, Afsked af Svenska Folksharpan. Stockh. 1848. — Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 7 (Mai und Beaflor). Herausgeg. von Fr. Pfeiffer. Lpzg. 1848. — Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt von Ferd. Bäßler. H. 1: Der gute Gerhard; H. 2: Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen: Zwerg Laurin; der arme Heinrich; Kaiser Otto mit dem Barte. Berl. 1849. gr. 16. — Ueber eine Episode im Parcival. Progr. von Rührmund. — Lieder Heinrichs, Grafen von Würtemberg. Herausgeg. von Holland und Kelter. — Verzeichnis der in Tübingen promovirten Doctoren; nebst einer Probe von Walthers von Rheinau Marienleben, herausgeg. von Dr. H. A. Keller. — Der Heiland (Heliand) übers. von K. L. Kannegießer. Berl. 1847. — Der Soester Daniel oder das Spott-

gedicht Gerhard Haverlands. Von L. F. v. Smitz. Soest 1848. — Die Kaiserchronik, herausgeg. von Maßmann. 2 Bde. Lpzg. 1849. — Deutsche Volksbücher, herausgeg. von O. L. B. Wolff. Nr. 49. 50. Lpzg. 1849. — Friedrichs und Berta's Tod. In 10 Romanzen. Von Fr. Zander. Königsberg 1848. 16. — Elf Bücher deutscher Dichtung. Von K. Gödeke. 2 Abtheilungen. Lpzg. 1849. — Deutsche Gedichte des 11ten und 12ten Jahrhunderts (die Vorauer Handschrift); herausgeg. von Jos. Diemer. Wien 1849. — Der Pfaff von Kalenberg. Von An. Grün. Lpzg. 1850. — Lieder Guillems IX, herausgeg. von Ad. Keller. — **Four old plays. Cambridge. 1848.**

Festversammlung am 14. November.

In der Einleitungsrede setzte der Ordner die Bedeutung der auf diesen Tag verlegten Feier auseinander: Eigentlich sei sie Schiller gewidmet, dessen Geburtstag um diese Zeit falle (10te oder 11te November), wie aber Schiller und Göthe einander ergänzen, so werde auch Göthes Andenken zugleich gefeiert, besonders da die diesjährige Göthefeier ausgefallen sei; Luthers Geburtstag aber mahne zugleich, auch das Andenken des großen Reformators zu erneuern, da er die Grundlage der neueren deutschen Litteratur sei; endlich sei der 14te November der Sterbetag Jean Pauls und Leibnitzens, der ächten Förderer des deutschen Geistes und der deutschen Sprache. Darauf sprachen folgende Festredner: 1) Obristlieutenant von Rebenstock sprach in einem längern Gedichte eine Würdigung Schillers nach allen Seiten seiner reichen Thätigkeit aus. 2) Professor Maßmann entwickelte die Eigenthümlichkeit Schillers und Göthes, ihre Einwirkungen auf einander, ihre beiderseitigen Einwirkungen auf die Zeitgenossen und die der Zeitgenossen und Zeitumstände auf sie, namentlich aber ihr Verhältnis zu den Frauen. Die Frauen götheſcher Dichtungen und aus Göthes Leben sind schon oft geschildert worden, die schillerschen treten nicht so hervor, namentlich Schillers Mutter, die aber auch von unverkennbarem Einfluß auf Schiller gewesen ist: sie liebte die Natur, las gern Lebensbeschreibungen und

die Werke der Dichter ihrer Zeit, so wie sie auch selber dichtete, namentlich ist ein Gedicht zum Geburtstage ihres Gatten bekannt geworden; auch liebte sie die Musik, und spielte selber die Harfe. So wie Schiller und Göthe in ihrer Liebe zu den Frauen einander gerade entgegengesetzt waren, so unterscheiden sich auch die schillerschen Frauengestalten von den götheschen weit. Schiller war zu vielen Liebschaften zu ernst, die Schilderung seiner Liebe ist rein ideell; so sind seine Gedichte an Laura zum Theil höchst sinnlich, jene Laura aber, eine Hauptmannswittwe, war eine ganz gute, aber höchst gewöhnliche Frau; Schiller lebte gleichsam erst neu auf, als er sich verheirathet hatte. Nie konnte er solche Liebeslieder dichten wie Göthe, der alle seine Schilderungen auch selbst durchgelebt hatte, dem überhaupt das Leben stets zu seinem Dichten dienen mußte, der von aller Formelfessel sich fern hielt, und dem daher auch der Ausdruck der positiven Religion nicht gelang, obgleich er die Religion tief im Innern besaß. So wie Göthe den ungeheuersten Einfluß auf seine Zeitgenossen durch Götz von Berlichingen und noch mehr durch den Werther ausgeübt hatte, eben so hatte Schiller tief auf seine Zeitgenossen eingewirkt durch die Räuber. Von diesem Einflusse zeugt z. B. die phantastische Todtenfeier Schillers durch den dänisch-deutschen Dichter Jens Baggesen in Hellebeck, sechstehalb Meilen nördlich von Kopenhagen, als sich im Jahre 1791 die falsche Nachricht von Schillers Tode verbreitet hatte.*) Von der Ein- und Nachwirkung der Räuberperiode, einer wunderbaren Verquickung von Natur und Unnatur, wurde Deutschland eigentlich erst 1813 befreit, als Körners Einwirkung begann. Die Näherung zwischen Göthe und Schiller geschah 1790, obgleich Beide sich noch vielfältig gegenüber standen. Göthe hatte seine Sturm- und Drang-Periode völlig abgestreift durch die Italiänische Reise, daher waren ihm Schillers Räuber sehr zuwider und ihr großer Einfluß schien ihm bedenklich; Don Carlos sagte ihm auch noch nicht zu, daher mied er Schiller immer noch; erst seit 1794 war er untrennbar von ihm, und sein Tod 1805 erschütterte ihn aufs tiefste. In dieser Periode von Schillers Leben finden wir die Balladen, die Glocke, die ausgebildeteren Dramen, alle Werke folgten sich in wunderbarer Schnelle. Die Werke aller Perioden aber durchdringt, wie Göthe sagt, die

*) Vgl. Schillers Leben von G. Schwab S. 441.

Idee der Freiheit, nur jedesmal in einer andern Gestalt. Je später, desto mehr drang Schiller in sein eigenes Innere. Der letzten Periode gehören auch viele kleinere Gedichte über die Frauen an; so das: Ehret die Frauen! Das weibliche Ideal; die Macht des Weibes. Diese Gedichte verglich der Leser mit Götheschen derselben Periode. In dem Liede von der Glocke spiegelt sich Schillers ganzer Seelenadel, namentlich auch in der Ansicht von der Liebe in allen Lebensaltern. — 3) Prof. v. d. Hagen gab eine Erinnerung an Jean Paul, an seinem Todestage. Bei ihm zieht sich der Gedanke an den Tod durch das ganze Leben und durch alle Werke; aus Altgermanischem in Mythos und Epos vorgebildetem Grundzuge der Todesverachtung und Todesbesiegung durch unsterbliches Leben: was die Germanen vor Allen zum Christenthum bestimmte; sowie der Tod noch ihr höchstes Leben nicht trübt, und selbst in Schillers Lied an die Freude erscheint. Jean Pauls Sentimentalität und Humor, als Klage und Erhebung über das Vergängliche, beruht hierauf wie bei dem Verfasser der empfindsamen Reise und des Tristram Shandy. Eigenthümlich ist ihm die Ueberschwänglichkeit beider; die tiefe Gemüthlichkeit des kleinen armutseligen Lebens; die scheinbare Formlosigkeit der durchgängigen Prosa (namentlich seine Streckverse, die der Leser den indischen Sloken verglich); das Umsichgreifen in alle Wissenschaften; die kühnsten Ideenverbindungen. Diese Verwandtschaft mit orientalischer, namentlich persischer und indischer Darstellungsweise hebt am meisten Göthe hervor in einer Anmerkung im westöstlichen Divan, überschrieben: Vergleichung. Göthe würdigt ihn in dieser Hinsicht vollkommen, obgleich ihm diese Erscheinung sehr fremdartig war, besonders eben wegen des durchgreifenden Todesgedankens. Umgekehrt hielt Jean Paul nicht so viel auf Göthe, wie auf Herder, der sein Ideal war (namentlich im Hesperus). Der Leser schilderte den großen Einfluß, welchen die einzelnen Werke Jean Pauls, namentlich in der Gestalt ihrer ersten Ausgaben, auf ihn selbst gehabt haben. Jean Paul ist der dritte Geistes-Zeitgenosse zu dem großen Zwillingsgestirn. Als den vierten des Kleeblattes nennt er Ludwig Tieck, den einzigen Dichter, der mit Schelling und Humboldt, bei uns, in seiner Vaterstadt, noch lebend die alte Heroenzeit darstellt. — Der vierte Vortrag, Erinnerung an M. Luther, vom Dir. Fürbringer, mußte wegen Mangels an Zeit auf eine andere Festlichkeit verschoben werden. Ein

frohes Mahl, durch kunstvollen Gesang verschönt, endete die Festlichkeit, welcher Professor Maßmann folgendes Gedicht gewidmet hatte:

„Der zehnte November.

Es stehn zwei helle Zeichen
Am Sternenhimmel heut,
Zwei Helden sonder Gleichen
Uns der Kalender beut;
An gleichem Tag geboren,
Obschon nach manchem Jahr,
Zu gleichem Werk erkoren
Vom Geiste wunderbar.

Den ich zuerst hier küre,
Das soll das Mönchlein sein:
Die Theses an der Thüre
Die klangen noch Latein,
Da lag's wie eine Wolke
Noch auf dem Mutterwitz;
Doch als er sprach zum Volke,
Da traf's wie Donner und Blitz.

Und als er kühn bekennet
Vor Kaiser und vor Reich,
War flugs die Glut entbrennet
In allen Landen gleich;
Und als gedeutscht die Bibel
Und deutsch sie ausgelegt,
Hat er von Grund zum Giebel
Den Tempel rein gefegt.

Der Zweite, den der Zehnte
Im Windmond uns gebar,
Das war der Langersehnte
Am Vaterlandsaltar;

Der schlug mit gold'nem Hammer
An's Glockenherz der Zeit
Und hat aus tiefem Jammer
Den deutschen Geist befreit.

Unschönen ein Erschrecker
Durch Xenien blitzesschnell,
Der Wahrheit ein Erwecker,
Der Freiheit selbst ein Tell,
Wetzt' er dem Muth die Waffen
Für kühne Zukunftsmaht,
Dran Körner mitgeschaffen
Und mitgeblutet hat. —

Das sind die beiden Helden
Vom zehnten Windmondstag,
Von denen ewig melden
Bewundrung soll und mag:
Der Luther und der Schiller,
Retter aus Geistesnoth,
Des Volkes Sehnsuchtsstiller,
Ein Zwillingsmorgenroth.

Des Einen Glaub' und Liebe,
Sein Kampf- und Todesmuth,
Des Andren Schöpfertriebe
Und der Gedanken Glut —
Das sind die heil'gen Waffen
Des hehren Doppelhorts:
Soll ich in Eins sie raffen,
Es ist die Macht des Worts.

Das ist das Schwert, das scharfe,
Das durch die Seele bort;
Das ist die Aeolsharfe
Des Geistes: Zauberwort
Hochheil'ger Muttersprache,
Des Denkens Wurzelkraft,
Dich nie erschöpfte Brache
Für Kunst und Wißenschaft;

Dich Ruf zur Geisterfehde,
Dich milden Friedenshauch,
Dich Macht der reinen Rede,
Dich Recht der freien auch,
Dich, Wort, sie sollen laßen
Wohl unverkümmert stah'n
Und, wie zu Worms sie saßen,
Nie wieder an Dich gah'n."

Lütcke.

Verbesserungen.

Seite 41 Zeile 7 v. o. lies Diusburg statt Duisburg.
„ 52 „ 7 v. u. „ uns das vorläufige Urvolk statt nur d. verl. Urv.
„ 56 „ 9 v. o. „ Urbevölkerung statt Uebervölkerung.
„ 58 „ 10 v. u. „ Hortarius statt Hortanus.

Druck von J. Petsch in Berlin.



Seite 4
" 5
" 5
" 5

#S
4'4' 4'9.